

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2011 · Neue Folge Nr. 50

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2011 · Neue Folge Nr. 50

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv Reutlingen)

Redaktionsbeirat:
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Werner Krauß,
Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

© 2012 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
Katasterplan für 1820 (Ausschnitt) mit der ersten amtlichen Festschreibung von Straßennamen
(Stadtarchiv Reutlingen, Karten Stadtmessungsamt).

Inhalt

Vorwort	7
<i>Gerald Kronberger</i> Wegweiser zur Stadtgeschichte: Die Historie der Reutlinger Straßennamen	9
<i>Rainer Bunz</i> Der Ohmenhäuser Ehrenbürger Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888). Ein Leben zwischen Kirche und Kunst	113
<i>Nikolaus Meier</i> Ars una: Der Kunsthistoriker Otto Fischer (1886–1948)	147
<i>Klaus Graf</i> Urschel, Nachträulein und andere Gespenster Überlieferungen und Sagen in Reutlingen und Pfullingen	209
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	251
Autoren und Rezensenten	278
Abbildungsnachweise	279

Buchbesprechungen

- Eugen Wendler: Reutlingen. Geschichte und Gegenwart einer lebendigen Stadt, 2011 (H. Schneider) 251
- Volksbank Reutlingen (Hrsg.): Sieben Witwen und zehn Männer – Von der Handwerkerbank zur Volksbank (1861–2011), Red.: Andrea Anstädt, 2011 (E. Wendler) 253
- Thomas Deuschle: So war's in den 1970ern. Reutlingen zwischen „Döschewo“ und „Neue Deutsche Welle“, 2011 (H. Schneider) 254
- GEDOK Reutlingen (Hrsg.): GEDOK Reutlingen 1951–2011. 58 Künstlerinnen, 2011 (B. Storz) 255
- Franka Rößner: Im Dienste der Schwachen. Die Samariterstiftung zwischen Zustimmung, Kompromiss und Protest 1930–1950, 2011 (K.-A. Böttcher) 256
- Klaus Jürgen Matz: Kleine Geschichte des Landes Baden-Württemberg, 2010 (H. Schneider) 257
- Peter Sandbillier: Baden-Württemberg. Mit Texten von Wolfgang Alber, 2011 (S. Föll) 258
- Hermann Bausinger: Der herbe Charme des Landes. Gedanken über Baden-Württemberg, 4. erw. Aufl. 2011 (P. Ackermann) 259
- Nikolaus Back: Dorf und Revolution. Die Ereignisse von 1848/49 im ländlichen Württemberg (Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 70), 2010 (S. Knappenberger-Jans) 261
- Heinz Alfred Gemeinhardt und Volker Trugenberger (Hrsg.): „Die Welt bewegt sich“. Quellen und Beiträge zur frühen regionalen Eisenbahngeschichte, 2011 (B. Walldorf) 263
- Dieter Reichhold: Obere Neckarbahn. Eine Zeitreise auf der Strecke Plochingen – Wendlingen – Nürtingen – Metzingen – Reutlingen, 2010 (G. Kronberger) 266
- Gerhard Fritz und Eva Luise Wittneben: Beiträge des Tages der Landesgeschichte in der Schule 2009 in Reutlingen (Landesgeschichte in Forschung und Unterricht, 6. Jg.), 2010 (W. Borth) 267
- Roland Deigendesch, Sönke Lorenz, Manfred Waßner (Hrsg.): Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb, 2009 (W. Alber) 269
- Sabine Thomsen: Die württembergischen Königinnen Charlotte Mathilde, Katharina, Pauline, Olga, Charlotte – ihr Leben und Wirken, 2006 (I. Betz-Wischnath) 270
- Christopher Dowe: Matthias Erzberger. Ein Leben für die Demokratie, 2011 (B. Spreemann) 271
- Ulrich Renz: Georg Elser. Ein Meister der Tat (Prägende Köpfe aus dem Südwesten, Bd. 7), 2009 (W. Alber) 273
- Hermann Taigel: Pfullinger Geschichte 1918–1950, Teil 1: Pfullingen in der Weimarer Republik, Teil 2: Pfullingen im „Dritten Reich“ (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Bd. 16 und 17), 2011 (R. Tabbert) 274
- Andrea Bachmann: Tübingen – Der Stadtführer, 2010 (S. Föll) 276

Vorwort

Der vorliegende Band ist der „Fünzigste“ der Neuen Folge unserer Reutlinger Geschichtsblätter. Nach 47 Jahrgängen der alten Reihe zwischen 1890 und 1940 kam nach kriegsbedingten Unterbrechungen erst 1958/59 wieder eine Ausgabe der Vereinszeitschrift heraus – ein schmales Heft mit knapp 100 Seiten, das, wie auch seine Vorgänger, zu Recht als „Geschichtsblatt“ firmierte. Und es dauerte weitere sechs Jahre bis zur nächsten Folge: Ab 1965 erschien dann wieder in regelmäßigem jährlichem Turnus eine Ausgabe – bis weit in die 1970er Jahre hinein meist mit einem Umfang von 100 bis 150 Seiten, danach wurden die Bände zunehmend stattlicher. Bis 1978 wurden die Geschichtsblätter von dem Reutlinger Lokalhistoriker und ehrenamtlichen Kustos des Heimatmuseums, Prof. Dr. Karl Keim, herausgegeben, von 1979 bis 1988 vom Leiter des Stadtarchivs Dr. Paul Schwarz und seit 1989 von seinem Nachfolger Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, dessen „Handschrift“ nun schon der 23. Band trägt. Dass zeitgleich mit seiner Pensionierung nun dieser Jubiläums-Band auf den Weg gebracht wird, ist ein hübscher Zufall.

Ein zukunftsweisender Schritt war zweifelsohne die 1993 vereinbarte gemeinsame Herausgeberschaft durch Geschichtsverein und Stadt bzw. Stadtarchiv. Dies wirkte sich nicht nur positiv auf das äußere Erscheinungsbild der traditionsreichen Reihe aus, sondern ermöglichte auch die Veröffentlichung umfangreicher und wissenschaftlich anspruchsvoller Themenbände. So genießen die Geschichtsblätter überregional ein hohes Ansehen und bieten Jahr für Jahr ein interessantes Spektrum an neuen stadtgeschichtlichen Forschungsergebnissen. Weit über 300 Beiträge sind seither in den 50 Ausgaben der Neuen Folge publiziert worden, vom knappen archäologischen Fundbericht bis zur voluminösen geschichtswissenschaftlichen Dissertation.

Der Hauptbeitrag des vorliegenden Bandes geht in seinen Anfängen auf eine Ende der 1990er Jahre durchgeführte Veranstaltungsreihe des Stadtarchivs zurück. *Gerald Kronberger* beschäftigt sich in seinem 100-seitigen Aufsatz mit der Historie der Reutlinger Straßennamen. Dabei handelt es sich nicht etwa um die Erläuterung sämtlicher Namen, sondern um eine vor dem Hintergrund der allgemeinen historischen Entwicklung der Stadt ausgebreitete Geschichte der Straßenkennzeichnungen – von den Anfängen der Gebäudelokalisierung in der Reichsstadtzeit über die verschiedenen Stationen der Regulierung im 19. Jahrhundert bis zu den Grundzügen der Straßen-

benennung im 20. Jahrhundert im Zeichen sich rasant ausdehnender Wohn- und Gewerbegebiete. Mit profunder Quellenkenntnis sowie großer fachlicher Kompetenz schöpft der Autor aus dem reichen Fundus seiner mehr als 20-jährigen Erfahrung als Stadtarchivar und Stadtführer, wobei er die jeweiligen Vorgänge der Straßenkennzeichnung, angereichert mit vielen interessanten „Geschichten“ und Details, in die größeren stadthistorischen Zusammenhänge einbettet.

Seit jeher verstehen sich die Geschichtsblätter auch als Forum für Forschungen zur Regionalgeschichte und insbesondere zur Geschichte der Reutlinger Bezirksgemeinden. Einer wichtigen Persönlichkeit der Gemeinde Ohmenhausen widmet sich der Aufsatz von *Rainer Bunz*. Als entfernter Nachfahre des aus einer württembergischen Theologenfamilie stammenden Pfarrers zeichnet der Autor ein Lebensbild von Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888), der eineinhalb Jahrzehnte lang als Seelsorger in Ohmenhausen gewirkt hat. Dort hat er nicht nur als Dorfgeistlicher und Wegbereiter einer großzügigen Kirchnerweiterung, sondern auch als landesweit geschätzter Literat, Kunsthistoriker und Wissenschaftler Spuren hinterlassen. Im Juni 1886 verlieh man ihm in Anerkennung seiner Verdienste die Ehrenbürgerwürde.

Bereits 1986 zu seinem 100. Geburtstag ist in den Geschichtsblättern des gebürtigen Reutlinger Kunsthistorikers Otto Fischer gedacht worden. 25 Jahre später fand im Mai 2011 auf Einladung des Geschichtsvereins ein Festvortrag des Fischer-Kenners und langjährigen Bibliothekars des Basler Kunstmuseums *Nikolaus Meier* im Reutlinger Spendhaus statt. Seine Würdigung des Wissenschaftlers, Kunstgelehrten und Museumsdirektors kommt nun in erweiterter und großzügig illustrierter Form zur Veröffentlichung.

Die Sagenwelt war ein wichtiger Bestandteil der Ende des 19. Jahrhunderts als Gegenpol zu den wissenschaftlichen Oberamtsbeschreibungen aufkommenden „Heimatbücher“. Auch das 1913 erschienene und seither vielfach wieder aufgelegte „Reutlinger Heimatbuch“ von Karl Rommel enthielt eine reichhaltige Sammlung von „Bildern, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt“. *Klaus Graf*, ein ausgewiesener Fachmann auf diesem Gebiet, nimmt im abschließenden Beitrag die Überlieferungen und Sagen im Reutlinger und Pfullinger Raum sowie ihre Rezeption bis in unsere Tage aus der sachlichen Distanz des Historikers in den Blick. Dabei kommt er nach seinem Streifzug durch die lokale Traditionsbildung von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart zu dem Ergebnis, dass selbst im Zeitalter moderner Medien und des Internet die alten Sagen und Mythen in vielfältiger Weise nach wie vor Konjunktur haben und noch immer „putzmunter“ sind – was auch für unsere Reutlinger Geschichtsblätter jenseits des 50. Jahrgangs der Fall sein möge.

Wegweiser zur Stadtgeschichte: Die Historie der Reutlinger Straßennamen

Von Gerald Kronberger

Im Begleitheft zum „Amtlichen Stadtplan“ Reutlingens von 2008 sind im Straßenverzeichnis 1216 Namen genannt.¹ Im nachfolgenden Beitrag sollen keineswegs all diese Straßennamen der Stadt Reutlingen und ihrer zwölf Bezirksgemeinden von A bis Z erklärt werden.² Die Reutlinger Adressbücher ab 1928 enthalten in ihren alphabetisch gegliederten Straßenverzeichnissen entsprechende, bis zur jüngsten Ausgabe von 2002 fortgeschriebene Kurzerläuterungen. In der Ausgabe von 1928 findet sich, um hier willkürlich ein Beispiel herauszugreifen, die inzwischen auch schon wieder Geschichte gewordene Ausführung zur „Bärenstraße“: Diese wurde demnach „1843 benannt nach dem Bärenwirthshaus, jetzt Darmstädter Bank“³. Außerdem boten die Adressbücher bereits ab der Ausgabe 1890 eine Verlaufsbeschreibung der Reutlinger Straßen. So hieß es etwa damals zu besagter Straße: „Beginnt an der Wilhelmstraße am Gasthof zum Bären, führt bis zur Bebenhäuserhofstraße.“⁴ Eine grundlegende Überarbeitung und Erweiterung durch das Stadtarchiv erfuhren die Straßennamen-Erläuterungen für die Adressbuch-Ausgabe von 1961.⁵

Eine enzyklopädische Gesamtschau, die sich auch Straßenzügen wie einer Brahm-, Bruckner- oder Händelstraße, einer Jahn-, Jura- oder Jusistraße oder einem Anemonen-, Orchideen- oder Geranienweg im Einzelnen widmen müsste, wird im Folgenden nicht angestrebt. Stattdessen soll zunächst die Geschichte der amtlichen Kennzeichnung und Benennung Reutlinger Gebäude und Straßen insbesondere im 19. Jahrhundert dargestellt werden.

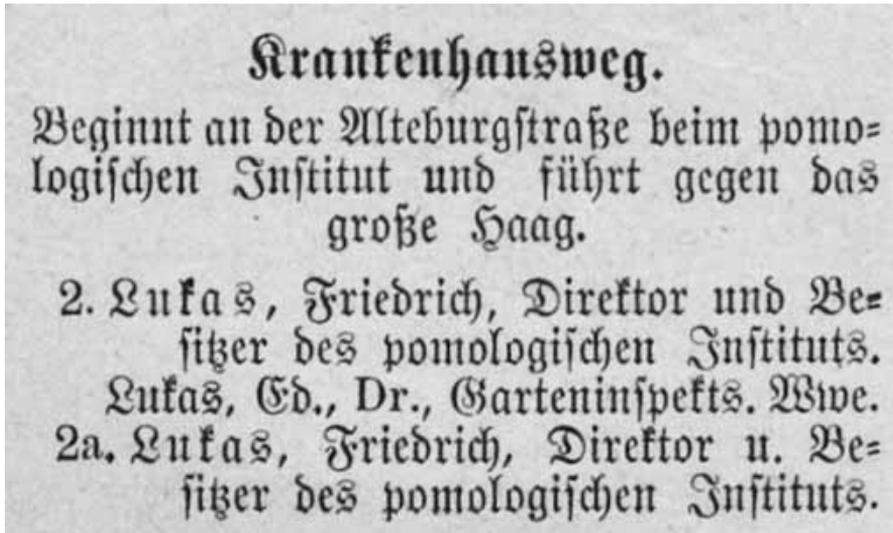
¹ Auskunft von Herrn Rolf Bansbach (Amt für Stadtentwicklung und Vermessung) vom Juni 2011.

² Grundlage des vorliegenden Textes sind die überarbeiteten sowie um Quellen- und Literaturangaben erweiterten Manuskripte für die von Stadtarchiv, Geschichtsverein und Volkshochschule veranstalteten Vorträge am 16. Juni 1997, 22. Juni 1998 und 21. Juni 1999.

³ Eröffnet 1921; im Jahr 1932 wurde die „Darmstädter und Nationalbank“ von der Dresdner Bank übernommen und 1977 deren Reutlinger Filiale in den neuen „Kronprinzenbau“ am Listplatz verlegt.

⁴ Adreßbuch für die Königlich Württembergische Kreishauptstadt Reutlingen 1890, Teil II, S. 16, sowie Adressbuch der Stadt Reutlingen 1928, Teil IV, S. 20. Die von der Stadtverwaltung herausgegebenen Reutlinger Adressbücher erschienen in unregelmäßigen Abständen zwischen 1859 und 2002.

⁵ Angemahnt durch Karl Keim im Reutlinger General-Anzeiger vom 7. Nov. 1959 und in den Reutlinger Nachrichten vom 14. Mai 1960.



In den Reutlinger Adressbüchern wurden die Straßennamen seit der Ausgabe von 1890 durch eine kurze Verlaufsbeschreibung ergänzt, wie hier beispielsweise zum damaligen „Krankenhausweg“, der heutigen Friedrich-Ebert-Straße: Im Gebäude Nr. 16 war 1890 noch das städtische Krankenhaus eingerichtet.

Diese bis heute gültigen Festlegungen bilden das Resultat eines primär fiskalisch motivierten Verwaltungshandelns. Gleichzeitig sind gerade diese im vorletzten Säkulum definierten Bezeichnungen in der Altstadt sowie im Bereich der damaligen Stadterweiterungen die – aus heutiger Sicht – ältesten Straßennamen mit zum Teil „reichsstädtischen Wurzeln“. Anders formuliert: Es sind die spezifisch *Reutlinger* Straßennamen, die einen nicht unwesentlichen Teil der historischen Identität dieser Kommune ausmachen. Der dritte Teil des Beitrags erläutert schließlich die Grundzüge der – in nicht wenigen Fällen – geradezu massenhaften Straßenbenennungen in der Achalmstadt im 20. Jahrhundert.⁶

⁶ Literaturhinweise zur allgemeinen, d. h. nicht ortsspezifischen Straßennamenforschung enthält Peter Poguntke: Braune Feldzeichen. Stuttgarter Straßennamen in der NS-Zeit und der Umgang nach 1945 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 105), Stuttgart–Leipzig 2011 (künftig: Poguntke, Braune Feldzeichen), S. 7.

1. Die Kennzeichnung Reutlinger Gebäude und Straßen vom Mittelalter bis in die Gegenwart

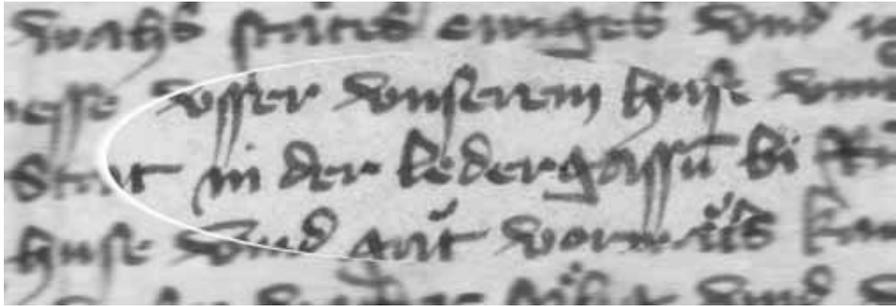
1.1 „Vor- und Frühgeschichte“ der Straßenbenennung zur Reichsstadtzeit

Heute sind Straßennamen in Verbindung mit der Hausnummer ein „ordnungspolizeiliches“ Merkmal zur Identifizierung eines einzelnen Gebäudes. Sie werden vom Gemeinderat beschlossen und kennzeichnen einen kompletten Straßenzug von dessen Anfang bis zu dessen Ende. Dies klingt banal, ist aber gemessen an einer über neunhundertjährigen Stadtgeschichte, wie sie die einstige Reichsstadt Reutlingen vorzuweisen hat, ein sehr „junges“ Phänomen: Erst im Zuge der Herausbildung einer modernen Staats- bzw. Landes- sowie Kommunalverwaltung im 19. Jahrhundert wurden in der damals württembergischen Oberamtsstadt Reutlingen Straßennamen als Grundlage einer vielfältigen Verwaltungsarbeit eindeutig festgelegt.

Doch auch davor war natürlich die Notwendigkeit gegeben, einzelne Gebäude in der Stadt genau zu kennzeichnen. Bereits in den ältesten Quellen des Stadtarchivs, den ab 1298 überlieferten mittelalterlichen Pergamenturkunden, spielt diese genaue Lokalisierung eine wichtige Rolle. Bei den Urkunden handelt es sich mehrheitlich um Kaufverträge, Schuldverschreibungen und Stiftungsbriefe. In ihnen wurde, vereinfacht ausgedrückt, der damalige Geld- und Immobilienverkehr schriftlich fixiert. Die Urkunden waren dabei das entscheidende Instrument, das Gültigkeit und Dauerhaftigkeit der Verträge und somit Rechtssicherheit garantierte. Die ältesten Überlieferungen von Gebäude- und Straßenbezeichnungen in Reutlingen waren demnach – modern gesprochen – „notariell“ begründet.

Als Beispiel für eine solche Vertragsurkunde mag ein „Gült-“ bzw. Schuldbrief aus dem Jahr 1391 dienen: In der besiegelten Urkunde verpflichtet sich der Aussteller, ein Reutlinger Bürger namens Hans Schopp, samt seinen Nachkommen zur Zahlung von jährlich einem Pfund Heller an die später so genannte Armenpflege, die vor den Toren der Stadt ein Siechenhaus unterhielt. Schopp dürfte im Vorfeld der Schuldverschreibung eine größere Summe Geld von der Pflugschaft geborgt haben. Die Schuldzahlungen erfolgten, wie in der vierten Urkundenzeile zu lesen, „usser minem Hus“, also „aus dem Haus“ des Hans Schopp, das als Sicherheit für die Gläubigerin diente. Der Standort des Hauses wird ebenfalls am Ende der vierten Zeile beschrieben, nämlich dass es „gelegen ist ze Rutlingen in der gassen bi dem Lindlin an Haintzen Landoltz Hus und an Bentzen Scherlings Gartlen“.⁷

⁷ StadtA Rt., Reichsstädtische Urkunden und Akten Nr. 1659.



Bereits in spätmittelalterlichen Urkunden werden Reutlinger Straßennamen greifbar: In dem gezeigten Beispiel von 1395 (Ausschnitt, bearbeitet) ist ein Haus „in der ledergass[e]n“ genannt, das im Folgenden über Angaben zu den Nachbargebäuden genauer lokalisiert wird.

Der Passus beinhaltet zum einen die simpelste und im wahrsten Sinne des Wortes „naheliegendste“ Möglichkeit, eine Immobilie zu lokalisieren: nämlich über die Nachbarn bzw. die Nachbargebäude oder -grundstücke, also hier das Haus eines Heinz Landolz und das Gärtlein eines Benz Scherling. Bis zur Einführung einer sinnvollen Hausnummerierung in Reutlingen im Jahr 1888 wurden einzelne Gebäude im amtlichen Schriftverkehr grundsätzlich durch solche Angaben beschrieben. In vielen Fällen beschränkte man sich in Urkunden und Lagerbüchern sogar auf die Nennung der Nachbarn bzw. deren Immobilien.

Im vorliegenden Fall wird des Weiteren eine öffentliche Stätte zur Lagebeschreibung herangezogen, nämlich eine Linde. Diese hatte dort gestanden, wo heute Lindenstraße und Kanzleistraße aufeinandertreffen, dem Standort eines „Landtags“ bzw. eines Landgerichts, das auf vorstädtische Zeit zurückgeht.⁸ Bei der Linde haben wir es demnach mit einer alten Gerichtslinde zu tun, die zumindest bis ins ausgehende 14. Jahrhundert an dieser Stelle wuchs. Exemplarisch ist hier erkennbar, wie in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Archivalien eine markante Stätte innerhalb der Stadt als Bezugspunkt der Lagebeschreibung dient. Ein Haus oder ein Grundstück lag beispielsweise „bei der Kapelle“, bei diesem oder jenem Hof oder „an der Stadtmauer“. Der Gültbrief von 1391 ist insofern schon recht „modern“, als hier nicht nur die Stätte selbst, nämlich die Gerichtslinde, genannt ist, sondern vielmehr die nach dieser Linde benannte Gasse, also die „gassen bi dem Lindlin“. Wir haben hier somit einen frühen Beleg für einen echten Straßennamen, in diesem Fall die heutige „Lindenstraße“. Insgesamt ist die Urkunde ein Beispiel für die „Vor- und Frühgeschichte“ der Straßenbenennungshistorie in Reutlingen vor dem

⁸ Herbert Kopp: Die Anfänge der Stadt Reutlingen. Ein Beitrag zur Stadtopographie, Reutlingen [1961] (künftig: Kopp 1961), S. 64.

19. Jahrhundert: Straßennamen, die in eindeutig geregelter Weise das ganze Stadtgebiet erfassten, hat es in dieser Zeit nicht gegeben.

Gerade das aber macht die Unzulänglichkeit solcher Beschreibungen deutlich, deren Sinn und Zweck es ja war, dauerhaft Rechtssicherheit zu garantieren. Es ist schon längst nicht mehr bekannt, wo 1391 Heinz Landolz gewohnt oder sich Benz Scherlings Gärtlein denn nun genau befunden hat. In einem Gemeinwesen mit vielleicht 4000 Einwohnern und einem durch die Stadtmauern stark begrenzten Areal, wie es die Reichsstadt Reutlingen im ausgehenden 14. Jahrhundert gewesen war, mag eine solche Beschreibung ausgereicht haben. Doch spätestens im 19. Jahrhundert, in dessen Verlauf die Stadtbevölkerung von etwa 8000 auf rund 20 000 Personen anwuchs, wurde eine systematische Straßenbenennung unumgänglich.⁹

1.2 Festschreibung der Straßennamen durch Katasterplan 1820 und Stadtratsbeschluss 1843

Einen ersten Anlauf in diese Richtung markieren die sogenannten „Urkarten“ der württembergischen Landesvermessung. Sie wurden gleich zu Beginn dieses groß angelegten und ehrgeizigen Unterfangens, das 1818 im damaligen Königreich eingeleitet worden war, für das Oberamt Reutlingen erstellt.¹⁰ Für das Stadtgebiet Reutlingens konnten auf der Grundlage dieser „Urkarten“ von 1820 sowie der jüngeren Flurkarten im Folgenden Sonderkarten angefertigt werden, für die auch der Titel „Katasterplan“ verwendet wurde.¹¹ Die entsprechende Sonderkarte für 1820 ist der älteste Reutlinger Stadtplan, der kartographischen Ansprüchen genügt.¹² Davor gibt es zwar noch den sogenannten „Bettelplan“ von 1727, der nach dem großen Stadtbrand 1726 gedruckt worden war. Er bietet einen Grundriss der Stadt, dem jedoch keinerlei exakte Vermessungen vorausgegangen waren. Bezeichnenderweise sind auf dem „Bettelplan“ auch keine Straßennamen eingezeichnet.¹³

⁹ Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg: Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997 (künftig: Kreisbeschreibung 1997), Bd. II, S. 363.

¹⁰ Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (zuvor: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg), Flurkarten Reutlingen sowie Sonderkarten.

¹¹ StadtA Rt., Karten Stadtmessungsamt Nr. 150. Gedruckt u. a. in: Stadtverwaltung Reutlingen/Stadtmessungsamt (Hrsg.): Dokumente zur Stadtgeschichte. Atlas mit Plänen und Luftbildern von Reutlingen, Reutlingen 1990 (künftig: Atlas Reutlingen 1990), S. 5.

¹² Im vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegebenen Archäologischen Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 23: Reutlingen (bearb. von Alois Schneider u. a.), Esslingen 2003 (künftig: Archäologischer Stadtkataster 2003) ist als Kartenbeilage 4 b die Sonderkarte als „Urkarte 1820 (Ausschnitt)“ reproduziert und auf S. 237 näher erläutert.

¹³ Stadt Reutlingen/Heimatmuseum und Stadtarchiv: StadtBildGeschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, Reutlingen 1990 (künftig: StadtBildGeschichte), S. 52 f.



Der Katasterplan für 1820 bot erstmals eine amtliche und übersichtliche Festschreibung Reutlinger Straßennamen: hier ein Ausschnitt mit dem nord-westlichen Teil des Stadtkerns.



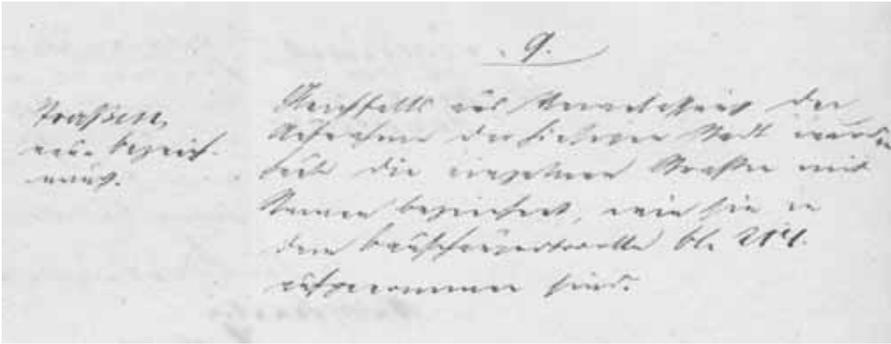
Ausschnitt aus dem Katasterplan 1820 mit dem südöstlichen Teil des Stadtkerns. Die innerhalb des reichsstädtischen Mauerrings verlaufenden Straßenzüge wurden traditionell als „Gassen“ bezeichnet.

Erst der Katasterplan 1820 bietet eine umfassende Kenzeichnung der Straßen innerhalb des damals noch weitgehend intakten Stadtmauerrings. Der Plan stellt diesbezüglich keine zufällige archivalische Quelle dar, auf der Straßen- und Gassenamen lediglich en passant für die Nachwelt festgehalten worden sind. Er ist vielmehr das älteste amtliche Dokument, durch das eine offizielle und systematische Festschreibung der Namen von 40 Straßenzügen und Plätzen erfolgte. Dazu gehörten insbesondere die großen innerstädtischen Straßenzüge Katharinen-, Kanzlei- und Wilhelmstraße. Die Mehrzahl der hier genannten innerstädtischen Bezeichnungen haben, zumindest in modifizierter Form, bis heute Bestand, auch wenn ihr Verlauf 1843 genauer definiert wurde und somit zahlreiche weitere Straßennamen vergeben werden mussten.

Die 1818 eingeleitete württembergische Landesvermessung stellte jedenfalls eine grundlegende Verwaltungsleistung dar. König Wilhelm I. hatte das junge Königreich kartographisch einheitlich erfassen lassen, nicht zuletzt, um „die schwierige Aufgabe einer gerechten und gleichmäßigen Verteilung der Steuern“ zu meistern.¹⁴ Nach der bereits aufgezeigten „notariellen“ Notwendigkeit, eine Immobilie mittels Straßennamen exakt zu kennzeichnen, wird hier nun der entscheidende Grund genannt, weswegen sich staatliche und kommunale Verwaltungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts primär um eine geordnete Straßenbenennung bemüht haben: das fiskalische Motiv. Ein Kataster ist gemäß Duden-Definition „ein amtliches Grundstücksverzeichnis, das als Unterlage für die Bemessung der Grundsteuer geführt wird.“ Einheitliche Straßennamen waren in diesem Kontext ein wichtiges Hilfsmittel zur exakten Erfassung des zu besteuernenden bürgerlichen Besitzes.

Teilweise macht jedoch auch der Katasterplan für 1820 noch einmal die Mängel der planlosen Gassenbezeichnungen vor dem 19. Jahrhundert deutlich: So tragen viele Straßenzüge gar keine Bezeichnung wie beispielsweise die heutige Jos-Weiß-Straße, Klosterstraße oder Hirschstraße. Auch gab es Straßennamen, die gleichzeitig für mehrere Straßenzüge gegolten haben: etwa die „Nürtingerhof-Gasse“, vor allem jedoch eine „I te“ und „II te Gerber-Gasse“, die dann noch durch zwei weitere „Gerber-Gassen“ ergänzt wurden. Außerdem konnten verschiedene Abschnitte ein- und desselben Straßenzugs unterschiedliche Namen tragen: so der Verbund aus „Metzger-“ und „Kirch-Gasse“. Schließlich haben sich die Kartographen von 1820 bei den Nebenstraßen von Metzgerstraße und Weibermarkt mit schematischen Notbezeichnungen beholfen: dem sogenannten „I ten“ bis „VI ten Gaessle“ der heutigen Metzgerstraße sowie dem „I ten“ bis „III ten Gaessle“ am Weibermarkt – auch ein Hinweis darauf, dass es vor dem 19. Jahrhundert hierfür keinen bzw. keinen eindeutigen Namen gegeben hat.

¹⁴ Alfred Dehlinger: Württembergs Staatswesen (2 Bde.), Stuttgart 1951 u. 1953, S. 828 f.



Im Januar 1843 beschloss der Stadtrat unter Punkt 9 eine grundlegende Straßenneubezeichnung: „Gleichfalls aus Veranlassung der Aufnahme der hiesigen Stadt wurden heute die einzelnen Straßen mit Namen bezeichnet, wie sie in dem Bauschauprotokolle Bl[att] 214 aufgenommen sind.“

Erst 1842/43 schlägt die Geburtsstunde einer kommunalpolitisch geregelten Straßenbenennung. Mit dem Stadtratsbeschluss vom 4. Januar 1843 ist ein amtliches Dokument überliefert, das sich unter Punkt 9 zwar kurz, aber doch gezielt und ausschließlich mit der Straßennamensgebung befasst: Demnach wurden „aus Veranlassung der Aufnahme der hiesigen Stadt [...] heute die einzelnen Straßen mit Namen bezeichnet, wie sie in dem Bauschauprotokolle Bl[att] 214 aufgenommen sind.“ Die zitierte „Aufnahme der hiesigen Stadt“ ist bereits unter Punkt 8 als „gegenwärtig in Arbeit befindliche neue Aufnahme des hiesigen Stadtplanes“ genauer beschrieben¹⁵ – eine Neuaufnahme, die sich vor dem Hintergrund einer Revision der Landesvermessung für das Oberamt Reutlingen vollzog. Diese hatte zwar nach 1818 hier ihren Anfang genommen, sich aber andererseits schon sehr bald als nachhaltig überarbeitungsbedürftig erwiesen.¹⁶ Erst im Zusammenhang mit ihrer Anfang der 1840er Jahre durchgeführten Erneuerung erfolgte schließlich auch die Anlegung des seither fortgeschriebenen Reutlinger „Primärkatasters“. Ebenfalls in diesem Kontext steht eine Neuanlegung der noch nach Zünften gegliederten städtischen Steuer- und Güterbücher. Auch die Festlegung der Reutlinger Straßennamen 1843 ergab sich jedenfalls aus dem Verwaltungsinteresse heraus, das zu besteuernde Immobilienvermögen der Bürgerschaft exakt zu erfassen.

¹⁵ StadtA Rt., C 3 Stadtratsprotokolle 1843–1844 (künftig: Stadtratsprotokoll 1843/44), S. 4 f. Der „neue“ Stadtplan ist als „Plan der Stadt Reutlingen nach der neuen Aufnahme der allgemeinen Landesvermessung vom Jahr 1842“ überliefert (gedruckt in: Atlas Reutlingen 1990, wie Anm. 11, S. 6).

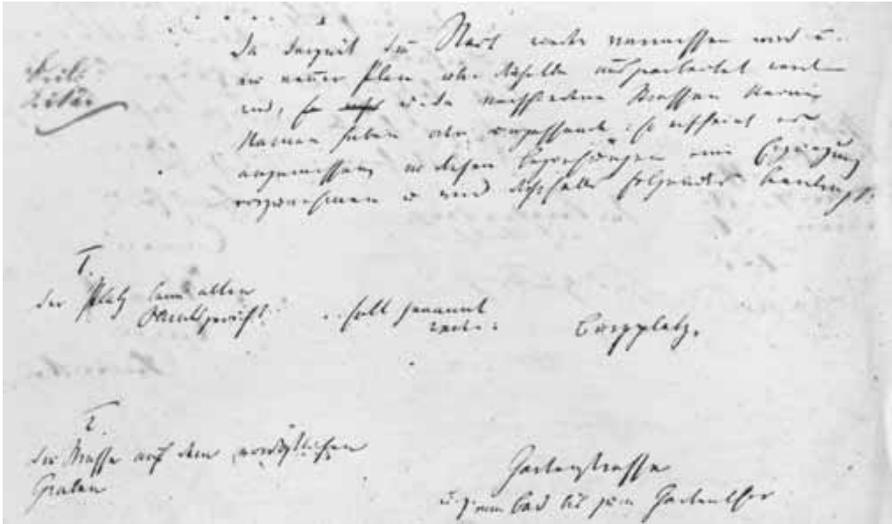
¹⁶ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1893 (künftig: Oberamtsbeschreibung 1893), Erster Teil, S. 2 f.

Grundlage des Stadtratsbeschlusses war, wie zitiert, ein Eintrag im Band der Reutlinger „Bauschauprotokolle“ vom Herbst 1842. Er lautet: „Da derzeit die Stadt wieder vermessen wird und ein neuer Plan über dieselbe ausgearbeitet werden wird und da verschiedene Strassen keine Namen haben oder unpassende: so erscheint es angemessen an diesen Bezeichnungen eine Ergänzung vorzunehmen [...]“¹⁷ Auf den folgenden sieben Seiten findet sich – versehen mit den Ziffern 1 bis 60 – erstmals eine kommunalpolitisch geregelte Vergabe Reutlinger Straßennamen: Auf der linken Blatthälfte wurden jeweils der Verlauf bzw. die alte „unpassende“ Bezeichnung der Straßenzüge notiert und in der rechten Spalte der neue Straßename festgehalten. So bekam – um einige ausgewählte Beispiele folgen zu lassen – etwa die Verbindung „vom Zeughaus bis zum Mühlthor (an der Mauer)“ nun den Namen „Josua Weiß Strass“ (Nr. 59) oder „das Gäßle unterhalb des Abtshofes“ den Namen „Zwiefalterhof Strasse“ (Nr. 27). Die „1. Gerbergass“ hieß fortan „obere Gerberstrasse“, die „2. Gerbergass“ jetzt „untere Gerberstrasse“ (Nr. 40 u. 41), die zwei weiteren „Gerber-Gassen“ auf dem „Katasterplan“ für 1820 wurden in „Bebenhäuserhofstrasse“ und „Glaser Strasse“ (Nr. 41 und 44) umbenannt. Und erstes und zweites „Metzgergäßgäßle“ (Nr. 28 u. 29) erhielten beispielsweise die Bezeichnungen „Schmied-“ und „Schreinerstrasse“.

Im offiziellen Sprachgebrauch markiert die Straßenbenennung von 1843 dabei auch einen rigorosen Übergang von der Verwendung des Begriffs „Gasse“ auf „Straße“. Während der Reichsstadtzeit war in Reutlingen generell die Bezeichnung „Gasse“ gebräuchlich. Mit dem Übergang an Württemberg beginnt auch hier das „Straßen“-Zeitalter. Auf dem Katasterplan 1820 kündigt sich dieser Wandel an: Die Neubenennungen von 1817, auf die weiter unten noch näher eingegangen wird, nämlich die „Wilhelm-“, „Katharinen-“ und „Kanzleistraße“ stechen aus den sie umgebenden Gassen und Gässlein heraus. Im 1842 angelegten Bauschauprotokoll wurde abschließend ebenso kurz und bündig wie auch eindeutig festgehalten: „Im übrigen überall im Plan statt Gasse oder Gäßle Strasse“. Jedoch hatte der Schreiber sich diese Konsequenz im Sprachgebrauch wohl erst bei der endgültigen Beschlussfassung im Januar 1843 zu eigen gemacht: Mit etwas hellerer Tinte sind in den Ersteinträgen der Vorlage vom Jahresende 1842 zahlreiche „Gassen“ gestrichen und durch „Straßen“ ersetzt. Innerhalb des Stadtmauerings verlaufende Verbindungen wurden erst im Zuge des Benennungsprozesses 1842/43 zur Straße erhoben und so beispielsweise aus einem „Spitalgäßle“ eine Spitalstraße, aus einem „Schulgäßle“ eine Schulstraße oder aus einem „Bollwerkgäßle“ eine Bollwerkstraße.

Grundsätzlich verdrängte im 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum der Begriff „Straße“ den der „Gasse“. Davor wurden die beiden Wörter auch

¹⁷ StadtA Rt., Bauschauprotokoll 1838–1843 (künftig: Bauschauprotokoll 1838/43), Bl. 214 v.



Im Bauschauprotokoll vom Herbst 1842 war die umfassende Namensgebung für Reutlingens Straßen vorbereitet worden. Nach einer kurzen Einleitung sind die neuen Bezeichnungen unter den Ziffern 1 bis 60 aufgeführt: hier der „Burgplatz“ und die „Gartenstrasse“.

synonym verwendet, und nimmt man etwa das Beispiel der österreichischen Metropole Wien, so bezeichnet eine „Gasse“ dort bis heute oftmals das, was bei uns eine „Straße“ wäre. In dem ab 1852 erschienenen „Deutschen Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm wird jedoch die Straße genauer als diejenige Verbindung definiert, die übers Land führt und sich durch die Städte fortsetzt.¹⁸ Ein Beleg für dieses Verständnis ist im Reutlinger Katasterplan 1820 das „Straßen“-Trio aus Wilhelm-, Katharinen- und Kanzleistraße: Im Gegensatz zu den innerhalb des damals noch weitgehend geschlossenen Mauerrings gelegenen „Gassen“ setzten sie sich jenseits der Stadttore als Überlandstraßen fort. In Reutlingen wurde bezeichnenderweise der Begriff der „Gasse“ genau in der Zeit aus dem amtlichen Sprachgebrauch verdrängt, als die Stadtmauerabschnitte sukzessive fielen und die zuvor innerstädtischen Gassen sich gleichsam nach außen öffnen und fortsetzen konnten. Der Reutlinger Chronist Carl Bames resümiert hierzu: „Bis zum Jahr 1817 hatte die Stadt nur sechs Ausgänge: die vier Hauptthore und das Mühlthor und Gerberthor. Alle sechs Ausgänge waren mit Thürmen versehen. Von 1817 bis 1858 wurden 14 weitere

¹⁸ Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 4: Förschel – Gefolgsman (bearbeitet von Jacob Grimm, Karl Weigand und Rudolf Hildebrand), Leipzig 1878, Sp. 1440 f.

Ausgänge eröffnet.“¹⁹ Das Grimm'sche Wörterbuch konstatiert diesen allgemeinen Sprachwandel in einer Zeit des nachhaltigen Städtewachstums im 19. Jahrhundert mit der Formulierung, dass „auch die alten Gassen sich immer mehr umtaufen lassen müssen und zu Straßen erhöht werden.“

Zu ergänzen ist, dass schließlich im 20. Jahrhundert die Regel von 1843 zur ausschließlichen Verwendung des Begriffs „Straße“ keineswegs eisen durchgehalten wurde. So gab ein Reutlinger Gemeinderat, dem „eine individuellere Benennung der Straßen“ am Herzen lag, im Juli 1946 ein grundsätzliches Unbehagen zu Protokoll. Ihm war wichtig, dass „auch die Bezeichnungen ‚Weg‘, ‚Gasse‘ usw. gebraucht werden“. Dies wurde durch Oberbürgermeister Kalbfell als berechtigtes Anliegen anerkannt.²⁰ Tatsächlich finden sich heute unter den eingangs genannten 1216 Straßennamen zahlreiche „Wege“. Sie wurden insbesondere ab den 1950er Jahren für jene Verbindungen verwendet, die der Binnenerschließung von Wohngebieten dienen. Doch auch schon vor 1946 verwendete man den Begriff „Weg“. 1922 etwa erhielt die aussichtsreiche Straße „Der schöne Weg“ an den Ausläufern der Achalm ihre Bezeichnung.²¹ Zwischenzeitlich verlaufen sogar wieder einige „Gassen“ durch die Großstadt Reutlingen. Sie liegen mehrheitlich in den Bezirksgemeinden, eine davon jedoch sogar innerhalb der Altstadt. Sie wurde 1976 bei der Umbenennung der vormaligen „Bronnweiler Straße“ beim Tübinger Tor aus der Taufe gehoben: die „Mettmannsgasse“. Im Gegensatz zur amtlichen Regelung war der Begriff der „Gasse“ umgangssprachlich sowieso gebräuchlich geblieben. Das prominenteste Beispiel hierfür ist die mundartliche (und nicht exakt deutbare) Bezeichnung „Battengasse“ für die Wilhelmstraße.²²

1.3 Die Stadtteile I bis V von 1843

1843 war das Geburtsjahr einer kommunalpolitisch geregelten und umfassenden Straßenbenennung in Reutlingen. Grundsätzlich erhielten sämtliche damals existierenden Straßenzüge spätestens zu diesem Zeitpunkt einen eindeutigen, in vielen Fällen neuen Namen. Diese Festlegungen hatte man bereits im Herbst des Jahres 1842 im Bauschauprotokoll der Stadt Reutlingen schriftlich fixiert und anschließend – nach mehreren kleineren Änderungen – durch einen Beschluss des Stadtrats vom 4. Januar 1843 sanktioniert. Am Schriftbild

¹⁹ Carl Bames: *Chronica von Reutlingen*. In *Freud und Leid, im Festtags- und im Werktagskleid* (Von 1803–1874), Reutlingen 1875 (künftig: Bames), S. 136.

²⁰ StadtA Rt., C 10 Protokoll des Gemeinderats-Komitees 1946, § 188.

²¹ Reutlinger General-Anzeiger vom 31. März 1922.

²² Genannt etwa in der „Sebastian“-Kolumne „Funkenchaise und Roßbollen“ des Reutlinger Wochenblatts vom 9. Juni 1994 (Verfasser: Wolfgang Wagner). Zu „batten“ (abgeleitet von frz. „battre“) vgl. Hermann Fischer (Bearb.): *Schwäbisches Wörterbuch*, Erster Band, Tübingen 1904, Sp. 681. „Batten“ könnte von dem schwäbischen Ausspruch „des hoat bat-tet“ im Sinne von „das hat hingehauen“ für erfolgreich getätigte Geschäfte abgeleitet sein.

des besagten Bauschauprotokolls fällt dabei auf, dass sowohl der Protokoll-Ersteintrag wie auch die nachträglichen Ergänzungen von schneller Hand – um nicht zu sagen: schwer leserlich und schlampig – niedergeschrieben sind. Auf die Einheitlichkeit der Schreibweise wurde ebenfalls keinerlei Wert gelegt: Einmal ist der Namensbegriff mit dem Wort „Strasse“ zusammengeschrieben („Gartenstrasse“, Nr. 2), einmal durch Bindestrich mit demselben verbunden („Leder-Strasse“, Nr. 4) und bei „Carl’s Strasse“ (Nr. 5) stehen beide Begriffe separat. Die erstmalige Definition Reutlinger Straßennamen wurde demnach nicht als feierliche Amtshandlung begriffen, sondern als unumgängliche Notwendigkeit, der man sich möglichst schnell entledigte.

Wenig zukunftsweisend am Ratsbeschluss vom 4. Januar 1843 war auch die vorgesehene Art und Weise der Gebäudenummerierung. 1798 war eine solche Zählung in Reutlingen erstmals erfolgt: Sie hatte im Süden der Stadt, an der Pfullinger Markung, mit Hausnummer 1 eingesetzt und mit Nummer 937 im Norden, in der unteren Vorstadt, geendet. Entscheidend dabei war, dass die Gebäude ohne Rücksicht auf die einzelnen Straßenzüge gekennzeichnet wurden.²³ Mit dieser Aktion war somit eine Grundlage zur Erfassung des Gebäudebestands geschaffen worden – zur genauen Lokalisierung einzelner Häuser war dies jedoch ungeeignet. Andererseits erstreckte sich das Stadtgebiet damals noch nicht wesentlich über die Stadtmauern hinaus und blieb somit recht übersichtlich. Mit rund 8000 Personen hat Reutlingen um 1800 weniger Einwohner besessen als heute allein in der Bezirksgemeinde Betzingen leben.

1843 bemühte sich nun der Stadtrat, dieses System der Gebäudekennzeichnung zu verbessern, und beschloss in besagter Sitzung am 4. Januar, „die



Ein Beispiel für die Gebäudenummerierung nach Stadtteilen zwischen 1843 und 1888: Das Geburtshaus von Hermann Kurz, die heutige Wilhelmstraße 95 (linke Haushälfte), trug damals die Bezeichnung „II. Stadttheil Numero 31“.

²³ Hans Kungl: Geschichte der Gaststätten in Reutlingen (künftig: Kungl, Gaststätten-geschichte), in: RGB NF 16 (1978), S. 32 f.

Hausnummern-Eintheilung abzuändern und die Häuser nach Vierteln nummerieren zu lassen.“²⁴ So wurde das alte System der schematischen Gebäude-Durchnummerierung aber nur modifiziert, indem das Stadtgebiet durch fünf dividiert und danach wie bisher verfahren wurde. Von den fünf neuen Stadtteilen bildete der erste die „Obere Vorstadt“ und jeweils zwei gehörten zur „Oberen Stadt“ bzw. zur „Unteren Stadt“. Wie 1798 war man von der topographischen Situation ausgegangen und hat die Erfassung von Süden nach Norden bzw. vom Oberlauf der Echaz her durchgeführt: Die „Obere Vorstadt“ bzw. der „Erste Stadttheil“ war der Bereich südöstlich der eigentlichen Kernstadt; Trennlinie zwischen sogenannter „Oberer Stadt“ („Zweiter“ und „Dritter Stadttheil“) und „Unterer Stadt“ („Vierter“ und „Fünfter Stadttheil“) waren Rathausstraße, Marktplatz und Krämerstraße. Dritter und vierter Stadtteil lagen südwestlich der Wilhelmstraße, zweiter und fünfter Stadtteil nordöstlich davon.²⁵ Zum vierten Stadtteil zählte aber auch die weit außerhalb der Stadt an der Straße nach Gönningen gelegene Schieferölfabrik, während der fünfte Stadtteil beispielsweise jene Gebäude umfasste, die nördlich (Bereich Friedhof Unter den Linden) und westlich (u. a. „Werner’sche Anstalten“) des ehemaligen Hauptmauerrings lagen.

Innerhalb eines Stadtteils waren die einzelnen Gebäude nach einem letztlich willkürlich anmutenden „Rundgang“ durchnummeriert. Schlägt man beispielsweise die Seiten 16 und 17 im ältesten Reutlinger Adressbuch von 1859 auf, so sind hier die ersten 54 Gebädenummern des dritten Stadtteils erfasst: Die Nummern 1 bis 12 kennzeichneten dabei die Häuser auf der linken Seite der Kanzleistraße, dann wurden Gebäude auf der dem Marktplatz zugewandten Seite der Oberamteistraße erfasst. Die Nummern 18 bis 25 markieren wiederum Baulichkeiten auf der rechten Seite der Kanzleistraße zurück zum Marktplatz, wo ebenfalls noch die Gebäude Nummer 26 bis 28 „mitgenommen“ wurden. Weiter ging es mit der Nummerierung auf der linken Straßenseite der Rathausstraße (die gegenüberliegende Häuserzeile gehörte bereits zum vierten Stadtteil), dann ein kurzes Stück der Stadtmauerstraße entlang, die sich damals noch vom Tübinger Tor bis zur Oberamteistraße erstreckte. Es folgten die linken und rechten Seiten der kurzen Straßenzüge von „Rebenthal“ und „Rebenthalstrasse“ usw.²⁶ Hätte man diese Art der Gebäudekennzeichnung beibehalten, so wäre heute der bis 1966 fertiggestellte Ratssaal am Marktplatz etwa das Gebäude Nr. 28 im dritten Stadtteil bzw. – die Nummern der Stadtteile wurden zumeist mit römischen Ziffern angegeben – das Gebäude „III Numero 28“. Gemäß Adressbuch von 1859 handelte es sich damals

²⁴ Stadtratsprotokolle 1843/44 (wie Anm. 15), S. 4.

²⁵ Polizei-Commissär Mössinger (Hrsg.): Wegweiser für die Königlich württembergische Kreishauptstadt Reutlingen [Adressbuch], Reutlingen 1876, S. 7, 14, 24, 34, 43.

²⁶ StadtA Rt., Stadtmessungsamt: Brouillon der Ortslage [1842] (künftig: Brouillon 1842), Bl. XI–XIV.

— 16 —		
Nro.	Nro.	
Kindsbater, Soph., Schneiders Wittwe.	Schradin, Jakob, Weingtr.	
305 Benz, Ludwig, Weingärtner.	Votteler, Christobh, Weingärt. Christophs Sohn.	
Nöhm, Heinrich, Weingärtner.	309 Biedermann, Jak., Weingtr.	
Walz, Conrad, Weingärtner.	Schradin, Joh. Mich., Wgtr.	
306 Fischer, Jakob, Buchdrucker.	Schradin, Martin, ig., Wgtr.	
Knapp, Jakob, Wittwe.	Faß, Magdalene, ledig.	
Ruh, Carl, Rothgerber.	309 Schradin, Mart., Wgtrs. We.	
Walz, Wilh., Dav., Buchdrckr.	Nidelin, Louis, Photograph.	
307 Lamparter, Simon, Weingtr.	Göppinger, Heinr., Verkäufer.	
Obere Stadt,		
vom Marktplatz bis zur Josua-Weißstraße und der obern Lederstraße einschließlich.		
Dritter Stadttheil.		
Nro.	Nro.	
Ganzleifstraße.		
1 Grüniger, Jak., Traubenvirth.	12 Freudenweiler, J., Schneider.	
2 Schramm, Jr., Glaser und Verkäufer.	Kiefer, W., Steuerwachtmeister.	
Kennigott, Rite, Näherin.	Oberamteifstraße.	
3 Elwert, Adolph, Conditior.	13 Kurz, Christ. Adam, Seisensieders Wittwe.	
4 Sach, Johs., Lederhändler.	14 Merth, Joh. Georg, Sattler.	
5 Bihler, Bernhard, Metzger.	15 Widmann, Joh. Georg, Wgtr.	
Fuchs, Johs., Schneider.	16 Klein, Jb., Weingärtners Wte.	
Krais, David, Wundarzt.	17 Bardtenschlager, J. Gottl., Kaufmann.	
Schwallier, Js., Schirmmachers Wittwe.	Ganzleifstraße.	
6 Fasnacht, Jak. Metzger u. Wirth.	18 Fasnacht, Joh. Og., Metzger.	
7 Spannagel, Ludwig, Bäcker.	19 Schleicher, Ludw., Webermstr.	
Hummel, Dav., Stadtraths We.	Gaiser, Joh. Jakob, Schuster.	
Späth, Caspar, Bortenmacher.	20 Luz, Friedr., Mehlhändler.	
8 Votteler, Joh. G., Kammacher.	Reicharter, Jakob, Metzger.	
Gaiser, Johs., Schusters Wte.	21 Ueber, Aug., Sedler.	
9 Bihler, Phil. Jak., Bortenm.	Faß, Dav., Wgtrs. Wittwe.	
10 Klein, Michael, Weingärtner.	Klein, Friedrich, Schuster.	
Gminder, Johann Georg, Buchdrucker.	Köhle, Reinhold, Tischscheerer.	
11 Moll, Jak., Schuster.	22 Tochtermann, Peter, Maurermeisters Wittwe.	
Rodenstiel, Jakob, Buchdrucker.		

Das erste Reutlinger Adressbuch von 1859 belegt die rein numerische Erfassung der Gebäude innerhalb der fünf 1843 festgelegten Stadtteile. Die Straßennamen hatten eine untergeordnete Bedeutung; hier die Nummern 1 bis 22 des dritten Stadtteils.

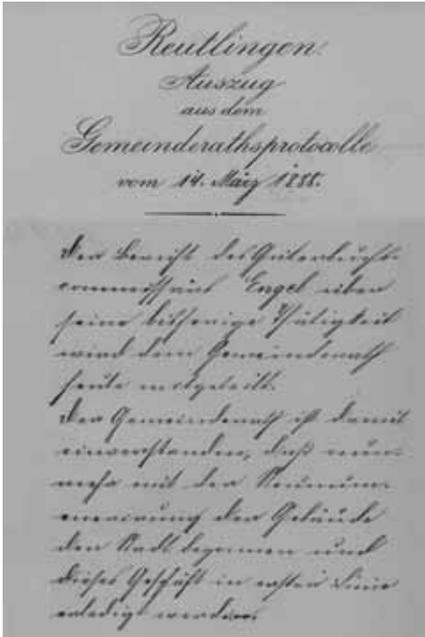
um ein „Waag- und Kaufhaus“, das an dieser Stelle stand. Es sollte 1861 einem „Fruchthallen“-Neubau weichen, der schließlich zwischen 1872 und 1874 zum damaligen „neuen“ Rathaus umgebaut wurde, das wiederum 1945 bei den Bombenangriffen auf Reutlingen zerstört wurde.

1.4 Gebäudenummerierung nach Straßen 1888

Die 1843 eingeführte Gebäudenummerierung nach Stadtteilen – und nicht nach Straßen – führte im Laufe der Zeit zu einer immer größeren Unübersichtlichkeit. Vor allem in dem Maße, in dem neue Straßenzüge angelegt wurden, die dann einem entsprechenden Stadtteil zugeordnet und mit einer scheinbar zusammenhanglosen hohen Nummer gekennzeichnet werden mussten. Der uns heute vertraute und allgemein übliche Zustand, dass ausschließlich der Straßename Grundlage der Gebäudenummerierung ist, wurde in Reutlingen im Jahr 1888 Wirklichkeit. Wieder einmal gab die Neuerfassung des zu steuernden bürgerlichen Vermögens den Anlass: Durch die Einführung neuer Maß- und Münzeinheiten (Metermaß, Reichsmark) und einer reichseinheitlichen Steuergesetzgebung ab 1871 war eine Überarbeitung des alten Steuer- bzw. Güterbuchs aus den 1840er Jahren notwendig geworden. Zu diesem Zweck wurde 1886 eigens ein sogenannter „Güterbuchkommissär“ bestellt, nämlich der bisherige Stadtpflegebuchhalter Traugott Engel. Die Vorworte der beiden von ihm angelegten Gebäudebuchserien enthalten auch eine kurze Begründung für die Neunummerierung der Gebäude: „Die Stadt wurde bei der Anlegung des Primärkatasters vom Jahr 1846 in 5 je für sich nummerierte Stadtteile eingeteilt. Diese Einteilung hat mit der Zeit die Orientierung mehr und mehr erschwert, weshalb auf Grund der Beschlüsse des Gemeinderats vom 14. März, 25. April, 2. Mai, 4. Juli und 12. September 1888 eine neue Nummerierung der Gebäude nach Straßen durch Güterbuchscommissär Engel und Stadtgeometer Müller vorgenommen worden ist.“²⁷ Mit den genannten Ratsbeschlüssen von 1888 wurde, überspitzt formuliert, der „Hoheitsanspruch“ der Straßennamen als Grundlage der Gebäudekennzeichnung begründet.

Die Gebäudeneunummerierung von 1888 wurde – im Gegensatz zur Straßenbenennung von 1843 – vom neu bestellten „Güterbuchkommissär“ mehrfach in schöner gleichmäßiger Kanzleischrift zu Papier gebracht. So verwahrt das Stadtarchiv eine gebundene, 407-seitige Konkordanz mit dem aufschlussreichen Titel „Verzeichniß über die neue Nummerierung der Gebäude nach Straßen, unter Angabe der alten Bezeichnung nach Stadtteil und Nummer“ aus dem Jahr 1888. Dies war eine Grundlage für die Anlegung der beiden schon genannten Gebäudebuchserien. Die ältere Serie dieser großformatigen

²⁷ StadtA Rt., Gebäudebuch 1893, Bd. 1, Vorbemerkung Bl. II.



Eine konsequente Gebäudekennzeichnung nach Straßen wurde in Reutlingen 1888 eingeführt. Der Gemeinderat erklärte sich „damit einverstanden, daß nunmehr mit der Neuenummerierung der Gebäude der Stadt begonnen [...] werde“.



Für die Nummerierung nach Straßen von 1888 wurden zunächst einmal in 10 Bänden die Gebäude der Stadt nach der alten Zählung bzw. nach Stadtteilen erfasst: Die Folianten sind seither ein vielfach genutzter Archivbestand.

Folianten wurde zwischen 1887 und 1889 angelegt. In ihr sind sämtliche Häuser der Stadt nach der alten Kennzeichnung aufgeführt, und zwar in jeweils zwei Bänden die numerisch geordneten Gebäude der fünf einzelnen Stadtteile. Diese erste zehnbändige Serie wird ergänzt durch 17 Folianten, die 1893 angelegt wurden und sämtliche Gebäude der Stadt, geordnet nach dem Alphabet der Straßennamen von „Aeussere Kelterstraße“ bis „Zwiefalterhofstraße“ beinhalten.²⁸

Zur Veranschaulichung sei nachfolgend ein Eintrag aus der älteren Serie der Gebäudebücher von 1887 bis 1889, nämlich aus dem ersten Band für den dritten Stadtteil, näher beschrieben. Er bezieht sich auf das schon erwähnte 1874 fertiggestellte „neue“ Rathaus bzw. auf Gebäude „III Numero 28“. In

²⁸ Aktenüberlieferung zur Revision der Güterbücher in: StadtA Rt., Gerichtsnotariat Nr. 132–145; in Nr. 138 sind mehrere Abschriften aus Gemeinderatsprotokollen zur Straßennamenbenennung (künftig: Gerichtsnotariat Nr. 138) enthalten. Sie bieten einen Ersatz für die 1945 größtenteils zerstörte Serie der Gemeinderatsprotokolle des 19. Jahrhunderts bis 1945.

der ersten Rubrik besagten Eintrags wird als „Straßen“-Angabe der „Markt-
platz“ genannt, während in der Spalte „Stadtteil & Gebäude N(umer)o“ die
„III 28“ vermerkt ist. Unter der Rubrik „Bestimmung, Lage, Nebenlieger“
wird das Bauwerk kurz als „ein dreistöckiges Gebäude/das Rathaus mit der
Frucht- u. Güterhalle“ beschrieben. Dieses Rathaus hat 1888 wie alle anderen
Gebäude der Stadt eine neue Nummer erhalten, die in der mit „Neue Gebäude
N[umer]o“ überschriebenen Spalte genannt ist: Aus Haus „III 28“ war nun
das Gebäude Marktplatz 13 geworden, eine Kennzeichnung, die das „neue“
Rathaus von 1872 beibehalten hat bis zu seiner Zerstörung im Frühjahr 1945.
Der jetzige Neubau des Ratsgebäudes am Marktplatz erhielt dagegen in den
1960er Jahren die Nummer „20“, was insofern eine Ausnahme darstellt, als die
Neunummerierung von 1888 grundsätzlich bis heute ihre Gültigkeit besitzt –
im Falle des Rathauses hat eine kriegsbedingte Unterbrechung der Gebäude-
geschichte dies verhindert und die alte Nummer „Marktplatz 13“ wurde nach
1945 nicht mehr belegt.

1.5 Gesetzlich geregelte Straßenbenennung im 20. Jahrhundert

Die reichsstädtische Vorgeschichte sowie die eigentlichen Anfänge einer amt-
lichen Reutlinger Straßenbenennung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
wurden bereits dargestellt. Spätestens für das 20. Jahrhundert kann ein Para-
digmenwechsel konstatiert werden: Im vorletzten Jahrhundert wurden Namen
für bereits jahrhundertlang bestehende und bebaute Straßenzüge inner-
halb oder unmittelbar vor dem mittelalterlichen Mauerring festgelegt, die
zuvor keine oder keine eindeutigen Bezeichnungen geführt hatten. Vor dem
Hintergrund eines nachhaltigen Bevölkerungs- und Städtewachstums ab dem
letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde im Folgenden dann primär die Be-
nennung neu erschlossener und immer großflächig werdender Baugebiete
notwendig. Dabei haben die Reutlinger Straßen bis ins 20. Jahrhundert hinein
ihre amtlichen Namen erhalten, ohne dass es hierfür spezielle rechtliche Rege-
lungen oder Vorschriften auf staatlicher oder kommunaler Ebene gegeben
hätte. Vom grundlegenden Verwaltungsedikt zur württembergischen Ge-
meindeverfassung von 1882 bis hin zur Neufassung der Gemeindeordnung
1930 gilt: Die Vergabe von Straßennamen wurde nicht explizit thematisiert.²⁹
Gleiches gilt auch noch für die Deutsche Gemeindeordnung von 1935, auf die
zum Abschluss dieses Beitrags näher eingegangen wird.³⁰ Erst mit einer

²⁹ Königlich Württembergisches Staats- und Regierungsblatt 1822, S. 131 ff. sowie Regierungs-
blatt für Württemberg, Stuttgart 1930, S. 45 ff.

³⁰ Die deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935. Kommentar von Hanns Kerrl und
Josef Weidemann, Berlin 1937, S. 157: „Die Frage, wer berechtigt ist, Straßen und Plätze der
Gemeinde zu benennen und die Benummerung der Häuser vorzuschreiben, wird durch die
DGO nicht berührt.“

knappen Verordnung des Reichsministers des Innern von 1939 sowie insbesondere mit der dazugehörigen Ausführungsanweisung wurden erstmals derartige Regelungen schriftlich fixiert.³¹ Heute ist die Straßennamensgebung sogar in der Hauptsatzung der Stadt Reutlingen an prominenter Stelle verankert.

Mit einer Hauptsatzung regelt eine baden-württembergische Kommune auf der Grundlage der Gemeindeordnung und vor dem Hintergrund unseres demokratisch-föderalen Staatswesens ihre eigenen Verfassungsverhältnisse. Inhaltlich geht es an erster Stelle um den demokratisch gewählten Gemeinderat als dem obersten Verwaltungsorgan der Kommune. Bei der derzeit gültigen Hauptsatzung der Stadt Reutlingen handelt es sich um eine 2004 vom Gemeinderat beschlossene Neufassung. In Kraft getreten ist diese Hauptsatzung erstmals im April 1956. Damals wie auch 2004 sind unter § 2 Absatz 2 mehr als 20 „Angelegenheiten“ aufgeführt, über die „nur“ der Gemeinderat entscheidet.³² Unter Punkt 3 wird hier in der Fassung von 2004 die „Benennung von Stadtteilen, Straßen, Wegen, Plätzen und Brücken“ genannt (in der Fassung von 1956 fehlt das Wort „Wege“). Die Hauptsatzung der Stadt Reutlingen wiederum ist auf der Grundlage der Gemeindeordnung für Baden-Württemberg beschlossen. Dieses am 1. April 1956 in Kraft getretene Gesetz legte bereits in seinem ersten von insgesamt fünf Teilen fest, dass „die Benennung [...] der innerhalb der bewohnten Gemeindeteile dem öffentlichen Verkehr dienenden Straßen, Plätze und Brücken Angelegenheit der Gemeinden“ ist.³³ Auch dieser Punkt ist fast wörtlich bei allen nachfolgenden Novellierungen beibehalten worden. Formal betrachtet, lässt der Gesetzgeber der Straßenbenennung also einen wichtigen Stellenwert zukommen.

Diese formale Bedeutung kann durchaus ihren ganz konkreten Niederschlag in der Arbeit des Gemeinderats finden. So waren beispielsweise im Verlauf des Jahres 1954 – um ein diesbezüglich bemerkenswertes Jahr herauszugreifen – Straßenbenennungen der Gegenstand von nicht weniger als elf der insgesamt verhandelten 350 Tagesordnungspunkte.³⁴ Dies hatte damals seinen Grund unter anderem in mehreren Umbenennungen. So wurden etwa der kurz zuvor verstorbene Reutlinger Ehrenbürger Otto Johannsen sowie die Firma Emil Adolff entsprechend gewürdigt. Aber auch bis dato namenlose Ortswege in Ohmenhausen und Sondelfingen erhielten erstmals richtige

³¹ Reichsgesetzblatt 1939 Teil 1, S. 703 (künftig: Verordnung 1939) sowie Ministerialblatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern 1939 (Nr. 30), Sp. 1521 – 1525. Ein Sonderdruck dieser Ausführungsanweisung mit Eingangsstempel von 1939 ist enthalten in: StadtA Rt., Planungs- und Hochbauamt: Straßenbenennungen v. a. 1950er Jahre (1 Ordner; Acc. 1977/20).

³² Reutlinger Amtsblatt vom 11. April 1956 sowie vom 30. April 2004.

³³ Gesetzblatt für Baden-Württemberg 1955, S. 130.

³⁴ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1954, §§ 18, 58, 87, 117, 294, 295, 296, 298, 299, 322, 323.

Namen ebenso wie mehrere Straßenzüge in der neu errichteten Storchsiedlung. Unter einem Tagesordnungspunkt wurden dabei zumeist gleich mehrere Straßennamen festgelegt. Das galt mehr als drei Jahrzehnte später auch für den Gemeinderatsbeschluss vom 5. Oktober 1976, als nach Beendigung der Eingemeindungsphase zwischen 1971 und 1975 unter einem einzigen Tagesordnungspunkt 295 Straßennamen in Reutlingen und seinen nunmehr zwölf Bezirksgemeinden abgeändert wurden, um Doppelbenennungen auszuschließen.

Mit dem zitierten Passus aus der Hauptsatzung scheint die Frage, wie denn nun Straßennamen seit dem 20. Jahrhundert in der Achalmstadt zustande gekommen sind, bereits erschöpfend beantwortet: Sie werden vom Gemeinderat beschlossen. Allerdings ist dies eine eher formale Antwort, denn die Reutlinger Gemeinderätinnen und -räte haben selbstverständlich nicht alle Straßennamen einzeln ausgewählt und festgelegt. Die entscheidende Vorarbeit wurde und wird in der Regel von den Fachämtern der Stadtverwaltung geleistet. Dabei kann die Benennungsinitiative wiederum auch von einzelnen Räten oder Fraktionen, letztlich von der Bürgerschaft selbst ausgehen. Auch die Reutlinger Straßennamensgebung im 20. Jahrhundert ist jedenfalls, wie vor allem im dritten Abschnitt dieses Beitrags noch zu zeigen sein wird, ein Stück kommunaler Verfassungswirklichkeit und Verwaltungspraxis. Sie zeigt nicht zuletzt das Zusammenwirken – manchmal auch die Auseinandersetzung – zwischen Fachverwaltung und Gemeinderat. Im Folgenden sollen jedoch zunächst einmal Benennungsgrundsätze der im 19. Jahrhundert festgelegten „historischen“ Reutlinger Straßennamen dargestellt werden.

2. Bedeutung und Deutung Reutlinger Straßennamen des 19. Jahrhunderts

Es sind in erster Linie die Straßennamen in der Reutlinger Altstadt, die eine ausgeprägte „stadthistorische“ Dimension besitzen und somit im hohen Maße Teil der heutigen historischen Identität der Achalmstadt sind – nicht zuletzt deswegen, weil im Stadtkern mit seiner Vielzahl an Geschäften und öffentlichen Einrichtungen rund um Marktplatz und Marienkirche die Reutlingerinnen und Reutlinger seit jeher und in vielfältiger Weise mit diesen innerstädtischen und ältesten Straßennamen der Stadt konfrontiert werden. „Innerstädtisch“ meint dabei jenes Areal, das seit der Stadterhebung im 13. Jahrhundert bis hinein ins 19. Jahrhundert das Stadtgebiet ausgemacht hat. Der Katasterplan für 1820 zeigt deutlich, wie sich dieses Terrain über den Verlauf von rund 600 Jahren im Wesentlichen auf den Bereich innerhalb der Stadtmauern bzw. des breit angelegten Stadtgrabens beschränkte: eine historische Eingrenzung, die bis ins 19. Jahrhundert Bestand gehabt hat und heute durch eine Art Ringstraße – vor allem bestehend aus Karlsplatz, Willy-Brandt-Platz,



Selbst aus der kleinsten Gasse wurde eine Straße: Die 1842/43 eingeführten Straßennamen sind auf der Flurkarte von 1847 (Ausschnitt: „Untere Wilhelmstraße“) nachzulesen. Ein Abschnitt der vielgliedrigen „Gerbergasse“ auf dem Katasterplan für 1820 erhielt beispielsweise nun den bis heute gebräuchlichen Namen „Bebenhäuserhof-Strasse“.

Leder- und Gartenstraße – markiert wird. Die Stadtbefestigungsanlage, wie wohl größtenteils als Bauwerk nicht mehr vorhanden, ist somit auch heute noch sinnlich erfahrbar. Dementsprechend sollen nachfolgend zuerst die von dem doppelten reichsstädtischen Mauerring einstmals eingeschlossenen 49 Straßenzüge bzw. Straßennamen in den Blick genommen werden. Es sind – übernimmt man die lateinische Begrifflichkeit eines chronikalischen Glossars des 14. Jahrhunderts – die Straßennamen „infra muros“.³⁵

2.1 Einzelne Straßennamen-Gruppen „infra muros“

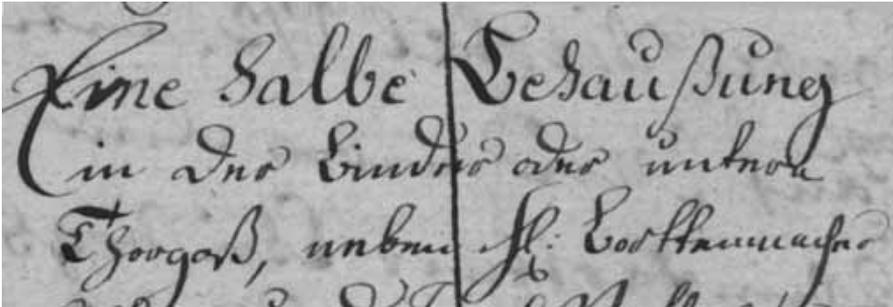
Für eine Erläuterung der Straßennamen des Altstadt-kerns lassen sich thematisch recht scharf umrissene Gruppen bilden. Dies sind zum einen die Namen jener Straßen, die bis ins 19. Jahrhundert „Hauptstraßen“ Reutlingens waren, nämlich Wilhelm-, Katharinen- und Kanzleistraße. Allen drei Straßenzügen ist gemeinsam, dass sie 1817 einen „württembergischen“ Namen erhalten haben. Eine zweite Gruppe bilden die acht nach Zünften und Handwerksberufen benannten Straßen. Metzger-, Gerber- und Weingärtnerstraße sind hiervon die längsten – nach den Hauptstraßen und zusammen mit Rathaus-, Oberamtei- und Lindenstraße sowie der Hofstatt- und Nürtingerhofstraße sind es die längsten innerstädtischen Straßenzüge überhaupt. Die Hofstatt- und Nürtingerhofstraße wiederum markieren Beispiele für insgesamt acht nach mittelalterlichen Hofanlagen benannte Straßen. Eine letzte Gruppe von Straßennamen mit einem einheitlichen „Betreff“ sind diejenigen, die sich von Bauwerken jener reichsstädtischen Befestigungsanlage herleiten lassen.

Württembergische Regenten und Behörden

Die von dem Tübinger Professor Johann Daniel Georg Memminger 1824 herausgegebene „Beschreibung des Oberamts Reutlingen“ entwirft auch ein Porträt der Oberamtsstadt selbst. Hier heißt es: „Weniger freundlich als die Umgebung ist die Stadt selber [...]. Die Straßen sind meist krumm, eng und ohne Plan angelegt [...]. Das eigenthümliche reichsstädtische Aussehen vermisst man in Reutlingen ganz; man glaubt sich vielmehr in einem großen Dorfe zu befinden. [...] Die Hauptstraßen sind: 1) die obere und untere Wilhelmstraße, 2) die Metzger- und Kirchen-Gasse, 3) die Katharinen-Straße, 4) die Kanzleystraße.“³⁶ Der nicht gerade schmeichelhafte Ton in den akademischen Ausführungen aus der benachbarten Universitätsstadt wird dadurch relati-

³⁵ Glossar zum Chronicon des Hugo Spechtshart (1285/86–ca. 1359/60) mit Darstellung zum Marienkirchenbau-Gelöbnis 1247. Publiziert u. a. in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 201 ff. („[...] civis [...] votum fecerunt [...], quod vellent [...] edificare capellam infra muros [...].“)

³⁶ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart und Tübingen 1824, S. 82.



Als „Binder[gaß] oder untere Thorgaß“ ist die untere Wilhelmstraße etwa in den im 18. Jahrhundert angelegten Steuerbüchern genannt, in denen der bürgerliche Gebäudebesitz erfasst wurde.

viert, dass dieses provinziell anmutende Reutlingen damals sehr wohl drei als „Straßen“ zu bezeichnende Hauptverkehrsverbindungen und damit einen begrenzten Anspruch auf moderne Urbanität besessen hat. Die „Metzger- und Kirchen-Gasse“, die erst 1941 die durchgehende Bezeichnung Metzgerstraße erhalten sollte, hatte schon immer weniger als überörtliche denn als innerstädtische Verkehrsverbindung gedient.³⁷

Die drei „Straßen“ unter den vier reichsstädtischen Reutlinger „Hauptstraßen“ erhielten 1817 neue Namen, die alte tradierte Bezeichnungen aus vorausgegangenen Jahrhunderten ersetzten. So war die heutige Wilhelmstraße zur Reichsstadtzeit nach zwei Zünften benannt, den „Cramern“ bzw. Krämern³⁸ sowie den Bindern, die auch als Küfer bezeichnet wurden: Der untere Teil der Wilhelmstraße bis zum Marktplatz hieß Bindergasse, der mittlere Teil bis zur Marienkirche sowie darüber hinaus Cramergasse. Die äußeren Abschnitte waren nach dem Oberen und Unteren Tor Obere und Untere Tor-gasse genannt.³⁹ Das heißt, ursprünglich waren sowohl herausragende Baulichkeiten, nämlich zwei von vier großen Stadttoren sowie zwei bedeutende Zünfte für die Reutlinger Hauptverkehrsader namensgebend. Die Küfer beispielsweise sind bereits in der Schönbuchgerechtigkeit von 1310 erwähnt, als Reutlingen ein wichtiges Beholzungsrecht im Schönbuch erwarb. Die Cramerzunft wiederum lässt sich spätestens für die frühe Neuzeit als die mit Abstand reichste, weil steuerkräftigste Reutlinger Zunft belegen. Die Namen solch geschichtsträchtiger Baulichkeiten und Zünfte mussten zum Beginn des

³⁷ Zur Umbenennung vgl. StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle (Ergänzungsdokumentation): Beratung des Oberbürgermeisters mit den Verwaltungsbeiräten vom 22. Jan. 1941, § 13.

³⁸ In archivalischen Quellen der Reichsstadtzeit, wie den Steuerbüchern der Zünfte, Verwendung des Begriffs „Cramer“; bei der Straßenbenennung 1842/43 dann „Krämerstraße“. Gemäß Hermann Fischer (Bearb.): Schwäbisches Wörterbuch Vierter Band, Tübingen 1914, Sp. 674, werden beide Begriffe synonym verwendet.

³⁹ Adreßbuch der Stadt Reutlingen 1961, III. Teil, S. 471.

19. Jahrhunderts einer neuen württembergischen Straßenbezeichnung weichen.

Namenspatte für die Reutlinger Wilhelmstraße wurde 1817 nämlich der zweite württembergische König Wilhelm I., der von 1816 bis 1864 regiert hat. Nicht zuletzt diese Umbenennung brachte den eineinhalb Jahrzehnte zuvor erlittenen Verlust reichsstädtischer Unabhängigkeit unmissverständlich zum Ausdruck und war, historisch betrachtet, nicht ohne Brisanz. Im Gegensatz zu Württemberg hatte Reutlingen seit der mittelalterlichen Stadtwerdung eine gänzlich andere „Verfassung“ gehabt, in der beispielsweise Friedrich List „unter manchen kuriosen gotischen Schnörkeln ein äußerst schönes zusammenhängendes und demokratisches Munizipalgebäude“ erkannte⁴⁰ – eine Auffassung, die aus heutiger Sicht zwar einer gewissen Differenzierung bedarf, in Bezug zum benachbarten „Feudalstaat“ Württemberg aber sehr wohl seine Berechtigung besaß. Neben den konstitutionellen Gegensätzen gab es aber auch eine handfeste wirtschaftliche Konkurrenzsituation sowie bis in die Neuzeit hinein blutige militärische Konflikte zwischen der Reichsstadt und dem immer stärker werdenden Nachbarn. Als größte Waffentat der Achalmstädter gilt der Sieg in der Schlacht bei Reutlingen 1377 über die Württemberger, und in einem Schreiben an die verbündete Reichsstadt Ulm rühmten sich die Sieger damals, keine Ritter und Knechte der Gegner gefangen genommen, sondern sie vielmehr allesamt „erstochen und erschlagen“ zu haben.⁴¹ Ähnlich drastisch verfuhr im Gegenzug 1519 der württembergische Herzog Ulrich, als er in Raubrittermanier Reutlingen kurzerhand eroberte. Auch wenn diese reichsrechtliche Untat durch den Schwäbischen Bund wieder rückgängig gemacht und bestraft wurde, also Episode blieb, macht sie doch die potentielle Schärfe des reutlingerisch-württembergischen Gegensatzes im Alten Reich deutlich.

Bezeichnend ist sicher auch, dass nicht Württembergs erster König Friedrich einer Reutlinger Straße seinen Namen lieh, sondern erst dessen Nachfolger. Der württembergische Herzog Friedrich II. hatte 1802 im Rahmen der napoleonischen „Flurbereinigungen“ die vormalige Reichsstadt in seinen Besitz genommen. Zahlreiche weitere mediatisierte und säkularisierte Herrschaftsgebiete bildeten dann ab 1806 das neugegründete Königreich Württemberg, und aus dem vormaligen Herzog Friedrich II. wurde schließlich der erste württembergische König Friedrich I. Zur Bildung seines neuen, relativ großflächigen Territorialstaats hat Friedrich I. dabei ein „rigoroses obrigkeit-

⁴⁰ Stadt Reutlingen/Heimatmuseum und Stadtarchiv: Friedrich List und seine Zeit, Reutlingen 1989 (künftig: List-Katalog 1989), S. 26.

⁴¹ Karl Keim: Die Schlacht bei Reutlingen 14. Mai 1377, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 15 (1977), S. 21.



1817 wurde die Kanzlei der „Regierung des Schwarzwaldkreises“ – quasi ein königlich-württembergisches Regierungspräsidium – im Gebäude des heutigen Friedrich-List-Gymnasiums eingerichtet. „Kanzleiplatz“ und „Kanzleistraße“ erhielten ihren Namen.

liches Polizeiregiment“ eingerichtet.⁴² Den Reutlingern wurde beispielsweise durch den neuen Oberamtmann deutlich gemacht, dass er ihnen ihren „himelsakramentischen reichsstädtischen Hochmuth“ schon noch austreiben werde.⁴³ Unter König Friedrich I. wurde jedenfalls erst zusammengepresst, was territorialgeschichtlich nicht zusammengehört hat.

Dementsprechend trägt auch der heutige Reutlinger Friedrichsplatz beim Amtsgerichtsgebäude zwischen Mauer- und Gartenstraße nicht etwa den Namen jenes württembergischen Monarchen – das Bauschauprotokoll von 1842/43, das auf inhaltliche Erläuterungen der Straßennamen fast vollständig verzichtete, weist vielmehr just beim „Friedrichs Platz“ einen nachträglichen, nach Richtigstellung klingenden Randvermerk auf: „Zu Ehren des Erbauers der Stadtmauern Friedrich II“.⁴⁴ Gemeint war also der hochmittelalterliche Stauferkaiser und Stadtgründer. Aber auch der Name des zweiten württembergischen Königs „Wilhelm“ – einem in Reutlingen nun eher geliebten als

⁴² Paul Sauer: König Friedrich I. (1797–1816), in: Robert Uhlend (Hrsg.): 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 298.

⁴³ List-Katalog 1989 (wie Anm. 40), S. 16.

⁴⁴ Bauschauprotokoll 1838/43 (wie Anm. 17), Bl. 215 v.

gefürchteten „Herrn“ – kennzeichnet den einschneidenden Wechsel von der reichsstädtischen zur württembergischen Epoche der Stadtgeschichte. Zugleich macht die Straßenumbenennung deutlich, wie trotz konstitutioneller und parlamentarischer Neuerungen im 19. Jahrhundert die absolutistische Vorstellung Bestand hatte, dass der Regent den Staat in seiner Person verkörpere. Der Monarch war die Integrationsfigur für das neugeschaffene Königreich Württemberg, insbesondere für die zahlreichen neuwürttembergischen Gebiete, zu denen die ehemalige Reichsstadt Reutlingen zählte.

Was war nun aber konkret der Anlass für die Umbenennung der drei wichtigsten Reutlinger Straßen bald nach der Mediatisierung, während andere Reichsstädte zumindest nicht gleich ihre Hauptverkehrsadern den neuen Landesherren geweiht und gewidmet haben? In Esslingen etwa wurden eine „Küferstraße“ oder „Pliensaustraße“ nicht „würtembergisiert“. Die Antwort für Reutlingen stellt die sogenannte „Kanzlei“ für die „Regierung des Schwarzwaldkreises“ dar. Auf das Jahr 1818 hatte sie in dem 1540/42 neu errichteten stattlichen Fachwerkbau, der heute das Friedrich-List-Gymnasium beherbergt, ihre Arbeit aufgenommen und der „Kanzleistraße“ ihren Namen gegeben. Diese Kreisregierung war damals das, was heute ein Regierungspräsidium ist, also eine mittlere staatliche Verwaltungsbehörde, angesiedelt in der Verwaltungshierarchie zwischen Kreis- und Ministerialebene. Genauso wie heute das Bundesland Baden-Württemberg in vier Regierungsbezirke eingeteilt ist, war Württemberg 1817 kraft königlicher Organisationsedikte in vier Kreise untergliedert worden. Der Kreis im Südwesten trug dabei den Namen „Schwarzwaldkreis“. ⁴⁵

Für die neuwürttembergische Stadt Reutlingen war es jedenfalls ein immenser Bedeutungs- und Prestigegewinn, dass sie von den Verwaltungsreformen unter König Wilhelm I. profitierte, und entsprechend dankbar war die junge Kreisstadt dem Monarchen gegenüber. In einem Rückblick auf die Reutlinger Stadtgeschichte des 19. Jahrhunderts schreibt beispielsweise der Präzeptor und Chronist Carl Bames in den 1860er Jahren von „drei Momenten [...] welche namentlich die Industrie und den Wohlstand Reutlingens gehoben haben.“ Als Erstes nennt er hierbei „die Erhebung zur Kreisstadt im Jahr 1818, was man dem Willen König Wilhelms persönlich zu danken hat.“ ⁴⁶ Unbeholfener, aber nicht weniger deutlich ist es in einer zeitgenössischen chronikalischen Aufzeichnung formuliert, die der Reutlinger Weingärtner Johann Konrad Weckler niederschrieb: „Auch steht unsere Statt bey unserem König so in Gnaden, das er auf das neue Jahr eine neue Regierung hieher verordnet, die der bürgerlichen Gewerbsamkeit vielen Nutzen beytragen solle [...] deßwegen ⁴⁷ in unserer Statt auch viele Veränderungen gedroffen,

⁴⁵ Königlich Württembergisches Staats- und Regierungsblatt 1817, S. 541, 553 u. 565 f.

⁴⁶ Bames (wie Anm. 19), S. 137.

⁴⁷ Hervorhebung des Verfassers.

neh[m]lich allen Thoren und Gassen werden ihre gewöh[n]liche Nahmen verändert.“ Nach den „Thoren“ zählt Weckler sodann die neuen Straßennamen auf, wie sie ihm zu Gehör kamen: „Wilhelms Strasse“, „Catharina Gasse“, „Canzeley Gasse“ und „Oberamt Gasse“.⁴⁸ Im Vorfeld der genannten Erhebung zur Kreisstadt haben demnach 1817 die damaligen Reutlinger Hauptstraßen ihre bis heute gebräuchlichen Namen erhalten.

Die weiteren Beziehungen zwischen Reutlingen und Wilhelm I., der fast ein halbes Jahrhundert auf dem Königsthron saß, waren vorwiegend geprägt durch hoheitsvolle Distanz Wilhelms einer- und royalistische Ehrfurcht der hiesigen Bürgerschaft andererseits. Dabei war auch von Seiten Reutlingens das 25-jährige Regierungsjubiläum im Jahr 1841, das in Stuttgart zum 60. Geburtstag des Königs gefeiert wurde, ein Höhepunkt der monarchistischen Loyalitätsbekundungen und des württembergischen Patriotismus. Hauptveranstaltung an jenem 28. September war der sogenannte „Festzug der Württemberger“, an dem Deputationen aus allen Oberämtern in ihren jeweiligen Trachten und Uniformen teilnahmen. Der Zug bestand „aus 10 390 Personen, davon 9736 Fußgänger und 640 Reiter; an den 23 Wägen waren 76 Pferde und 8 Stück Vieh, im Ganzen 716 Thiere.“⁴⁹ Die Stadt Reutlingen war vor allem durch Abordnungen der Weingärtner und Karcher, der Tuchmacher sowie der Bürgergarde in der Landeshauptstadt vertreten. Ein „Träger der Stadtfahne zu Pferd“ durfte nicht fehlen. Doch Reutlingen ließ es mit der Teilnahme am Stuttgarter Festzug allein nicht bewenden: Drei Tage lang, vom 30. Oktober bis zum 1. November, wurde unter der Achalm gewissermaßen „nachgefeiert“. Hauptveranstaltung war auch hier ein langer, von einer Abteilung der Bürgergarde angeführter und unter anderem Zünfte, Veteranen und berittene Fahnenträger („Stadtfahne“ und „Kreisfahne“) umfassender Festzug, der auf dem Marktplatz endete. Dort wurde „von der versammelten Menge Seiner Majestät dem Könige ein Lebe Hoch! gebracht und zum Schluß das Lied ‚Heil unserm König Heil!‘“⁵⁰ gesungen – ein eindrücklicher Beleg für die Wandlung reichsstädtischer Republikaner zu württembergischen Monarchisten.

Wie sehr die Neubenennung der Reutlinger Hauptstraßen 1817 unmittelbar mit der damaligen Erhebung zur Kreisstadt zusammenhing, wird noch deutlicher bei der Katharinenstraße. Die Großfürstin Katharina Pawlowna von Russland, eine Schwester des Zaren Alexander, hatte im Januar 1816 in St. Petersburg den damaligen Kronprinzen Wilhelm von Württemberg geheiratet. Im Oktober desselben Jahres trat das Paar die Regierung in Stuttgart an.

⁴⁸ StadtA Rt., Sammlung zur Orts- und Landesgeschichte S 1 Nr. 4 (künftig: Weckler'sche Chronik), S. 239.

⁴⁹ Erinnerungen an den Festzug der Württemberger, Stuttgart 1852, S. 34.

⁵⁰ 1841 bei J. Raach in Reutlingen gedrucktes „Programm über die zur Feier der 25jährigen Regierung seiner Majestät des König Wilhelms in Reutlingen stattfindenden Festlichkeiten“, in: Weckler'sche Chronik (wie Anm. 48), eingebunden nach S. 385.



Rechts: Wilhelm I. (1781–1864) war von 1816 bis 1864 König von Württemberg und die Integrationsfigur des in napoleonischer Zeit neu geschaffenen Staates. In seine Regierungszeit fällt auch der Beginn einer amtlichen Straßenbenennung in Reutlingen und schon 1817 war die damalige Hauptverkehrsader der Achalmstadt nach ihm benannt worden. – Links: Wilhelms Ehefrau, Königin Katharina von Württemberg, starb 1819 im Alter von 31 Jahren. Ein Jahr nach der Thronbesteigung wurde in Reutlingen 1817 die vom Tübinger Tor zum Marktplatz führende Metmannsgasse nach ihr umbenannt („Katharinenstraße“).

Bereits 1819 verstarb Katharina. Sie war nur drei Jahre lang Königin von Württemberg gewesen und hat Reutlingen wohl nie gesehen. Grundsätzlich jedoch genoss Königin Katharina unter der Achalm wie im ganzen Land ein sehr hohes Ansehen, vor allem nachdem sie sich in den schweren Hungerjahren 1816/17 in einem Ausmaß sozial engagiert hatte, das „bei weitem den üblichen Betätigungsrahmen gekrönter Damen überschritt.“⁵¹ Der bereits genannte Weingärtner und Chronist Weckler beispielweise schreibt in seiner holprigen Art: „Es hat auch unser König viele Tausend Schefel Ru[ssi]schen Weizen ins Land bringen lassen (indem unsere Königin eine Russe ist) und ihn in alle Oberämter auf die Fruchtkästen gethan [und] wo der Hunger so einfiel das es heisse die Leute sterben, essen Viehspeisen und baken Segmehl zu Brodt, denselben [ausgeteilt].“⁵² Der Name des neuen Herrscherpaares war jedenfalls auch untrennbar verknüpft mit der Linderung einer existentiellen

⁵¹ Otto-Heinrich Elias: König Wilhelm I. (1816–1864), in: Robert Umland (Hrsg.): 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 311.

⁵² Weckler'sche Chronik (wie Anm. 48), S. 229.

Not, die das Land unmittelbar nach den Entbehren der napoleonischen Kriege befallen hatte.

Ersetzt hat der Name „Katharinenstraße“ die Bezeichnung „Metmannsgasse“. Die war benannt nach dem heutigen Tübinger Tor, das bis 1817 Metmannstor hieß: Es war neben dem Oberen und dem Unteren Tor der mittlere der drei großen reichsstädtischen Tortürme des 13. Jahrhunderts. Als solcher wird er bereits in seiner ältesten lateinischsprachigen urkundlichen Erwähnung angesprochen: nämlich als „porta, que media porta dicitur, vulgari eloquio Metmannes tor“.⁵³ Es ergibt sich jedenfalls eine interessante Parallele zwischen Stuttgart, genauer gesagt Stuttgart-Rotenberg, und Reutlingen. Als Straßennamen hat „Katharina“ in der Achalmstadt 1817 den aus dem Mittelalter tradierten Namen „Metmannsgasse“ verdrängt. Genauso mussten auf dem Rotenberg oberhalb Untertürkheims die mittelalterlichen Überreste der württembergischen Stammburg jener klassizistischen Grabkapelle weichen, die König Wilhelm als weithin sichtbares Zeichen der Trauer für seine Frau zwischen 1820 und 1824 errichten ließ.

Die Bedeutung der für die gleichnamige Straße maßgeblichen „Kanzlei“ wurde schon kurz erläutert. Dieses königliche „Regierungspräsidium“ bzw. die „Regierung des Schwarzwaldkreises“ war die nächsthöhere Verwaltungsinstanz nach den Oberämtern, die den heutigen Landratsämtern entsprachen, bzw. die den königlich-württembergischen Ministerien nachgeordnete Instanz. Der „Schwarzwaldkreis“ selbst trug, wie es in einer 1905 publizierten Beschreibung des Königreichs Württemberg einleitend heißt, seinen Namen „insofern mit Recht, als er tatsächlich den ganzen württembergischen Schwarzwald in sich schließt“. Zu diesem Verwaltungsbezirk gehörten die 17 Oberämter Balingen, Calw, Freudenstadt, Herrenberg, Horb, Nagold, Neuenbürg, Nürtingen, Oberndorf, Rottenburg, Rottweil, Spaichingen, Sulz, Tübingen, Tuttlingen und Urach und natürlich nicht zuletzt das Oberamt Reutlingen. Dessen Verwaltungsbehörde war bereits unmittelbar nach der Mediatisierung unter König Friedrich in Reutlingen eingerichtet worden. Nach verschiedenen provisorischen Zwischenlösungen bezog der Oberamtmann schließlich 1811 im stattlichen Hauptgebäude des ehemaligen Königsbronner Klosterpfleghofs, welches heute das Heimatmuseum beherbergt, seinen neuen Amtssitz.⁵⁴ Diese Oberamtsverwaltung wurde dann ebenfalls für die daran vorbeiführende Straße namensgebend: nämlich die Oberamtsstraße. Sie war zuvor – so der Chronist Weckler – als „über dem Kreuzbach“ bezeichnet worden.

⁵³ Württembergisches Urkundenbuch Bd. 6, Aalen 1974 (Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1894), S. 320; Übersetzung: „[...] ein Tor, welches das mittlere Tor und umgangssprachlich Metmannstor genannt wird“.

⁵⁴ Irmtraud Betz-Wischnath: Von der Kreisregierung zum Landratsamt. 100 Jahre Verwaltung in der Reutlinger Oststadt, Reutlingen 2005, S. 13.

Im ehemaligen Königsbronner Klosterhof war infolge der reformatorischen Umwälzungen bereits im 16. Jahrhundert ein württembergischer Pfleger eingezogen, das heißt, das Gebäude hatte sich niemals im Besitz der Reichsstadt befunden. Ganz im Gegensatz zu jenem von der Stadt errichteten Fachwerkbau von 1540/42, der ab 1817 dann die „Kanzlei“ der Schwarzwaldkreis-Regierung aufnehmen sollte. Der Hofraum jener repräsentativen dreiflügeligen Gebäudeanlage hatte in der Neuzeit bis 1802 als Schwörhof gedient: Hier waren die Bürger nach den alljährlichen Ratswahlen zusammengekommen, um – genauso wie der neu gewählte Amtsbürgermeister – ihren Eid auf die reichsstädtische Verfassung zu „schwören“. Abgesehen davon, dass hier 1817 das größte öffentliche Gebäude der Stadt zur Verfügung stand, markierte auch der Standort der Kreisregierung sinnfällig den Verlust einstiger Unabhängigkeit und Selbstverwaltung: An einem Platz, der für das reichsstädtische Verfassungsleben von zentraler Bedeutung gewesen war, residierte künftig eine Behörde der württembergischen Staatsverwaltung. Der „Schwörhof“ wurde zum „Kanzleiplatz“.

Inwieweit die mediatisierten Reutlinger 1817 für solche historische Feinheiten sensibel waren, bleibt fraglich. Sicher ist, dass man sich durch den Zuzug von Landesbeamten – der Weingärtner Weckler schreibt ehrfurchtsvoll von „40 der allervornemsten Landes-Regenten“ – eine merkliche Steigerung des Umsatzes in der Stadt, insbesondere durch Mieteinnahmen, versprach.⁵⁵ Gerade auf die Beschaffung von Wohnraum wurde auch von Seiten der Landesregierung größter Wert gelegt und nicht zuletzt deswegen eine „Organisations-Vollziehungs-Commission“ gebildet. Zu deren „Obliegenheiten“ gehörte es, so die Bekanntmachung im Königlich-Württembergischen Staats- und Regierungsblatt vom 6. Dezember 1817, „dafür Sorge zu tragen, daß die Diener in den Städten, wohin nach den Königlichen Edikten [...] Kanzleien verlegt werden, noch vor dem zur Eröffnung der letztern bestimmten Termin, die erforderlichen Wohnungen finden mögen.“ Trotz dieser etwas umständlichen Formulierungen gab es bei der Wohnungsbeschaffung dann offensichtlich keine größeren Probleme. Der Chronist Bames hielt es übrigens für bemerkenswert, dass 1818 der erste Blitzableiter in Reutlingen auf der Kanzlei angebracht wurde.⁵⁶

Vor 1817 wurde die Reutlinger Kanzleistraße „Judengasse“ genannt und tradierte somit in erstaunlicher Weise eine mittelalterliche Bezeichnung.⁵⁷ Denn bereits 1495 hatte Reutlingen bei König Maximilian I. das Recht erwirkt, sämtliche in der Stadt wohnhaften Juden auszuweisen. Die Weiterverwendung des Namens „Judengasse“ vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein geriet somit zu einem sprachlichen Denkmal des Antisemitismus. Ähnlich

⁵⁵ Weckler'sche Chronik (wie Anm. 48), S. 239.

⁵⁶ Bames (wie Anm. 19), S. 11.

⁵⁷ Beleg u. a. in Weckler'sche Chronik (wie Anm. 48), S. 239.

verräterisch war die bis ins 19. Jahrhundert hinein gebräuchliche Bezeichnung „Closter“ für den am Kanzleiplatz 1540/42 erstellten stattlichen Fachwerkbau, der schließlich ab 1818 die Kreisregierung beherbergen sollte: Das Gebäude ersetzte gerade jenes 1535 aufgelöste und danach in reformatorischer Eiferei bis auf die Grundmauern abgebrochene Franziskanerkloster des 13. Jahrhunderts.

Reichsstädtische Zünfte – moderne Gewerbe

Die nächste große Gruppe Alt-Reutlinger Straßennamen bilden die Färber-, Obere und Untere Gerber-, Glaser-, Krämer-, Metzger-, Schmied-, Schreiner- und Weingärtnerstraße. Es ist zunächst einmal eine undifferenzierte Auflistung von Handwerksberufen. Im Folgenden soll geprüft werden, ob diese Bezeichnungen zum einen bereits aus der Reichsstadtzeit tradiert waren oder erst im 19. Jahrhundert vergeben wurden, ob sie sich auf ganze Zünfte oder wirklich nur auf einzelne Handwerksberufe beziehen und schließlich, ob es sich dabei nur um kurze „Gassen“ oder aber um längere Straßenzüge handelt.

Bezüglich ihrer Ausdehnung ragen drei Vertreter aus dieser Namensgruppe heraus: die Gerber-, die Metzger- und die Weingärtnerstraße. Alle drei genannten Berufe waren gleichzeitig namensgebend für jeweils eine der insgesamt zwölf Reutlinger Zünfte. Auf dem Katasterplan für 1820 sind es außerdem die einzigen Straßenzüge, die nach einer Zunft benannt sind. Eine Färber-, Glaser-, Schmied- und Schreinerstraße sind hier nicht, oder wie im Falle der Krämerstraße bzw. -gasse nicht mehr genannt. Die Hervorhebung von Gerber-, Metzger- und Weingärtnerzunft in Form von Straßennamen ist dabei kein Zufall: Zur Reichsstadtzeit und bis ins 19. Jahrhundert hinein zeichneten sich diese drei Zünfte durch eine ökonomische und, was die Mitgliederzahlen anlangt, zahlenmäßige Dominanz aus.

Zunächst einige allgemeine Worte zu den Zünften: Diese waren im Laufe des 14. Jahrhunderts zur tragenden Organisationsform des wirtschaftlichen und politischen Lebens in Reutlingen geworden. Damals hatten sie sich endgültig gegen die bis dato tonangebenden Patriziergeschlechter durchgesetzt, was kraft zweier kaiserlicher Verfassungsprivilegien von 1343 und 1374 urkundlich bestätigt wurde. Fortan war es die zünftisch organisierte Bürgerschaft, die alljährlich das Stadtreghment neu wählte. Die zwölf Zünfte waren somit weit mehr als rein wirtschaftliche Interessengruppen, sondern vielmehr integraler Bestandteil der reichsstädtischen Verfassung selbst. Bemerkenswert ist, dass, obwohl es in der Reichsstadt Reutlingen natürlich weit mehr als zwölf Handwerksberufe gab und wirtschaftlicher Strukturwandel auch kein exklusives Phänomen der jüngeren Zeitgeschichte ist, sich an der Anzahl und Benennung der zwölf Reutlinger Zünfte während der Reichsstadtzeit nichts mehr geändert hat. Das aber hatte zur Folge, dass die einzelnen, im 14. Jahrhundert „verfassungsrechtlich“ so definierten Zünfte zumeist ein



Anlässlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums von König Wilhelm I. wurde in der Residenzstadt am 28. September 1841 ein „Festzug der Württemberger“ veranstaltet. Zu den Abordnungen aus dem ganzen Land zählten auch die achalmstädtischen Weingärtner mit den Zunftfahnen von Karchern und Weingärtnern sowie dem Reutlinger Rebenmännle.

Sammelbecken mehrerer Berufsgruppen waren. Das Ende der Zünfte markierte die württembergische Gewerbeordnung von 1862.

Die geschilderten Verhältnisse können anhand der ältesten statistischen Erhebung zu den Zünften verdeutlicht werden, die in dem 1805 von dem Reutlinger Arzt Friedrich August Memminger unternommenen „Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen“ publiziert wurde.⁵⁸ Unter dem modernen Terminus „Gewerbe“ als Überschrift lässt Memminger eine erstmals durch den neuen Landesherrn erstellte Übersicht zu den zwölf reichsstädtischen Zünften mit Angabe und Anzahl der jeweiligen Berufsmitglieder folgen. Es ist eine Darstellung der noch zünftisch gegliederten Reutlinger Bürgerschaft unmittelbar nach dem Ende der Reichsstadtzeit bzw. rund 15 Jahre, bevor Reutlinger Straßennamen auf dem Katasterplan erstmals festgeschrieben wurden.

Die zahlenmäßig größte Zunft ist die der Karcher mit 292 Mitgliedern. Der Zunftname leitete sich von den „Karren“ ab, mit denen diese Kleinhändler umherzogen. Betrachtet man die Zusammensetzung dieser Zunft aus insgesamt 13 verschiedenen Berufsgruppen, so stehen hier 198 Weingärtner an

⁵⁸ Friedrich August Memminger: Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1805 (künftig: Memminger, Stadtbeschreibung 1805), S. 139 ff.

erster Stelle. Anders formuliert: Die sogenannte Karcherzunft bestand zu zwei Dritteln aus Weingärtnern. Darüber hinaus waren Weingärtner aber auch vereinzelt in den Zünften der Kürschner und der Küfer und natürlich nicht zuletzt in der Weingärtnerzunft selbst – hier mit 167 Mitgliedern – organisiert. Summa summarum befanden sich demnach unter den insgesamt bei Memminger genannten 2003 steuerpflichtigen Bürgern 395 Weingärtner. Dabei war dies nicht nur am Beginn des 19. Jahrhunderts der bei weitem größte Berufsstand der Stadt, Reutlingen war vielmehr seit der Zeit der Stadtwerdung im Hochmittelalter bis hin zur Industrialisierung eine sogenannte „Weingärtner-Bürgergesellschaft“. ⁵⁹

Bezüglich der Zunftgröße folgt auf die Karcher- die Metzgerzunft mit 233 sowie die Gerberzunft mit 199 Mitgliedern. Dabei können die Metzger in diesem Kontext weniger als Nahrungsmittel-, sondern vielmehr als Rohstofflieferanten für die Gerberzunft gesehen werden. Innerhalb der Metzger- und Gerber-, aber auch der Weingärtnerzunft waren dabei nur oder fast ausschließlich Angehörige der namensgebenden Berufsgruppe vertreten. Die übrigen Zünfte, abgesehen von den ärmeren Schneidern und Schuhmachern, bildeten dagegen größere Sammelbecken verschiedenartigster Berufe mit teilweise erstaunlichen Bezeichnungen. Bei den Tuchern sind etwa die Buchdrucker genannt und zu den Karchern gehörten unter anderem nicht nur sieben Fuhrleute, sondern auch ein „Informator“. Zahlenmäßig jedenfalls stellten Weingärtner, Metzger und Gerber zu Beginn des 19. Jahrhunderts den größten Anteil an der Reutlinger Stadtbevölkerung.

Für die Reichsstadtzeit liegt zwar keine entsprechend exakte „Berufszählung“ vor, doch die genannten Relationen können auch auf die Zeit vor dem 19. Jahrhundert übertragen werden. So lässt sich die ökonomische Bedeutung von Gerber-, Metzger- und Weingärtnerzunft bereits mit einer für das Jahr 1600 überlieferten Steuerschätzung für die einzelnen Zünfte zahlenmäßig veranschaulichen: Hier bildeten die Mitglieder der Kramerzunft mit einem Betrag in Höhe von rund 716 Pfund Heller die mit Abstand steuerkräftigste bzw. wirtschaftlich potenteste Zunft, gefolgt von der Karcherzunft (591 Pfund Heller) mit ihrer Mittlerstellung zwischen Kramern und Weingärtnern. An dritter Stelle steht die Metzgerzunft mit 494, an vierter die Gerberzunft mit 453 und schließlich an fünfter Stelle die Weingärtnerzunft mit 427 Pfund Heller. Die Steueraufkommen aller übrigen sieben Zünfte betrug jeweils weniger als 300 Pfund Heller. ⁶⁰

Demnach waren bereits in den reichsstädtischen Gassenbenennungen die ihrer Mitgliederzahl nach stärksten und „reichsten“ Zünfte gebührend repräsentiert. Die Kramerzunft gab dem zentralen Abschnitt der reichsstädtischen

⁵⁹ Kreisbeschreibung 1997 (wie Anm. 9), Bd. II, S. 364.

⁶⁰ StadtA Rt., Pax Publica, Pars Tertia, S. 3 f. Mit geringen Abweichungen publiziert in Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten, Bd. 2, Reutlingen 1845, S. 16 ff.



1842/43 erhielt unter anderem die bis dahin so bezeichnete „1. Gerbergaß“ ihren bis heute gültigen Namen „Obere Gerberstraße“.

Hauptstraße ihren Namen. Außerdem waren nach den drei größten Handwerkerzünften, den Weingärtnern, Gerbern und Metzgern, drei der längsten innerstädtischen Straßenzüge zumindest in Abschnitten benannt und sollten es auch im 19. Jahrhundert bleiben. Umgekehrt tauchen vor 1802/03 kleinere Zünfte, wie beispielsweise die Schmiede, nur sporadisch als Namenspaten für Gassenbezeichnungen auf oder waren hier gar nicht vertreten.

Gegen diese Regel könnte man die Bäcker ins Feld führen: Gemäß Memminger bildeten sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts die fünftgrößte Zunft und Bames jubelte in seinem in der Achalmstadt vielzitierten Mutschelgedicht: „O, du große Stadt der Beckhen/O, du Stadt der großen Becken/O, du große Beckenstadt!“⁶¹ Im Gegensatz zum Gerber-, Metzger- und Weingärtnerhandwerk war allerdings die Ausübung des Bäckerberufs bzw. die Einrichtung einer Backstube nicht ortsgebunden. Die Rebflächen dagegen, die von den Reutlinger Weingärtnern bewirtschaftet wurden, befanden sich an den Hängen der Achalm und des Georgenbergs. Dementsprechend konzentrierten sich die Wohnungen der Weingärtner unter anderem in einem Straßenzug, von dem aus beide Erhebungen mit ihren Weinbergen in größtmöglicher Nähe lagen.⁶² Von den diversen reichsstädtischen Gerbergassen wiederum war es nicht weit bis zur Echaz. Generell finden sich Gerberhäuser an Flüssen oder zumindest in der Nähe der Gerberstege, an denen die zu bearbeitenden Tierhäute „gespült“ wurden. Wegen der starken Verschmutzung der Gewässer durch die Gerbstoffe lagen sie außerdem zumeist dort, wo der Fluss das Stadtgebiet verließ. Bezüglich der Oberen und Unteren Gerberstraße passt diese Beschreibung auch für Reutlingen. Die Metzger schließlich orientierten sich zum Marktplatz hin. Dort hatten dem Spital entlang und über den Markt

⁶¹ Bames (wie Anm. 19), S. 92.

⁶² Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): „Alle Jahre gibt’s nicht Wein“. Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen, Reutlingen 2001, S. 11.

hin die „Fleischbänke“ gestanden.⁶³ Im heutigen Gebäude Marktplatz 2 befand sich außerdem die Zunftstube der Metzger.

Im Gegensatz zu den „Zunftstraßennamen“ mit reichsstädtischen Wurzeln gibt es noch die Schreiner-, Färber- und Glaserstraße. Es sind sehr kurze Straßenzüge, die auf dem Katasterplan für 1820 noch als „II tes“ und „V tes Gaessle“ der „Metzger-Gasse“ gekennzeichnet sind sowie einen weiteren Abschnitt der Gerbergasse markierten. Keine dieser drei Berufsbezeichnungen war in reichsstädtischer Zeit für eine Zunft namensgebend: Die Glaser gehörten der Kramer-, die Schreiner der Küfer- und die Färber der Kürschnerzunft an. Somit drängt sich die Frage auf, warum 1843 gerade diese willkürlich anmutende Auswahl unter der Vielzahl möglicher Handwerksberufe sich als Straßennamen durchgesetzt hat?

Eine mögliche Antwort geben Berufe und Ämter von drei Hausbesitzern aus dem Jahr der offiziellen Straßenbenennung. So waren 1843 der Schreiner Christoph Adam Zindel an der Schreinerstraße, ein Färber namens Michael Gminder an der Färberstraße und schließlich der Glaser Johann Georg Hummel in der Glaserstraße Eigentümer entsprechender Immobilien.⁶⁴ Alle drei Straßenzüge weisen weniger als ein halbes Dutzend Hausnummern auf, die Färberstraße inzwischen sogar nur noch eine einzige. Insofern kann die Übereinstimmung zwischen den Namen dieser sehr kurzen Straßenzüge und den Berufen ihrer Bewohner von 1843 nicht als reiner Zufall abgetan werden. Hinzu kommt, dass zumindest Michael Gminder und Johann Georg Hummel damals zu den einflussreicheren Bürgern der Stadt zählten. So lässt sich der in einem Nachruf als „reicher Färber“ bezeichnete Michael Gminder spätestens seit den 1820er Jahren auch als „Färberobermeister“ nachweisen.⁶⁵ Aktenkundig wurde er nicht zuletzt deswegen, weil er sein Haus an der Ecke Färber-/Mauerstraße, die spätere Achalm-Gaststätte, gründlich erweitert und renoviert hat. Ebenfalls „Obermeister“ seines Berufsstands war Johann Georg Hummel, wobei hier ein politisch noch wichtigeres Amt hinzukam: Hummel war Stadtrat.⁶⁶ Sowohl Gminder wie auch Hummel zählten also im Jahr der Straßenbenennung zu den städtischen Honoratioren. Bei allen drei Familien handelte es sich im Übrigen um alteingesessene Reutlinger Geschlechter. Die Zindels etwa lassen sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts urkundlich nachweisen, stellten zwischen 1669 und 1678 mehrfach den Amtsbürgermeister⁶⁷ und sind im ältesten Reutlinger Adressbuch von 1859 mit allein drei Angehö-

⁶³ Oberamtsbeschreibung 1893 (wie Anm. 16), Erster Teil, S. 269.

⁶⁴ Brouillon 1842 (wie Anm. 26), Bl. II, VI u. X.

⁶⁵ Friedrich Bauser: Geschichte der Familie Gminder in Reutlingen, Reutlingen 1923, S. 43 u. 47.

⁶⁶ StadtA Rt., C 3 Stadtratsprotokolle 1840–1842 (künftig: Stadtratsprotokolle 1840/42), Bl. [I v.]; Liste der Stadträte.

⁶⁷ Paul Schwarz: Die Bürgermeister der Stadt Reutlingen ab 1575, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 5 (1967), S. 19.



Die für die Museumstraße namensgebende Reutlinger Museumsgesellschaft verlegte 1843 ihren Sitz an den Karlsplatz. Auch dort gastierten namhafte Künstler jener Zeit, so etwa 1855 ein in Prag geborener, international bekannter Zauberer und Musikinstrumentenerfinder (Annonce im Reutlinger Amts- und Anzeigebblatt).

rigen vertreten, die den Beruf des Schreiners ausübten. „Ahnherr“ der Reutlinger Familie Gminder, die im ausgehenden 19. Jahrhundert zur erfolgreichsten Fabrikantenfamilie der Stadt aufsteigen sollte, war wiederum ein Conrad Gminder aus Appenzell, der 1650 in die Achalmstadt gekommen war – sein Beruf: Färber.

Doch nicht nur Wohnsitz und Arbeitsstätte von einflussreichen Berufsvertretern in den jeweiligen Straßen waren 1843 offenbar ausschlaggebend für deren Benennung. Es gibt weitere „aktuelle“ Straßennamen von damals, die keinerlei reichsstädtische Tradition besaßen, sondern vielmehr Gegebenheiten der 1840er Jahre reflektierten. So bezieht sich beispielsweise der Name der „Schulstraße“ auf einen Schulhausneubau des Jahres 1840, der zwischen Garten- und Mauerstraße errichtet und 1916 in Gartentorschule umbenannt wurde.⁶⁸ 1843 ersetzte die „Schulstraße“ die Bezeichnung „IV. Metzgergaßgässle“. Der Name „Museumsstraße“ belegt schließlich, wie ein Straßename bis heute Bestand haben kann, obwohl die Ursache für die Namensgebung selbst ausgesprochen „kurzlebig“ war: Um die zweifache Verwendung des Namens „Nürtingerhofgasse“ für ein T-förmiges Gebilde aus zwei Straßenzügen zu beenden, wurde 1843 für den Abschnitt zwischen Oberamtei- und Nürtingerhofstraße die „Museumsstraße“ aus der Taufe gehoben. Pate stand dabei die „Museumsgesellschaft“, ein großbürgerlicher Geselligkeitsverein, der unter anderem Theateraufführungen und Konzerte veranstaltete. Diese Museumsgesellschaft nutzte seit 1818 das Pflughofgebäude des Nürtinger Spitals, also den vormaligen Salemer Klosterpflughof. Sie hatte das stattliche Gebäude 1829 erworben, veräußerte es aber zum Jahresende 1843 bereits wieder,

⁶⁸ Heidi Stelzer: Die Gartenstraße im Wandel der Zeiten, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 136 f.



Als 1842/43 das „6. Metzgergaßgäßle“ den Namen „Hirschstraße“ erhielt, war dies auch ein Hinweis auf den 1834 eröffneten „Gasthof Hirsch“, der sich auf der um 1900 entstandenen Aufnahme als vornehme Gastwirtschaft präsentiert.

1843 die bis dato anonyme Gasse „von der Wilhelmstrasse am Bärenwirths Haus vorbei“ den Namen „Bärenstraße“. Für den Namen der Hirschstraße allerdings, die auf der gegenüberliegenden Seite der Wilhelmstraße ihren Lauf nimmt, dürfte 1843 letztlich die 1699 gegründete Hirschapotheke ausschlaggebend gewesen sein. Sie ist bereits für 1805 unter diesem Namen nachweisbar.⁷⁰ Ihr gegenüber war 1834 der recht imposante Neubau des Gasthofs zum „Hirsch“ (Wilhelmstraße 34) errichtet worden, in dem sich in der Folgezeit ein renommierter Gaststätten- und Hotelbetrieb entfaltete. Dieses Kapitel der Gebäudegeschichte wurde 1929 beendet, das Bauwerk selbst im Jahr 2000 abgebrochen. Ab 1843 hatten jedenfalls sowohl der „Hirsch“-Gastronom wie auch der benachbarte „Bären“-Wirt für sich reklamieren können, dass eine Reutlinger Straße den Namen ihres „Hauses“ trug.⁷¹

nachdem der noch repräsentativere Gasthof zum „Kronprinzen von Württemberg“ auf dem später so genannten Listplatz beim Bahnhof zum Verkauf angeboten wurde. Somit hatte die Museumsgesellschaft der Museumsstraße schon im selben Jahr den Rücken gekehrt, als diese nach ihr benannt worden war.⁶⁹

Schließlich gibt es noch die 1843 nach einer damaligen Gaststätte benannte Bärenstraße. Auch hier handelte es sich keineswegs um eine der altherwürdigen Traditionsherbergen der Reichsstadtzeit, sondern vielmehr um eine sehr junge „Wirtschaftsgründung“. So war für den namensgebenden Gasthof zum „Goldenen Bären“ (Wilhelmstraße 32) erst 1824 das „dingliche Gastwirtschaftsrecht“ erteilt worden, nachdem dort im 18. Jahrhundert lediglich eine der zahllosen Gassenwirtschaften gewesen war. Nichtsdestoweniger erhielt

⁶⁹ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 164.

⁷⁰ Memminger, Stadtbeschreibung 1805 (wie Anm. 58), S. 181.

⁷¹ Kungl, Gaststättengeschichte (wie Anm. 23), S. 401 ff.

Herrenhöfe, Klosterhöfe, Wirtschaftshöfe

Im Gegensatz zu den – bezogen auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – „aktuellen“ Straßennamen, verweist die nächste Namensgruppe grundsätzlich zurück bis zu den mittelalterlichen Anfängen der Reutlinger Stadtgeschichte. Hierzu zählen die Hofstatt- und Pfäflinshofstraße, die Bebenhäuserhof-, Marchtalerhof-, Zwiefalterhof- und Nürtingerhofstraße sowie die Spreuerhof- und die Spitalstraße. All diese Bezeichnungen benennen stattliche und geschichtsträchtige Hofanlagen, die das Stadtbild der Gegenwart selbst dann noch prägen, wenn die entsprechenden Baulichkeiten inzwischen gar nicht mehr existieren. Denn zumindest dem Grundriss bzw. dem Straßenverlauf der Innenstadt haben sie gleichsam ihren Stempel aufgedrückt. Die entsprechenden historischen Straßennamen können dies – gewissermaßen selbst in „Denkmals“-Funktion – ins Gedächtnis rufen.

Auffälligstes Beispiel für eine solch stadtbildprägende Wirkung ist der Bereich zwischen der unteren Wilhelmstraße und der westlichen Stadtmauer. Hier existiert nicht ein einziger durchgängiger Straßenzug. Dies ist vor allem auf zwei Hofanlagen zurückzuführen, um die herum in der Phase der Stadtwerdung im 12. und 13. Jahrhundert eine flächendeckende Bebauung erfolgte. Dies war zum einen der jüngere sogenannte „Bebenhäuser Hof“ auf dem Areal zwischen Nikolaiplatz, Bebenhäuserhofstraße und Bärenstraße. Als eigentlicher vorstädtischer Siedlungskern Reutlingens auf dem späteren Altstadtterrain „infra muros“ ist dagegen die „Hofstatt“ anzusprechen. Ihre Anlage ist auf dem Katasterplan für 1820 durch die Straßennamen „Gerber-Gasse“, „Ite Gerber-Gasse“ sowie „Pfäflinshofgasse“ weiträumig eingegrenzt. (Dagegen weist der auf dem Plan eingetragene Begriff „Hofstatt“ von derselben weg Richtung Wilhelmstraße.) Um eine dem heutigen Gebäude Hofstattstraße 24 benachbarte Grünfläche samt rudimentärem Mauerzug schließt sich auf besagtem Plan geradezu ein Ring von Häusern. Die Stadtgeschichtsforschung geht davon aus, dass hier „die Herren des vorstädtischen Reutlingens“ gesessen haben.⁷² Man kann sich diesen Herrensitz folglich als eine stattliche wehrhafte Anlage vorstellen, die mit einer Steinmauer umgeben war. Für die Zeit um 1300 lassen sich etwa die adligen Herren von Tachenhäuser als Besitzer nachweisen, im 17. Jahrhundert dann eine Familie Pfäfflin. So ist in archivalischen Quellen aus der Zeit nach dem Stadtbrand 1726 der Begriff vom „Pfäfflinischen Hof“ belegt, der sich bereits auf dem Katasterplan 1820 als Straßename durchgesetzt hat.⁷³ Die Bezeichnungen „Hofstatt-“

⁷² Markus Bauer: Die Grundstücke an der Ecke Wilhelmstraße/Hofstattstraße. Bemerkungen zu den geplanten Baumaßnahmen vom Standpunkt der Stadtgeschichtsforschung, Stellungnahme vom 30. Juni 1994 (künftig: Bauer: Grundstücke Wilhelm-/Hofstattstraße), S. 3, in: Registratur Stadtarchiv Az. 362–55–9.

⁷³ Kopp 1961 (wie Anm. 8), S. 48 ff. Zitat nach StadtA Rt., Kaufbuch Bd. 23, Bl. 471 v (Kaufvertrag vom 22. Januar 1727).

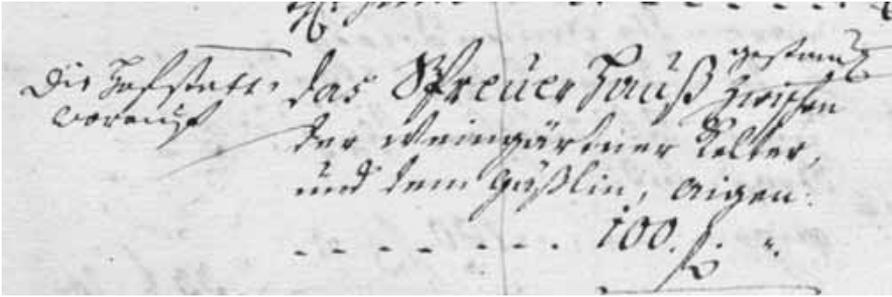
und „Pfäfflinshofstraße“ sind also gewissermaßen Jahresringe für die Entwicklung ein- und derselben Hofanlage.

Auch nahezu alle übrigen Höfe der Innenstadt bildeten jeweils großflächige, architektonisch-dominante Komplexe, die aus teilweise hochaufragenden Wohn- und Wirtschaftsgebäuden bestanden, grundsätzlich eine Freifläche umschlossen und mit einer Steinmauer umgeben waren. Abgesehen von Kirchengebäuden und Stadtbefestigung waren es diese Hofanlagen, die im Stadtbild einen signifikanten Gegenpol zur Masse der einzelnen Bürgerhäuser bildeten. Das eindrucklichste noch erhaltene Beispiel ist der ehemalige Pflerhof des Zisterzienserklosters Königsbronn bei Heidenheim – seit 1939 Reutlinger Heimatmuseum – mit Garten, Kapelle, Zusatzgebäuden und Umfassungsmauer. Es ist jedenfalls nicht erstaunlich, dass die Namen solch stattlicher Gebäudeensembles bei der Straßenbenennung zum Zuge kamen.

Im Wesentlichen handelte es sich dabei um sogenannte „Pfleghöfe“ auswärtiger Klöster. Diese waren im Verlauf des Mittelalters mit umfangreicheren Schenkungen an Grundbesitz unter anderem in der näheren und weiteren Umgebung von Reutlingen bedacht worden. Der beachtliche, wenngleich verstreut liegende Besitz wurde von den in der Stadt gelegenen Klosterhöfen aus „gepflegt“, das heißt, die Bewirtschaftung der Äcker, Wiesen, Felder und Weinberge durch Leibeigene oder Pächter wurde von hier aus verwaltet. In die Pflerhöfe mussten fällige Naturalabgaben abgeliefert werden, die sodann auf den Reutlinger Märkten verkauft werden konnten. Insgesamt unterhielten fünf Klöster in der Reichsstadt Reutlingen solche Pflerhöfe. Das war zum einen das Zisterzienserkloster Bebenhausen bei Tübingen, dessen schon genannter Hof, zu dem sogar eine eigene Kelter gehört hatte, spätestens im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts in der ummauerten Stadt eingerichtet worden ist. Entstanden war er nicht zuletzt durch Schenkungen der Tübinger Pfalzgrafen, von denen auf dem Areal des späteren Klosterhofs möglicherweise bereits ein Herrnsitz existiert hatte.⁷⁴ Ab dem Jahr 2000 erfolgte in diesem Bereich mit der sogenannten „Müller-Galerie“ eine komplette Neubebauung.

Ebenfalls in der Reutlinger Umgebung begütert waren das Benediktinerkloster Zwiefalten sowie das Prämonstratenserkloster Marchtal auf der Schwäbischen Alb. Das Ende dieser beiden Klosterhöfe, die sich urkundlich ebenfalls bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, kam mit der napoleonischen „Flurbereinigung“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Genauso wie die Reichsstadt Reutlingen mediatisiert wurde und an Württemberg fiel, so erfolgte auch die Säkularisation der bis dahin reichsunmittelbaren „Mutterklöster“ Zwiefalten und Marchtal. Die Höfe in Reutlingen wurden 1805 bzw. 1812 verkauft: Als Erwerber lassen sich unter anderem zwei Reutlinger Metzger

⁷⁴ Bauer, Grundstücke Wilhelm-/Hofstattstraße (wie Anm. 72), S. 4 ff.



In einem Güterverzeichnis für die Spendenpflege aus den 1740er Jahren ist unter anderem auch das beim Stadtbrand zerstörte „Spreuer Hauß“ erfasst. Genauer gesagt handelte es sich um „die Hofstatt“, auf der es gestanden hatte. Die wiederum lag neben der bis 1913 abgebrochenen „Weingärtner Kelter“.

nachweisen.⁷⁵ Indirekt sind schließlich auch die verbliebenen zwei Pflughöfe als Straßennamen verewigt: Vom Königsbronner Pflughof reflektiert – wie bereits bei den „württembergisierten“ Bezeichnungen geschildert – der Straßename „Oberamteistraße“ gewissermaßen die „moderne“ Behördenfunktion des Hauptgebäudes im 19. Jahrhundert. Das Zisterzienserkloster Salem wiederum war aufgrund finanzieller Schwierigkeiten schon 1652 gezwungen, seinen Reutlinger Hof zu verkaufen. Von 1738 bis 1820 war dann das Nürtinger Spital Besitzer der Hofanlage.⁷⁶ Somit ist es auf dem Katasterplan für 1820 die Nürtingerhofstraße, die mittelbar auf den Salemer Pflughof verweist. Neun Jahre später hat, wie ebenfalls bereits ausgeführt, das Nürtinger Spital dann das Hauptgebäude an die Reutlinger Museumsgesellschaft verkauft.

Weitere Hofstraßennamen sind die Spitalstraße, nach der ein sehr kurzer, vom Spitalhof ausgehender Straßenzug seinen Namen herleitet, sowie die erläuterungsbedürftigere Spreuerhofstraße. Dieser Begriff bezieht sich mittelbar auf das im sogenannten „Bettelplan“ von 1727 mit aufgeführte „große Spreyer Hauß“, das der Stadtbrand 1726 vernichtet hatte. In der Folgezeit kam es an dieser Stelle zu einer relativ planlosen, wenngleich einen gewissen morbiden Reiz aufweisenden Notbebauung aus einfachsten Unterkünften, die von Tagelöhnern, Stubenknechten, Geißhirten, Holzspältern und vor allem von ärmeren Weingärtnern bewohnt wurden. Für das gesamte Ensemble hat sich – wohl nicht ohne eine gewisse soziale Abfälligkeit – die Bezeichnung „Spreuerhof“ durchgesetzt, die in den 1840er Jahren schließlich auch für die Straßenenennung relevant wurde.⁷⁷ Das 1726 abgebrannte Spreuerhaus selbst war ein Wirtschaftsgebäude der Reutlinger Spendenpflege gewesen. Es hatte also

⁷⁵ Oberamtsbeschreibung 1893 (wie Anm. 16), Zweiter Teil, S. 44 ff. u. S. 48 ff.

⁷⁶ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 163 f.

⁷⁷ StadtA Rt., Flurkarte Nr. 184 (1847).

einer von mehreren reichsstädtischen Pflugschaften gehört, die im Mittelalter dank großzügiger Stiftungen, insbesondere an Grundbesitz, entstanden waren. Wie die Armen- und Spitalpflege hatte auch die Spendenpflege eine primär karitative Zielsetzung, in diesem Fall als Unterstützungskasse für Arme. Gleichzeitig waren es gerade diese unter der Kontrolle des Magistrats stehenden Pflugschaften, die im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit das reichsstädtische Vermögen, insbesondere die grundherrschaftlichen Besitzungen und deren Einkünfte, verwalteten. Die Spendenpflege ist heute vor allem durch die Spendhausstraße bzw. durch das Spendhaus präsent, das seit 1989 das neu eingerichtete städtische Kunstmuseum beherbergt. In Bezug auf die weitaus vermögendere Spital- oder Armenpflege ist die Spendenpflege somit, was Straßennamen anlangt, mit „Spendhaus-“ und „Spreuerhofstraße“ im Stadtbild deutlich überrepräsentiert.

Das heutige Spendhaus war 1518 errichtet worden und fungierte als neuer Fruchtkasten dieser Pflugschaft. Mit dem auch für die Zeit davor nachweisbaren Spreuerhaus verfügte die Spendenpflege über ein zweites großes Lagerhaus innerhalb der Stadtmauern.⁷⁸ Im Gegensatz zum Spendhaus dürften hier zumindest nach 1518 die minderwertigeren, nicht so gut vermarktbareren (Abfall-)Produkte landwirtschaftlicher Erzeugnisse eingelagert worden sein. Der aus biblischen Gleichnissen abgeleitete Begriff „Spreuer“ galt zwar bereits im Mittelhochdeutschen als ein Synonym für Wertloses. Doch der Dreschabfall fand bis in unser Jahrhundert hinein eine vielfältige Verwendung als Füll- und Dämmstoff etwa bei Gebäudedecken und -wänden, bei Bettkissen und -decken oder zum Transportieren von Eiern. Im Reutlinger Amtsblatt vom 13. März 1888 sind beispielsweise „19 Centner Spreuer zum Verkauf“ annonciert. Einen schönen Beleg, wie sich aus dem „Spreuerhaus“ nach dem großen Brand von 1726 der „Spreuerhof“ entwickelt hat, bietet das in den 1740er Jahren angelegte Güterbuch der Pflugschaften. Auf Blatt 71 sind hier unter der Rubrik „Löblicher Spenden Pflugg Häuser und Gebäu“ an erster Stelle die beiden größten Immobilien dieser Einrichtung aufgeführt, nämlich das „Spendhaus“ mit seinen „7 Stockhen“ sowie – so die Ersteintragung – das „Spreuer Haus“. Diesen Lapsus hat der Schreiber dann aber offensichtlich doch noch bemerkt und nachträglich durch die Formulierung ersetzt: „Die Hofstatt, worauf das Spreuer Haus gestanden“. Der schmale Freiraum zwischen den Gebäuden Spreuerhofstraße 9 und Mauerstraße 50 konnte schließlich fast 300 Jahre später von der Reutlinger Tourismuswerbung als „schmalste Gasse der Welt“ reklamiert und 2007 ins „Guinnessbuch der Rekorde“ eingetragen werden.

⁷⁸ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 191.

Ein Ring aus Mauern, Türmen, Toren: die Hochbauten der Stadtbefestigung

Es folgt die letzte große Gruppe der innerstädtischen Straßennamen: Diese sind benannt nach der im 13. Jahrhundert errichteten Befestigungsanlage, die das Stadtgebiet „definiert“ und das Erscheinungsbild der Reichsstadt Reutlingen maßgeblich geprägt hat. Sie bestand im Wesentlichen aus dem Stadtgraben, einer äußeren niedrigeren Zwingermauer, dem Freiraum des sogenannten „Zwingers“ und schließlich aus dem inneren Hauptmauerring. Gemäß der um 1630 niedergeschriebenen Reimchronik des Johannes Fizion müssen es 36 Zwingerver-, Wehr- und Tortürme gewesen sein, von denen diese Befestigungsanlage „geziert“ wurde. Im 19. Jahrhundert wurde sie weitgehend abgebrochen bzw. planiert. Doch nicht nur der Verlauf des Stadtgrabens, auf den im Kapitel 2.3 dieses Beitrags (Einzelne Straßennamengruppen „extra muros“) noch näher eingegangen wird, sondern auch der des doppelten Mauerrings selbst ist noch immer an entsprechenden Straßenzügen ablesbar.

Am eindrucklichsten ist dies an der nordöstlichen Längsseite der heutigen Altstadt der Fall. Vom Durchgang zwischen den Gebäuden Karlstraße 14 und 16 bis zu dem erhalten gebliebenen Kesselturm in der Nähe von Albtor- und Burgplatz verläuft auf der ganzen Länge des historischen Stadtkerns die – nomen est omen – „Mauerstraße“. Und diese hat, betrachtet man den Katasterplan für 1820, entlang der Innenseite des Hauptmauerrings nahezu die ganze Altstadt umschlossen, nur dass ihre einzelnen Abschnitte 1843 verschiedene Namen erhielten. So setzt sich diese Mauerstraße zunächst einmal durchgängig fort in der „Jos-Weiß-Straße“, entlang dem kürzeren südöstlichen Teilstück der Stadtmauer. Sie wurde nach dem bekannten Bürgermeister der Reformationszeit benannt. Es ist dies jener Abschnitt, in dessen Verlauf die Stadtmauer als Bestandteil der ab den 1760er Jahren in den Zwingerverbauten Stadtmauerhäuser noch am besten erhalten geblieben ist.⁷⁹

Der innere Straßenring wird jenseits der Kanzleistraße dann zunächst einmal unterbrochen von einer „Neubaumaßnahme“ aus der Zeit nach der vorübergehenden Einnahme Reutlingens durch Herzog Ulrich 1519. Sie ist durch den hier vergebenen Straßennamen benannt: „Oberes Bollwerk“. Es handelte sich um eine nachträgliche Verstärkung der mittelalterlichen Stadtbefestigungsanlage, eine aufgeschüttete Geschützplattform, deren letzte Überreste in den 1980er Jahren für eine Neubebauung mit Wohnhäusern abgetragen wurden. Diese Bastei des 16. Jahrhunderts besaß ein gleichaltriges Pendant im entgegengesetzten nordöstlichen Winkel der Stadt. Der Standort

⁷⁹ Stadtarchiv Reutlingen: Die Stadtmauerhäuser in der Jos-Weiß-Straße, in: Tag des offenen Denkmals. Ein Blick hinter die Fassade historischer Reutlinger Bauwerke, Programmheft 2003.



Nur beschattet ist auf der Lithographie „Bad und Gasthof zu Reutlingen“ gegenüber dem mondänen Neubau von 1835 ein etwas windschiefes und wenige Jahre später abgebrochenes Wohngebäude dargestellt, hinter dem der Stadtgraben verlief und die Überreste des unteren Bollwerks ansatzweise sichtbar werden.

des unteren Bollwerks stellt seit 1843 den Ausgangspunkt der sich zur Wilhelmstraße hinziehenden „Bollwerkstraße“ dar.⁸⁰ Das Bauwerk selbst ist in einem Gemeinderatsprotokoll von 1888 mit dem Passus erwähnt, dass es „vermöge seines baulichen Zustandes abgebrochen werden muss“.⁸¹

Hinter dem oberen Bollwerk hatte sich die Stadtmauer-Ringstraße in der Marchtalerhofstraße sowie in der Stadtmauerstraße – eine unmittelbare Namensvariante der „Mauerstraße“ – bis zum Tübinger Tor fortgesetzt. Diese ursprünglich hinter der Stadtmauer liegenden Straßenzüge sind heute größtenteils Bestandteil der in den 1880er Jahren stark erweiterten bzw. verbreiterten Lederstraße.⁸² Dadurch entfiel allerdings das Hauptstück der Marchtalerhofstraße und der kurze Durchgang, der diesen Namen bis heute beibehält, liegt völlig losgelöst von den erhaltenen Gebäuden des einstigen Pflughofs beim Matthäus-Alber-Haus, das 1954 auf dessen Hoffläche erbaut wurde. Auf dem Katasterplan für 1820 ist zudem deutlich zu erkennen, dass auch

⁸⁰ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 99 f. u. 141.

⁸¹ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1888 (Ergänzungsdokumentation), § 4.

⁸² Atlas Reutlingen 1990 (wie Anm. 11), S. 6–8 (Plan der Stadt Reutlingen 1842 sowie Flurkarten 1871 und 1892).

vom Tübinger Tor bis zum Federnseeplatz noch ein fast durchgängiger Straßenzug entlang der Innenseite des Hauptmauerrings bestanden hat. Gemäß dem Bauschauprotokoll 1842/43 hat er sich „vom Tübinger Thor bis zum Federseedamm“ erstreckt und erhielt den Namen „Bachstraße“. Die Bachstraße wiederum wurde 1953 umbenannt in „Stadtbachstraße“: Es sollten Verwechslungen mit der damals parallel zur Bundesstraße B 28 Richtung Metzingen angelegten „Johann-Sebastian-Bach-Straße“ vermieden werden.⁸³

Der genannte, nach 1828 errichtete Federnseedamm querte 1843 im Übrigen den hier noch immer bestehenden Stadtgraben. Dessen Auffüllung ab der Mündung der Wilhelmstraße in den Karlsplatz sollte erst nach 1871 erfolgen.⁸⁴ Der ab dem 18. Jahrhundert nachweisbare Name „Federsee“ kann dabei von dem in diesem Abschnitt des Stadtgrabens wachsenden Schilf hergeleitet werden. Auf dem Katasterplan für 1820 sehr gut zu erkennen ist dann wieder die durchgehende Straße an der Innenseite des nordwestlichen Abschnitts der Stadtmauer bis zum unteren Bollwerk. Inzwischen ist deren Verlauf durch Großbauten der Nachkriegszeit zwischen Federnseeplatz und Wilhelmstraße sowie zwischen Metzger- und Mauerstraße überbaut bzw. unterbrochen. 1843 hatte sie den Namen „Rukulsstraße“ erhalten. Dessen Bedeutung wiederum ist ungeklärt. Als Namensspate fungierte der Wehrturm an der nordwestlichen Ecke der Stadtmauer, der 1814 als „Rukalensturm“ genannt wird.⁸⁵ Da die Stadtverwaltung als Eigentümerin von Toren, Türmen und Mauerwerken im 19. Jahrhundert ihr reichsstädtisches Erbe größtenteils versilberte, indem sie es als Rohstofflieferanten für Bruch- und Werksteine an Privatleute verkaufte, ereilte auch den genannten Wehrturm ein solches Schicksal. So vermeldet die Stadtrechnung 1828/29: „Dieser Thurm wurde aber in Gemäßheit eines Beschlusses des Stadtraths und Bürgerausschusses de dato 8. Octobris 1828 auf den Abbruch verkauft.“⁸⁶ Dabei wird als Überschrift eine weitere Namensvariante verwendet, nämlich „Rukulens Thurm“. Der „Anstand“, der sich aus der Vielzahl der verwendeten Schreibweisen ergab, konnte erst 1888 bereinigt werden, als im Zuge der Güterbuchsrevision kraft Gemeinderatsbeschluss festgelegt wurde: „Rukulenstraße bleibt/nicht Rukulsstraße“.⁸⁷

⁸³ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1953, § 129.

⁸⁴ Kopp 1961 (wie Anm. 8), S. 53 f. Der „Federseedamm“ ist eingezeichnet im Brouillon 1842 (wie Anm. 26), Bl. IX. Zur Auffüllung des Stadtgrabens vgl. Flurkarte 1871, in: Atlas Reutlingen 1990 (wie Anm. 11), S. 7.

⁸⁵ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 139.

⁸⁶ StadtA Rt., Stadtpfleg-Rechnung 1828/29, Bl. 8 r.

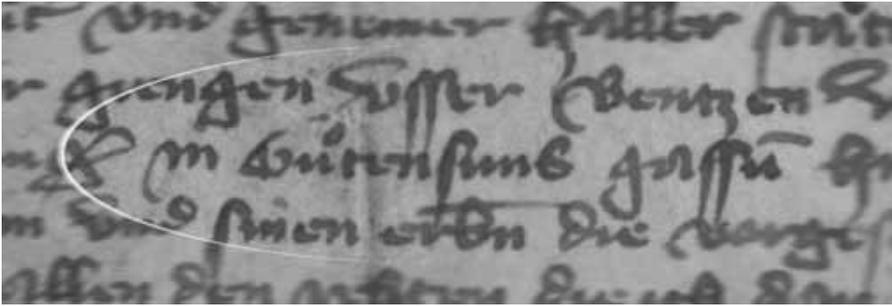
⁸⁷ Gerichtsnotariat Nr. 138 (wie Anm. 28): Gemeinderatsprotokolle 1888, § 331.

2.2 Innerstädtische Straßennamen: Reichsstädtisches Erbe oder Momentaufnahmen 1820/1843?

Zusammenfassend sei wiederholt, dass mit dem Katasterplan für 1820 erstmals ein amtlicher Beleg für die Straßenbenennung in Reutlingen vorliegt. Von den heute in der Innenstadt gebräuchlichen 49 Straßennamen sind hier bereits rund die Hälfte, wenngleich in teilweise noch modifizierter Form (etwa „Feder-See“ statt „Federnseestraße“) vorgegeben. Mit dem Bauschauprotokoll von 1842/43 wurden die Straßenbenennungen dann entscheidend differenziert und erweitert. Diese weitreichende Festschreibung geschah allerdings auf der Grundlage eines Dokuments, das keineswegs ein archivalisches Prachtstück darstellt: Das genannte Bauschauprotokoll von 1842/43 mit seinen Streichungen, Korrekturen und Ergänzungen sowie seiner schwer leserlichen Gebrauchsschrift erinnert eher an einen flüchtig niedergeschriebenen Entwurf. Tatsächlich handelt es sich hier um ein „Nebenprodukt“ der Katastrierung, also der exakten Erfassung des bürgerlichen Steuervermögens. Um die Reutlinger Straßenzüge eindeutig zu kennzeichnen, wurde dabei relativ beliebig in den großen Topf der möglichen, zum größten Teil sicherlich umgangssprachlich gebräuchlichen Namen gegriffen. Der innerstädtischen Straßennamensgebung von 1842/43 lag als Ganzes keine systematische Konzeption zugrunde – sie vollzog sich vielmehr „en passant“.

Aus diesem Umstand erklärt sich die Ambivalenz zwischen „aktuellen“ und „historischen“ Straßennamen: Zum einen gibt es Namen, die sich zum Zeitpunkt der Benennung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf zeitgenössische Erscheinungen bezogen haben. Zum anderen haben wir Straßennamen, die aus der rund 600-jährigen reichsstädtischen Geschichte Reutlingens abgeleitet wurden. Es ist eine heterogene Mischung aus ungemein traditionsreichen und „zeitgenössischen“ Phänomenen, die bei der Straßennamensgebung 1820 und 1843 Pate gestanden haben. Erst im Verlauf der nachfolgenden Jahrzehnte haben sich diese Namen allesamt als gewissermaßen „klassische“ Reutlinger Straßennamen etabliert.

Bei den „aktuellen“ Straßennamen lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: die 1817 als Reverenz gegenüber dem neuen gekrönten Landesherrn und seiner Verwaltung vergebenen drei Hauptstraßennamen Wilhelm-, Katharinen- und Kanzleistraße und die große Gruppe wesentlich alltäglicherer Straßennamen, die 1843 keinerlei oder doch kaum eine historische Dimension besessen haben: Sie nehmen stattdessen Bezug etwa auf einen Schulhausneubau (Schulstraße), einen von vielen Handwerksberufen (unter anderem Glaserstraße), einen großbürgerlichen Geselligkeitsverein (Museumsstraße) oder eine Gaststätte (Bärenstraße). Im Gegensatz dazu gibt es die – auch aus damaliger Sicht – „historischen“ Straßennamen: Die Tradition der Zünfte, die in der Gerber-, Metzger- und Weingärtnerstraße gleichsam verewigt wurde, reicht genauso zurück bis ins Mittelalter wie die eines Zwiefalter-, Bebenhäuser-



Die Bezeichnung „Gütensuns gass[e]n“ in einer Urkunde von 1393 (Ausschnitt, bearbeitet) verweist auf ein in Reutlingen begütertbes Patriziergeschlecht. Der ab dem 16. Jahrhundert belegte Name „Gutmanns-Gasse“ (ab 1842/43: Rathausstraße) soll darauf zurückgehen.

oder Marchtaler Klosterpflegghofs. Die Stadtbefestigung schließlich wurde ebenfalls bereits im 13. Jahrhundert errichtet und ihre beiden Bollwerke stammen zumindest aus dem 16. Jahrhundert. Allerdings besaßen die genannten Zünfte bzw. Handwerksberufe 1820 nach wie vor eine soziale und ökonomische Dominanz und auch die genannten Bauwerke waren 1843 noch immer stadtbildprägend.

Dabei muss auch bei den „historischen“ Straßennamen nochmals differenziert werden zwischen den Namen und den Lokalitäten, die sie bezeichnen. Der Zwiefalterhof beispielsweise ist auf dem Katasterplan von 1820 als „Abts-hof“ bezeichnet und das Gartentor hieß bis 1817 „Neues Tor“. Erst 1843 wurden die Namen „Gartentorplatz“ und „Zwiefalterhofstraße“ eingeführt. Genauso ersetzte erst damals eine „Rathausstraße“ die „Gutmangsgasse“ oder eine „Krämerstraße“ die „Badgasse“. Auch die Begriffe „Mauer-“ und „Stadt-mauerstraße“ stammen aus dem Jahr 1843. Letztere sollte nach einer an der Mündung der Rathaus- in die Stadtmauerstraße befindlichen Gaststätte samt Brauerei zunächst „Bierhausgäßle“ genannt werden, doch ist der ursprüngliche Vorschlag im Bauschauprotokoll 1842/43 gestrichen.⁸⁸ Das heißt, auch bei den „historischen“ Straßennamen mag das namensgebende Phänomen zwar 1843 schon jahrhundertalt gewesen sein, der Straßename selbst wurde jedoch erst damals geprägt. Will man unter diesen Gesichtspunkten die Frage „Straßennamen der Innenstadt: Reichsstädtisches Erbe oder Momentaufnahmen 1820/1843?“ beantworten, so ist festzuhalten: Die Reutlinger Straßennamen „infra muros“ wurden nicht nur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts festgelegt, in ihnen spiegelt sich vielmehr auch unmittelbar

⁸⁸ Kungl, Gaststättengeschichte (wie Anm. 23), S. 205 ff.

das wirtschaftlich-soziale und städtebauliche Erscheinungsbild einer mediatisierten Reichsstadt in vorindustrieller Zeit wider.

2.3 Einzelne Straßennamengruppen „extra muros“

Die Reutlinger „Ringstraße“

Bei den Namen „extra muros“ stößt man naheliegender Weise als Erstes auf die Bezeichnungen jener Straßen, die unmittelbar vor dem einstigen Stadtmauerring verlaufen. Sie markieren die Abschnitte einer im ausgehenden 19. Jahrhundert offiziell auch so bezeichneten „Ringstraße“⁸⁹. Der heutige, 1993 so benannte Willy-Brandt-Platz, Leder- und Gartenstraße sowie die jeweiligen Anfangsabschnitte von Karl-⁹⁰ und Eberhardstraße fügen sich zu einem Gürtel um die einstmals „infra muros“ gelegene Altstadt. Diese „Ringstraße“ ist im vorletzten Jahrhundert entlang der Aufschüttung vor dem ehemaligen Stadtgraben entstanden und hat diesen, in seiner geplanten Form, zum Teil auch mit einbezogen. Eine solch markante Straße hat sich in der Mehrzahl vormals befestigter Städte als ein Ergebnis der Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert mehr oder weniger deutlich herausgebildet. Mit der vor rund 200 Jahren einsetzenden urbanen Expansion wurden die auf das Mittelalter zurückgehenden Befestigungsanlagen in einen den historischen Stadtkern ringförmig umgebenden breiten Straßenzug umgewandelt, so etwa in Wien mit dem 1865 eröffneten und zum feststehenden Ausdruck gewordenen „Ring“ rund um die dortige Altstadt.⁹¹ Letzterer fällt unter anderem deswegen viel größer aus als in Reutlingen, weil die Wiener Stadtbefestigung, bedingt durch die „Türkengefahr“, auch im Verlauf der Neuzeit modernisiert und ausgebaut worden war, während man es in Reutlingen mit der Errichtung der beiden schon genannten Bollwerke an der Innenseite der Stadtmauer gut sein ließ.

Die Auffüllung des Stadtgrabens und die Anlegung der Ringstraße hat sich in der Achalmstadt fast über das ganze vorletzte Jahrhundert hingezogen. Einige Eckdaten: 1822 begann man den nordöstlichen Abschnitt entlang der später so benannten Gartenstraße Richtung Burgplatz „einzuwerfen“, 1841 mahnten Stadtrat und Bürgerausschuss die Planierung des Stadtgrabens beim Stuttgarter Tor am unteren Ende der Wilhelmstraße an. Die Auffüllung unter- und oberhalb des Tübinger Tors erfolgte in den 1860er Jahren, die des sogenannten „Mühlgrabens“ südlich der Oberamteistraße 1874 und letztlich kann die 1888 vollzogene Einweihung der auf dem ehemaligen Stadtgraben errichteten, 1928 dann nach dem Reformationsbürgermeister Jos Weiß benannten

⁸⁹ Gerichtsnotariat Nr. 138 (wie Anm. 28): Gemeinderatsprotokolle 1888, § 215.

⁹⁰ Der sogenannte „Karlsplatz“, dessen Gebäude in die Karlstraße einnummert sind.

⁹¹ Baedekers Allianz Reiseführer: Wien, Ostfildern-Kemnat 1988, S. 139.

„Knabenschule“ als Schlusspunkt dieser im wahrsten Sinne des Wortes „umfassenden“ Stadtentwicklungsmaßnahme betrachtet werden.⁹²

Im Bauschauprotokoll 1842/43 sind die einzelnen Abschnitte und Plätze dieser Ringstraße unter Ziffer 1 bis 6 als Erstes aufgeführt. Generell war die Stadtverwaltung bei der amtlichen Festlegung Reutlinger Straßennamen 1842/43 durchaus mit kartographischer Systematik vorgegangen. Vor den unter Ziffer 20 bis 60 genannten, innerhalb der Stadtmauern gelegenen Straßen stehen die Straßen und Plätze „extra muros“. So heißt es hier: „1) Der Platz beim alten Oberamtsgericht soll genannt werden: Burgplatz. 2) Die Strasse auf dem nordöstlichen Graben: Gartenstrasse und zwar vom Bad bis zum Gartenthor untere –, von hier bis zur Höhe der Strasse obere Gartenstraße. 3) Die Strasse auf dem südwestlichen Graben: Mühlstraße und zwar von C. Mäckens Haus bis zur Brücke am Mühlthorplatz obere –, von hier bis zur Oberamteistrasse untere Mühlstraße. 4) Der Graben von der Oberamteistrasse bis zum Tübinger Thorplatz: obere Leder Strasse; vom Tübinger Thor bis Stuttgarter Thor: untere Leder Strasse. 5) Die Strasse vom Stuttgarter Thorplatz bis über das Bad oder Kronprinzen zur Gesellschaftsbrauerei hinaus: Carl's Strasse.“⁹³

Der erste im Bauschauprotokoll genannte längere Straßenzug ist die Gartenstraße. Gemäß der Chronik von Carl Bames hatte man 1822 angefangen, „den Stadtgraben auf der Ostseite der Stadt einzuwerfen und die Häuser der Gartenstraße allmählich zu bauen.“ Bis zum Zeitpunkt der amtlichen Straßenbenennung 1842/43 waren bereits fast auf der gesamten Länge der Grabenfläche Häuser errichtet und die Straße selbst, die auch schon auf dem Katasterplan für 1820 zu erkennen ist, hatte man auf der Schütze des Grabens weiter ausgebaut. Lediglich ab dem unteren Bollwerk an der heutigen Kreuzung von Garten- und Karlstraße, wo auf dem Katasterplan ein kleiner Weiher eingezeichnet ist, zog sich der Stadtgraben noch immer Richtung Stuttgarter Tor hin.⁹⁴ Der Straßename selbst bezieht sich auf ein in Reutlingen bis dato nahezu unbekanntes Phänomen: den Garten als Teil einer repräsentativen großbürgerlichen Wohnform und nicht mehr im Sinne eines Nutzgartens. Denn Weihergärten im Stadtgraben oder Baumgärten um die Stadt herum sind auch bereits auf dem Katasterplan für 1820 eingezeichnet. Der Begriff „Gartenstraße“ war damals allerdings noch nicht gebräuchlich, vielmehr wurden

⁹² Stadtratsprotokolle 1840/42 (wie Anm. 66), S. 551; StadtA Rt., Reichsstädtische Urkunden und Akten Nr. 3546; Bames (wie Anm. 19), S. 12, 161 u. 193 sowie Egmont Fehleisen (u. a.): *Chronica der Stadt Reutlingen 1874–1900*, Reutlingen 1900 (künftig: Fehleisen), S. 245.

⁹³ Der nach „3“ genannte „[Johann] C[onrad] Mäcken“ war ein aus Ostfriesland stammender Drucker und Verleger, der sich auf dem Stadtgraben am Albtorplatz ein großes 1945 zerstörtes Wohn- und Geschäftshaus errichtet hatte.

⁹⁴ Brouillon 1842 (wie Anm. 26), Bl. II u. VIII. Veranschaulicht wird die Situation auf der Kreidelithographie „Bad und Gasthof zu Reutlingen“ von 1836 (vgl. *StadtBildGeschichte*, wie Anm. 13, S. 178).

die dortigen Gebäude etwa in den im Jahr 1840 angelegten Güterbüchern mit der Bezeichnung „auf dem Stadtgraben“ lokalisiert. Bei den Gärten, auf die der 1842 festgelegte Straßensname Bezug nimmt, handelte es sich folglich um die oftmals parkähnlichen Anlagen zur späteren Kaiserstraße hin. Sie gehörten zu den auf der nordöstlichen Straßenseite errichteten stattlichen Wohnhäusern vermögender Bürger. Mit der großzügigen neuen Wohnweise hoben sich die Eigentümer von den beengten räumlichen Verhältnissen innerhalb der Stadtmauern ab.⁹⁵

Im Gegensatz zu diesem großbürgerlich geprägten Namen ist der nächste Abschnitt der Ringstraße handwerklich geprägt: die Mühlstraße. Für den im Bauschauprotokoll 1842/43 genannten Abschnitt der „unteren Mühlstraße“ drängt sich dieser Name förmlich auf. Dies umso mehr, als er sich zunächst vom Mühltorplatz, gelegen an der Mündung der Kanzlei- in die heutige Lederstraße beim sogenannten Lindachknoten, bis zum Tübinger Tor erstrecken sollte. So war es von erster Hand 1842 im Bauschauprotokoll unter Ziffer 3 vermerkt worden. Erst bei der endgültigen Beschlussfassung 1843 wurde der Straßenverlauf bis zur Oberamteistraße gekürzt. Entlang dieser unteren Mühlstraße „klapperten“ jedenfalls an den einzelnen Abschnitten des Echazkanals zahlreiche Mühlräder. Für Reutlingen liegt hierzu die aus dem Jahr 1813 stammende aquarellierte Federzeichnung des württembergischen Oberwasserbaudirektors Major Duttenhoffer „über die Wehre und Wasserleitungen an der Echaz zu Reutlingen“ vor.⁹⁶ Der Mühltorplatz ist hierauf unterhalb der eingezeichneten „Oberen Mühle“ anzusiedeln. Von hier bis zur „Mettmannsmühle“, wohin sich die „untere Mühlstraße“ 1842 erstrecken sollte, finden sich drei jener insgesamt vier großen städtischen Korn- und Getreidemühlen, die archivalisch bereits für das 14. Jahrhundert greifbar werden: die Graben-, die Kimmer- oder Kymen- und die Mettmannsmühle. Sie sind auf Duttenhofers Zeichnung durch eine etwas größere Schrift hervorgehoben. Des Weiteren werden in diesem Abschnitt des Echazkanals zwischen Mühltorplatz und Tübinger Tor eine Tuchwalke, zwei Schleifmühlen sowie eine Sägmühle von Wasserkraft betrieben.⁹⁷

⁹⁵ Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997) mit Themenschwerpunkt: Die Geschichte der Reutlinger Gartenstraße und ihrer Bewohner.

⁹⁶ StadtA Rt., Bauratsschreiberei: Grundstücksverkäufe/Akte Wendler (unverz.).

⁹⁷ Kopp 1961 (wie Anm. 8), S. 81 ff. sowie Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Mühlen und Maschinen. Der Beginn der Industrialisierung an der Echaz, Reutlingen 1999, S. 25.

Abb. rechte Seite: Der württembergische Oberwasserbaudirektor Duttenhofer fertigte 1813 einen illustrierten Bericht über Reutlinger Wehre und Wasserleitungen an der Echaz. Auf seiner Zeichnung (Ausschnitt) sind von der „Mettmannsmühle“ bis zur „Grabenmühle“ sechs Mühlen und eine Walke eingezeichnet, entlang denen die Mühlstraße 1842 ursprünglich hätte verlaufen sollen.



Diese große Anzahl an stattlichen Mühlen ist auch in Reutlingen im 20. Jahrhundert nahezu vollständig dem sogenannten „Mühlensterben“ zum Opfer gefallen. Zuletzt musste 1984 das Gebäude der Grabenmühle dem Ausbau der Bundesstraße B 312 am Lindachknoten weichen. Lediglich die heute so bezeichnete Wegst'sche Sägemühle ist nach wie vor funktionstüchtig. Außerdem befindet sich an der auf dem Duttenhofer-Plan eingezeichneten „Kimmermühle“ noch immer ein Mühlrad, wenn auch nur zu Schauzwecken: Es ist das 1983 dorthin versetzte Rad der Grabenmühle. Der Mahlbetrieb der Kimmermühle war schon 1930 eingestellt worden.⁹⁸ Der Straßename „Mühlstraße“ wurde bereits 1888 aufgehoben – möglicherweise, weil auch unterhalb und oberhalb der „unteren Mühlstraße“ Mühlen betrieben wurden und unmittelbar entlang der „oberen Mühlstraße“ gar keine Mühlen existiert hatten. Erst mit der Eingemeindung von Betzingen 1907 hat Reutlingen wieder eine „Mühlstraße“ erhalten.

Geblichen ist dagegen der Name „Lederstraße“. Im Bauschauprotokoll von 1842/43 ist dieser Ringstraßenabschnitt unter Ziffer 4 definiert. Dabei sollte die „Lederstraße“ ursprünglich anders heißen: Der Ersteintrag im Bauschauprotokoll von 1842 war „Gerbergraben“. Später wurde dieser Name gestrichen und mit dem Stadtrats-Beschluss von 1843 der Begriff „Lederstraße“ als amtliche Bezeichnung festgelegt. Gemessen am heutigen Erscheinungsbild scheint die zunächst vorgesehene Bezeichnung „Gerbergraben“ irritierend. Tatsächlich jedoch ist sie ein Hinweis auf Aussehen und Bedeutung dieser Straße zum damaligen Zeitpunkt. Denn während der Stadtgraben entlang der Gartenstraße beispielsweise bereits 1822 aufgefüllt worden war, lag der Abschnitt entlang der Lederstraße 1842/43 noch immer offen. Erst schrittweise kam es ab den 1860er Jahren zu dessen Planierung und zur Anlegung einer für Reutlinger Verhältnisse nun geradezu boulevardartigen Lederstraße.⁹⁹ Die verzögerte städtische Erschließungsmaßnahme hat umgangssprachlich ihre Spuren hinterlassen: Bis heute ist bei Alt-Reutlingern der Ausdruck „Ledergraben“ weitaus gebräuchlicher als „Lederstraße“.

Jedenfalls verweist auch der 1842 ursprünglich vorgesehene Straßename „Gerbergraben“ unmittelbar auf eine der mitgliederstärksten und vermögendsten der insgesamt 12 Reutlinger Zünfte: die Gerber. Auch deren traditionelles Handwerk wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von industriellen Produktionsformen abgelöst. Der Zeitpunkt der Straßennamensvergabe liegt dagegen noch in vorindustrieller Zeit. Wie naheliegend damals der ursprünglich vorgesehene Namen „Gerbergraben“ war, zeigt eine Aufnahme des norwegischen Fotografen Knud Knudsen aus dem Jahr 1862: Zentrales Bildmotiv vor der Kulisse des Tübinger Tors ist der „Gerbergraben“, in dem die Reutlinger Gerber ihre kleinen überdachten Lohkäs-

⁹⁸ Archäologischer Stadtkataster 2003 (wie Anm. 12), S. 204 f.

⁹⁹ Vgl. Anm. 84 (Federnseedamm) und 92 (Anlegung Ringstraße).



Eine Fotografie des norwegischen Fotografen Knud Knudsen von 1862 zeigt den vormaligen Stadtgraben entlang der damaligen „Oberen Lederstraße“ als „Gerbergraben“: Besagte Handwerker hatten dort ihre „Lohkähütten“ errichtet.

hütten aufgerichtet haben. Hier wird die Lohe, also Eichen-, Fichten- oder Weidenrinde, getrocknet, um später als Heizmaterial wiederverwendet zu werden. Zunächst einmal war diese Lohe als natürlicher Gerbstoff für die Lederherstellung verwendet worden: Zuvor enthaarte Tierhäute waren in eine mit Wasser und Lohe gefüllte Gerbgrube eingelegt und „eingestoßen“ worden. Doch auch das Abfallprodukt der gebrauchten Lohe war begehrt, weil es nach seiner Trocknung lichterloh brannte.¹⁰⁰ Was eine Aufnahme von 1862 nicht mehr vermitteln kann, sind die mit jenem Gerberhandwerk generell verbundenen „Geruchs-Emissionen“. Der Chronist Bames hat sie im Zusammenhang mit der Auffüllung des auch als „Gerberweiher“ bezeichneten

¹⁰⁰ Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Reise nach Reutlingen. Stereoskopbilder des norwegischen Fotografen Knud Knudsen, Reutlingen 1997, S. 48.

Stadtgrabens nördlich des Tübinger Tors 1861 in einem Zweizeiler besungen: „Jetzt ist doch der Gestank vorbei, auch wird daran kein Gaul mehr scheu.“¹⁰¹

Der auf dem Foto von Knud Knudsen abgebildete Teil des Stadtgrabens südlich des Tübinger Tors markiert genau jenen Abschnitt, der 1842 zunächst einmal noch Teil der unteren Mühlstraße sein sollte, bei der Beschlussfassung 1843 dann jedoch der oberen Lederstraße zugeschlagen wurde. Tatsächlich gehörten die Häuser links am Bildrand Gerbern. Die bildabgewandten Gebäudeseiten liegen unmittelbar zur Echaz hin und wurden im 19. Jahrhundert als „Klein-Venedig“-Bildmotiv ungemein beliebt. Das eigentliche Gerberviertel befand sich dagegen seit dem Mittelalter innerhalb der Stadtmauern, und zwar genau in jenem Altstadtviertel, das durch den Stadtgrabenverlauf markiert wird, wie er im Ersteintrag des Bauschauprotokolls von 1842 unter Ziffer 4 beschrieben ist: „Der Graben vom Tübinger Thor bis zum Stuttgarter Thorplatz [soll genannt werden:] Gerbergraben.“ Zwei Gründe dürften dazu geführt haben, dass die 1842 vorgesehene Bezeichnung „Gerbergraben“ bei der Beschlussfassung 1843 nicht zum Zuge kam. Zum einen galt es damals, die Straße und nicht den Graben näher zu kennzeichnen, und eine entsprechende, nicht weiter ausgebaute Verkehrsverbindung entlang des Grabens hat es ja durchaus gegeben. Zum anderen existierte innerhalb der Stadtmauern bereits die Obere und die Untere Gerberstraße, weswegen wohl für den Namen der „extra muros“ gelegenen Straße nicht der Beruf „Gerber“, sondern das entsprechende Produkt „Leder“ verwendet wurde.

Die 1843 endgültig festgelegte Bezeichnung „Lederstraße“ existiert bis heute. Allerdings hat sie sich in den vergangenen eineinhalb Jahrhunderten stark nach Süden verschoben. Zunächst einmal wurde 1888 der Name Lederstraße auch auf den Verlauf der bisherigen Mühlstraße ausgedehnt. Dies geschah ebenfalls im Zuge der damaligen Güterbuchsrevision, und das Gemeinderatsprotokoll hält fest: „Es werden nun einige der von Güterbuchscommissär Engel [...] hervorgehobenen Anstände in folgender Weise erledigt: [...] Lederstraße soll in Zukunft die ganze Ringstraße vom Karlsplatz bis zum Burgplatz heißen.“¹⁰² Entscheidend für deren heutigen Verlauf war die sogenannte „Kernstadterweiterung West“. Vor dem Hintergrund dieser Stadtentwicklungsmaßnahme wurde die Lederstraße entlang der Echaz bis zum Tübinger Tor in die zentrale Omnibus-Haltestelle „Stadtmitte“ umgewandelt und mit Gemeinderatsbeschluss vom 29. April 1993 in Willy-Brandt-Platz umbenannt. Der kurze, am Ende der Unteren Wilhelmstraße beginnende Abschnitt wurde in diesem Zusammenhang zur verlängerten Eberhardstraße. Damit ist das Tübinger Tor zum Endpunkt der Lederstraße geworden. Bereits 1842 hatte im ersten Entwurf des Bauschauprotokolls das Tübinger Tor die

¹⁰¹ Bames (wie Anm. 19), S. 161.

¹⁰² Gerichtsnotariat Nr. 138 (wie Anm. 28): Gemeinderatsprotokolle 1888, § 215.



Die Lederstraßenerweiterung (Aufnahme um 1900): Der unmittelbar vor der Häuserzeile am rechten Bildrand verlaufende Straßenzug hatte zwischen 1843 und 1888 „Untere Mühlstraße“ geheißen. Die Auffüllung des Stadtgrabens im Bereich vor dem heutigen Friedrich-List-Gymnasium 1874 ließ nicht nur einen großen Platz entstehen, sondern ermöglichte auch die Verbreiterung jener Straße und die Anlegung einer Allee.

Lederstraße begrenzen sollen. Damals jedoch wäre es das südliche Ende der Straße gewesen – seit 1993 ist es das nördliche und der Name selbst steht seither losgelöst vom eigentlichen historischen Gerberviertel innerhalb des Stadtkerns.

Der letzte im Bauschauprotokoll benannte Abschnitt der Ringstraße ist die Karlstraße, die am nordwestlichen Ende der Wilhelmstraße beginnt. Ein heute durchgehender, vielspurig ausgebauter Straßenzug ist somit namensmäßig unterteilt: in die eine Richtung Karlstraße, in die andere Richtung seit 1993 Eberhardstraße¹⁰³ bzw. davor Lederstraße. Diese heute willkürlich anmutende Zweiteilung erklärt sich aus dem Straßenzustand zum Zeitpunkt der Benennung. Die Lederstraße hatte als direkte Verbindung zu der 1883 nach Gustav Werner benannten Straße 1842/43 eine untergeordnete Verkehrsbedeutung und eine ausgebaute Echazbrücke sollte noch rund vier Jahrzehnte auf sich warten lassen.¹⁰⁴ Die Karlstraße dagegen überführte die damalige

¹⁰³ Zum Namen der Eberhardstraße vgl. Ausführungen bei Anm. 161.

¹⁰⁴ StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 623.

Reutlinger Hauptverkehrsader, die Wilhelmstraße, gleichsam in die Staatsstraße nach Metzingen. Darüber hinaus stand zum Zeitpunkt der Namensvergabe bereits fest, dass der Stadtgraben entlang der Karlstraße bis hin zur Gartenstraße aufgefüllt werden sollte, wohingegen der Graben entlang der damaligen Lederstraße noch bis in die 1870er Jahre hinein offen liegen bleiben sollte. Im Bauschauprotokoll 1842/43 ist unter Ziffer 6 festgehalten, dass „der freie Platz, der vom Stuttgarterthor bis über des Schachen Haus hinauf durch Auffüllung der Weihergärten gebildet werden wird“, den Namen „Carl’s Platz“ erhält. Das unmittelbar vor dem Stadtgraben errichtete Haus des Hubert Schach an der damaligen Einmündung der Garten- in die Karlstraße präsentiert sich auf einer um 1836 entstandenen Darstellung des „Bad und Gasthofs zu Reutlingen“ noch als windschiefer Kontrast zum mondänen Badgebäude und wurde bald nach 1842 abgebrochen.¹⁰⁵ Auf dem Katasterplan von 1820 ist es ebenso gut zu erkennen wie der Weiher vor dem unteren Bollwerk, der zur Anlegung des Karlsplatzes dann aufgefüllt werden sollte. Bei der großen Pfingstversammlung der württembergischen Demokraten im Revolutionsjahr 1849 versammelten sich insbesondere auf diesem neu angelegten Platz, der den Anfang der Karlstraße bildet, unzählige Menschen vor den Rednern auf dem Balkon des Badgasthofs.

Beim Straßennamen selbst kam 1842/43 der damalige württembergische Kronprinz Karl zum Zuge. Er war 1823 geboren und von 1864 bis 1891 württembergischer König. Nach seinem Vater war bereits 1817 die Wilhelmstraße benannt worden. Zum Zeitpunkt der Namensvergabe war die Rangfolge zwischen König und Kronprinz bezüglich der Länge und Bedeutung der Straßenzüge durchaus eingehalten: dem König war der wichtigste Reutlinger Straßenzug gewidmet, dem Kronprinzen lediglich ein Straßenansatz, der sich als unbebaute Verkehrsverbindung Richtung Metzingen fortsetzte. Die „Gesellschaftsbrauerei“, die 1842/43 als beliebte Gaststätte noch den Endpunkt der Karlstraße bildete und aufgrund ihrer Betriebsform auch „Aktienbrauerei“ genannt wurde, lag auf der Höhe der späteren Kreuzung von Karl- und Kaiserstraße (Gebäude Karlstraße 11). Das Gebäude war 1817 als erstes Haus jenseits des Hundgrabens, der späteren Kaiserstraße, errichtet worden.¹⁰⁶ Heute ist die Karlstraße wesentlich länger als die Wilhelmstraße. Nordöstlich der ehemaligen „Gesellschaftsbrauerei“ kreuzt sie außerdem die 1888 so benannte Charlottenstraße, mit der schließlich auch dem letzten württembergischen

¹⁰⁵ Vgl. Anm. 94 u. 95 zu Gartenstraße und unterem Bollwerk. Im Brouillon 1842 (wie Anm. 26), Bl. VIII, findet sich beim Gebäude die Ergänzung „abgebrochen“. Beim sogenannten „Bad“ handelte es sich um den in der Mitte der 1830er Jahre errichteten Gasthof zum „Kronprinzen von Württemberg“ auf dem heutigen Listplatz gegenüber der Mündung der Gartenstraße, in dem schwefelhaltige Bäder verabreicht werden konnten. Das Gebäude wurde 1862 abgebrochen und unmittelbar vor dem Bahnhof neu aufgebaut.

¹⁰⁶ Kungl, Gaststättengeschichte (wie Anm. 23), S. 160 ff.



Die bis 1901 fertiggestellte Lindachbrücke ermöglichte erstmals eine nachhaltige Verkehrsführung auf der linken Echazseite zwischen Reutlingen und insbesondere Pfullingen. Die Lederstraße zwischen Tübinger Tor und Albtorplatz führte fortan nicht mehr nur um die Stadt herum, sondern – via Lindachstraße – auch weiter Richtung Schwäbische Alb.

Herrscherhepaar ein Straßennamen gewidmet wurde: nämlich Wilhelm II., Württembergs König von 1891 bis 1918 und verheiratet ab 1886 mit Charlotte von Schaumburg-Lippe. Aus Gründen der Eindeutigkeit konnte es natürlich keine zweite Wilhelmstraße in Reutlingen geben und somit fungierte dieses Mal die spätere Königin bei der Namensvergabe als Patin.

Festzuhalten bleibt: Die 1842/43 vergebenen Straßennamen für die bis in die 1880er Jahre weitgehend ausgebaute Reutlinger Ringstraße zerfallen in zwei Gruppen. Mit der Mühl- und Lederstraße wurde eine bis ins Mittelalter zurückreichende Wirtschaftstradition dokumentiert. Außerdem lokalisierten diese Straßennamen zum Zeitpunkt der Benennung die Wohn- und Arbeitsstätten von Müllern und Gerbern und hatten somit einen funktionalen Charakter: Sie reflektierten einen alltäglichen Aspekt der innerstädtischen Lebens- und Arbeitswelt, waren somit aber auch von kleinstädtischer Prägung. Dagegen stellten Karl- und Gartenstraße 1842/43 „moderne“ Namen dar mit einem großbürgerlichen Anspruch auf echte Urbanität, der ganz bewusst keinen Bezug mehr zu rein reichs- bzw. innerstädtischen Traditionen suchte.

Der Grund für diese „Klassifizierung“ der Straßennamen war die Funktion bzw. der Ausbauzustand der jeweiligen Straßenabschnitte im Jahr der Benennung. Mit der ab 1822 angelegten Gartenstraße konnte ein gehobenes Wohngebiet erschlossen werden, außerdem bildete sie einen Abschnitt der Fernverbindung von Stuttgart auf die Alb. Genauso stellte die Richtung Metzingen führende Karlstraße eine Verbindung in die Residenzstadt Stuttgart her. Auf Leder- und Mühlstraße traf dies zum damaligen Zeitpunkt in keiner Weise zu, sieht man davon ab, dass die Lederstraße vor dem Tübinger Tor von der Staatsstraße nach Tübingen gekreuzt wurde. Beide Straßen leiteten noch weit bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein den städtischen Binnenverkehr entlang einem noch offenen Stadtgraben und einer Echaz, über die bis in die 1880er Jahre lediglich vor dem Tübinger Tor eine breit ausgebaute Brücke führte. Die beiden Straßenzüge lagen somit 1842/43 noch im Verkehrs- und Entwicklungsschatten der Kreis- und Oberamtsstadt Reutlingen.

Dieser Gegensatz zwischen alten und neuen bzw. zwischen „provinziellen“ und „modernen“ Straßennamen des 19. Jahrhunderts prägt auch die beiden nachfolgend behandelten Namensgruppen. Zum einen jene Bezeichnungen, die sich auf den wichtigsten reichsstädtischen „Wirtschaftszweig“ beziehen, nämlich den Weinbau, und die vor allem in einer der reichsstädtischen Vorstädte, der Oberen Vorstadt, vertreten sind. Den Gegensatz dazu bilden die Straßennamen der Oststadt und jener neu erschlossenen Stadtgebiete, die seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts um den mittelalterlichen Stadtkern herum systematisch geplant und angelegt wurden.

„Historische“ Straßennamen: Beispiel Obere Vorstadt

Zunächst einige Anmerkungen zu den Weinbau-Straßennamen in der Oberen Vorstadt. Von dem bis in die hochmittelalterliche Stadtgründungsphase zurückreichenden Reutlinger Weinbau ist heute – abgesehen von seinem „legendären“ Ruf – wenig übrig geblieben: der kleine (58 Ar) städtische Weinberg im Gewand Betzenried sowie der noch kleinere (25 Ar) eines Privatmanns im Gewand Sommerhalde. Es ist eine relativ große Anzahl an Straßennamen, die dagegen als Beleg für die einstige ökonomische Bedeutung dieses Wirtschafts- oder genauer gesagt Landwirtschaftszweiges verstanden werden können. So verläuft etwa innerhalb der einstigen Stadtmauern die langgestreckte Weingärtnerstraße, und eine Weinstraße wiederum markiert den Standort der ehemaligen Stadtkelter zwischen Metzger- und Mauerstraße. In der bis ins ausgehende 19. Jahrhundert so bezeichneten Oberen Vorstadt gibt es sogar auf engstem Raum drei diesbezügliche Straßennamen: die schon auf dem Entwurf von 1842 für den neuen Stadtplan so bezeichnete¹⁰⁷ Innere- und Äußere Kelterstraße sowie die von dort ausgehende Urbanstraße.

Letztere wurde bei ihrer Anlegung in den 1880er Jahren nach dem, wenn man so will, katholischen Patron der Weingärtner, dem heiligen Urban,



Der Innenhof der Spitalkeller mit Büten wenige Jahre vor deren Abbruch 1937. Entlang der Burgstraße erheben sich die Fassade der Finckh'schen Siebtuchfabrik sowie die Leonhardskirche.

benannt – für eine vormalig streng reformatorische Reichsstadt eine durchaus erstaunliche Tatsache, wobei die vordergründig rein profane Darstellung des ungemein populären Reutlinger Rebenmännle aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in der nachreformatorischen Zeit sehr wohl als eine Art „Götzenbild“ bzw. verkappte Urbansdarstellung gewertet worden war.¹⁰⁷ Zwischen Innerer und Äußerer Kelterstraße war jedenfalls der Standort der beiden größten Reutlinger Keltern, der Spitalkeller und der Armenkeller. Deren Bezeichnungen rühren jeweils von den Besitzern zur Reichsstadtzeit her, nämlich der Reutlinger Spital- und der Armenpflege. Bei beiden Einrichtungen handelte es sich um mittelalterliche Stiftungen mit einer primär karitativen Zielsetzung, nämlich dem Unterhalt eines Hospitals bzw. eines Armenhauses. De facto waren diese Pflugschaften gleichsam multifunktionale Einrichtungen. So besaßen und verwalteten sie unter anderem einen Großteil des grundherrschaftlichen Besitzes der Reichsstadt, zu dem auch große Rebflächen

¹⁰⁷ Brouillon 1842 (wie Anm. 26), Bl. XXVII.

¹⁰⁸ Karl Rommel: Reutlinger Heimat-Buch. Bilder, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt, Reutlingen 1913, S. 44.

zählten; außerdem erlangten sie in Reutlingen bis zum Ende des Mittelalters ein weitgehendes Keltermonopol.

Dabei wurden an den Abhängen von Achalm und Georgenberg seit dem Mittelalter zahllose „Weinberge“ bewirtschaftet, deren Gesamtfläche bis ins 19. Jahrhundert hinein mit rund 300 Hektar beziffert wird, genauso wie Reutlingens Bevölkerung in vorindustrieller Zeit eine „Weingärtner-Bürgergesellschaft“ gewesen war.¹⁰⁹ Um nun die Leistungsfähigkeit von Spital- und Armenkelter zu taxieren, ist die Anzahl der Kelterbäume, also der Weinpressen, von Interesse. Dabei erscheint das Vorhandensein von zwei großen Reutlinger Keltern zunächst nicht sonderlich beeindruckend und ein Vergleich mit der Nachbarstadt Metzingen, der sogenannten „Sieben-Kelter-Stadt“, liegt nahe. Dort waren pro Keltergebäude jedoch nur bis zu zwei der großen Pressen aufgestellt. Im Gegensatz dazu handelte es sich bei Spital- und Armenkelter um großflächige Hofanlagen, wo bis ins 19. Jahrhundert hinein zusammen 15 Kelterbäume im Herbst im Einsatz waren.¹¹⁰ Darüber hinaus gab es innerhalb der Stadtmauern die Stadtkelter mit drei Kelterbäumen. Noch die Oberamtsbeschreibung von 1893 nennt für Reutlingen „18 große Kelterbäume, welche schon im 15. und 16. Jahrhundert gebaut wurden und baulich heute noch gut erhalten sind.“¹¹¹ Ihre Anzahl übertraf in vorindustrieller Zeit somit die der Metzinger Keltern deutlich.

Doch im Verlauf des 19. Jahrhunderts bahnte sich der Niedergang des Reutlinger Weinbaus an, der schließlich den Abbruch der drei genannten Keltern zwischen 1913 und 1937 nach sich zog. Als Ursachen können lokalklimatische Verhältnisse, die Einrichtung zahlreicher Brauereien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts samt veränderter Trinkgewohnheiten, die zu sehr auf hohen Ertrag hin ausgerichteten Anbaumethoden, aber auch die in Zeiten eines nachhaltigen Bevölkerungswachstums durch Realteilung radikal zerstückelten Anbauflächen genannt werden. Mit dazu beigetragen hat möglicherweise auch der im 19. Jahrhundert sprichwörtlich gewordene schlechte Ruf des Reutlinger Weins. Im Gegensatz zu heute löste er bei den betroffenen Weingärtnern, die ihren Lebensunterhalt damit bestritten, sowie bei der Stadt, die unter anderem die Keltern unterhielt, damals noch wenig Heiterkeit aus. Entrüstung verursachte etwa 1883 ein Gedicht, das in der „humoristisch-satirischen“ Beilage der „Württembergischen Landeszeitung“ veröffentlicht wurde. Es begann folgendermaßen:

¹⁰⁹ Kreisbeschreibung 1997 (wie Anm. 9), Bd. II, S. 364 f.; vgl. auch Abschnitt „Reichsstädtische Zünfte – Moderne Gewerbe“ in diesem Beitrag. Zum Begriff „Weinberg“: In den Steuer- und Güterbüchern der Zünfte sind auch noch die kleinsten Rebflächen unter dieser Bezeichnung erfasst.

¹¹⁰ StadtA Rt., Gebäude-Steuer-Rolle Bd. 1, Bl. 40 v.

¹¹¹ Oberamtsbeschreibung 1893 (wie Anm. 16), Erster Teil, S. 238.

„In Reutlingen, im Schwabenland, gelegen an der Echaz Strand,
wuchs dermaleinst ein Jahrgang Trauben,
so hart, man sollt' es gar nicht glauben.
Wenn Einer wollte Scheiben schießen, so hieß es: ‚wozu Kugeln gießen?
Ich lad mit Beeren mein Gewehr!‘ Und wenn er dann von ungefähr
die Scheibe traf, war hinterher das Schußloch glatt und kugelrund,
die Beere aber kerngesund.“¹¹²

In der Reutlinger Tageszeitung erschien darauf ein Artikel, in dem „dieser Ausfluß eines kranken Gehirns“ scharf gegeißelt wurde. Der Artikel fährt fort: „Traurig ist es, wenn der Verfasser dieses Pamphlets seine Muße zu nicht's besserem zu verwerthen wußte, als Hunderte fleißiger Hände in ihrem ohnehin mühsamen Erwerbe zu schädigen, lediglich um einige Pfennige Honorar zu erschnappen.“ Der Artikel schließt mit der Aufforderung: „Die Reutlinger Abonnenten dieser Zeitung werden ihr bei der Abonnements-Erneuerung dafür zu danken wissen.“¹¹³

Sichtbarer Ausdruck für das Ende einer extensiven Weinwirtschaft in einem nunmehr industriell geprägten Reutlingen war der Abbruch der Kelter. Für das Jahr 1913 vermeldet eine Stadtchronik lapidar: „Die Weingärtnerzunftstube wurde in die Kelter in der Albstraße verlegt, da die Stadtkelter einging. An den Platz kam die Krippe.“¹¹⁴ Von den beiden großen Keltern vor den ehemaligen Toren der Stadt war die Zeit zuerst für die an der Albstraße gelegene Armenkelter abgelaufen. Im April 1928 stimmte der Gemeinderat einem Abbruchantrag des Hochbauamtes zu, der vorsah, „die Arbeiten der Firma Eugen Maier, Baugeschäft hier, gegen Überlassung der Abbruchmaterialien zu übertragen.“¹¹⁵ Bereits im November 1929 konnte auf dem Standort der Armenkelter das neue, im Bauhausstil gestaltete Hallenbad eröffnet werden. Der zur Burgstraße hin gelegenen Spitalkelter war noch ein knappes weiteres Jahrzehnt vergönnt. Dadurch ergab sich ein für Reutlingen nicht untypisches kontrastreiches Nebeneinander von Alt und Neu auf engstem Raum: hier die spätmittelalterliche Kelterhofanlage, unter deren Dächern jahrhundertealte funktionstüchtige Kelterbäume aufgestellt waren, und unmittelbar daneben die Sport-, Freizeit- und Hygieneeinrichtung Hallenbad von 1929 in modernstem architektonischem Gewand. Für den Dezember 1937 hielt dann Hermann Schöllkopf in seiner „Reutlinger Chronik“ unter der Rubrik

¹¹² Der Vetter aus Schwaben. Illustrierte humoristisch-satirische Wochenschrift. Donnerstagsbeilage der Württembergischen Landeszeitung 1883 (Nr. 48).

¹¹³ Schwarzwälder Kreiszeitung vom 5. Dez. 1883.

¹¹⁴ StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 17 b: Chronik der Stadt Reutlingen 1901–1918, S. 466. Die von Rudolf Finckh verfasste handschriftliche Chronik ist eingebunden in ein Exemplar der 1900 veröffentlichten Stadtchronik von Egmont Fehleisen u. a. (wie Anm. 92). Mit „Krippe“ war die – modern gesprochen – Kindertagesstätte der sogenannten „Emilienkrippe“ gemeint.

¹¹⁵ StadtA Rt., C 1 Gemeinderatsprotokolle 1928, § 428.

„Landwirtschaft“ in etwas salbungsvollen Worten fest: „Altes stürzt, Neues tritt an seine Stelle. Ein ewiger Wechsel, der an der Jahreswende besonders eindringlich zu uns redet. Wir sehen der Räumung der alten Spitalkelter und ihrem Abbruch in der Weihnachtswoche mit dem Gefühl zu, etwas Altvertrautem Lebewohl sagen zu müssen.“

Die Weinbaustraßennamen sind heute Zeugnis der vorindustriellen Wirtschaftsverhältnisse dieser Stadt, deren bauliche Zeugnisse, was die Weinerzeugung anlangt, beseitigt wurden. Die Namen dokumentieren einen radikalen wirtschaftlichen Strukturwandel, den die Achalmstadt im vorletzten und letzten Jahrhundert bei ihrer Entwicklung hin zu einer Industriestadt durchlief. Genauso erinnern heute bereits eine Gminder- oder eine Emil-Adolff-Straße an aufgegebene Industrieunternehmen, die einstmals führende Exponenten des sekundären Sektors in Reutlingen gewesen waren. Zugleich belegen diese Namen den tiefgreifenden strukturellen Wandel der letzten Jahrzehnte auf dem industriellen Sektor und verweisen auf ein inzwischen ebenfalls abgeschlossenes Kapitel der Reutlinger Wirtschaftsgeschichte.

Landwirtschaftliche und handwerkliche Produktionsformen hatten in vorindustrieller Zeit das Erscheinungsbild der Stadt freilich nicht nur an deren Peripherie geprägt, wie etwa durch die beiden großen Kelterhöfe. Vielmehr waren in oder bei den einzelnen dicht gedrängt bewohnten Häusern „infra muros“ zumeist Werkstätten, Scheunen oder Ställe eingerichtet. Im Gegensatz dazu entstand vor allem nach 1871 die Reutlinger Oststadt als großzügig angelegtes Stadtgebiet mit luxuriösen Wohnhäusern und Villen einer- sowie großen Fabrik-, Schul- und Verwaltungsgebäuden andererseits. Diese Differenzierung verdeutlichen ebenfalls die zeitgenössischen Straßennamen.

„Moderne“ Straßennamen der Kaiserzeit

Die Erschließung der Oststadt fällt in die Zeit nach der Proklamation des zweiten deutschen Kaiserreichs 1871, dessen Auftakt die sogenannten „Gründerjahre“ bildeten. Diese waren zum einen geprägt vom geradezu überschäumenden Nationalstolz auf den aus preußisch-deutscher Sicht erfolgreich beendeten deutsch-französischen Krieg. Dessen „glorreich“ geschlagene Schlachten wurden in Reutlingen im Lindachquartier im September 1888 mit der Benennung von Wörth-, Metz- und Sedanstraße sowie 1900 mit der Champignystraße im Stadtbild „verewigt“. Zum anderen erfolgte nach 1871 in Deutschland der eigentliche Durchbruch der Industrialisierung im Zeichen einer ungebremsen Wachstumseuphorie. Mit dieser wirtschaftlichen Entwicklung ging eine nachhaltige Bevölkerungszunahme einher. Zwischen den 1840er und 1860er Jahren hatte es in der Achalmstadt noch ein relativ langsames Einwohnerwachstum gegeben. 1846 besaß Reutlingen laut Volkszählung 12 660 Einwohner, 1871 waren es knapp 2000 Personen mehr. Dann aber kam es zu einem gewaltigen Schub und im Jahr 1900 wurden 21 494 Einwoh-



Zwischen Altstadt und Achalm entstand insbesondere im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Reutlinger Oststadt. Nicht zuletzt die Planie und der bis 1902 angelegte Stadtgarten als öffentliche Grünanlagen prägten sie als gehobenes Bauquartier.

ner gezählt. In städtebaulicher Konsequenz war bis zur Jahrhundertwende die Reutlinger Oststadt bis zu der 1892 in Betrieb genommenen Bahnlinie nach Honau erschlossen und bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 auch flächendeckend bebaut. Das heißt, im Verlauf von rund vier Jahrzehnten entstand allein östlich der Kernstadt ein Stadtgebiet, das eine größere Fläche bedeckte als die historische Altstadt, deren Ausdehnung seit dem 13. Jahrhundert durch die Stadtmauern begrenzt gewesen war.

Der Rasanz dieser Entwicklung entsprechend kamen für Straßennamen in der Oststadt nur wirklich „moderne“ Begriffe in Frage. In der Altstadt war man 1842/43 in den meisten Fällen pragmatisch verfahren und hatte den bereits bebauten Straßenzügen Namen gegeben, die in irgendeiner Form auch Bezug nahmen zu Straßenbewohnern oder -gebäuden. Ganz anders in der Oststadt: Hier konnten, wie bei den im 20. Jahrhundert erschlossenen Neubaugebieten, Straßennamen teilweise schon auf dem stadtplanerischen Reißbrett vergeben werden, bevor die Straße überhaupt angelegt war. Wie man sich in der Oststadt bewusst von tradierten lokalspezifischen Straßennamen distanziert hat, wird am Beispiel der 1888 so benannten Kaiserstraße deutlich. Sie hätte auch, wie etwa die Lindachstraße, einen Flurnamen tragen

können. Für den Weg, der den Verlauf der späteren Kaiserstraße markierte, ist bereits auf dem Katasterplan für 1820 eine Bezeichnung nachzulesen, die damals auch zur Lokalisierung der daran anstoßenden Grundstücke verwendet wurde, nämlich die des dortigen Entwässerungsgrabens, dem sogenannten „Hundsgraben“ – eine Bezeichnung, die sich bereits in einem pergamentenen Zinsbrief von 1444 findet: Als Sicherheit für eine geborgte Geldsumme ist hier unter anderem ein „an dem Hundsgraben“ gelegener Baumgarten genannt.¹¹⁶ Offensichtlich hat man jedoch 1842/43 bei der Festlegung der Reutlinger Straßennamen an diesem Begriff Anstoß genommen. Im einschlägigen Bau-schauprotokoll ist unter Ziffer 10 in der Spalte mit den alten „unpassenden“ Bezeichnungen der „Hundsgraben“ eingetragen, der im amtlichen Sprachgebrauch fortan durch die – für einen Straßennamen nach wie vor irritierende – Bezeichnung „Kleiner Graben“ ersetzt werden sollte.

Die Umwandlung des „Kleinen Grabens“ in eine breit ausgebaute Straße als Ausgangspunkt der ostwärtigen Erweiterung der Stadt wurde nach 1871 zu einer der großen kommunalen Aufgaben in Reutlingen. Sie sollte mehrere Jahre, letztlich Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Angesichts der sich in die Länge ziehenden Erschließungsmaßnahmen ist in der Stadtchronik bereits 1875 davon die Rede, dass die „Kleingrabenstraße“ (sic!) mit Recht als „Schmerzenskind der Stadt“¹¹⁷ bezeichnet werden kann. Nichtsdestoweniger wurden erst im Stadthaushalt von 1888/89 Mittel für die „Areal-Erwerbungen zur Anlage der Fortsetzung der Grabenstraße“ zwischen Beutterstraße und Leonhardsplatz eingesetzt. Das heißt, obwohl der erste große Abschnitt der damaligen Kleingrabenstraße zwischen Bahnhof- und Beutterstraße Mitte der 1870er Jahre realisiert worden war, konnte die nächste Etappe erst im darauffolgenden Jahrzehnt in Angriff genommen werden.¹¹⁸ Diese zähe Entwicklung hatte zwei Gründe. Zum einen musste die Entwässerung des Terrains im Osten der Stadt bewerkstelligt werden: Die Hegwiesen waren ein sumpfiges Gelände und der Hunds- oder Kleine Graben verursachte bei größeren Regengüssen Überschwemmungen.¹¹⁹ Das weitaus größere Hindernis war jedoch der Umstand, dass – etwa im Gegensatz zum Stadtgraben, der sich in kommunalem Eigentum befand und entsprechend schnell in eine Straße oder Häuserzeile umgewidmet werden konnte – die Fläche der späteren Kaiserstraße auf Privatgrundstücken verlief. Und vor allem diese Arealerwerbungen als Grundlage des Straßenbaus waren für die Stadt zeitaufwändig und kostspielig.

Die Anlegung der Kleingrabenstraße in den 1870er und 1880er Jahren war jedenfalls der erste und entsprechend schwierige Schritt zur Erschließung der

¹¹⁶ StadtA Rt., A 3 Urkundenselekt Nr. 103.

¹¹⁷ Fehleisen (wie Anm. 92), S. 67.

¹¹⁸ StadtA Rt., Stadtpflege Reutlingen Hauptbuch 1876/77, S. 315 sowie Hauptbuch 1888/89, S. 371 b.

¹¹⁹ Bames (wie Anm. 19), S. 71 sowie Fehleisen (wie Anm. 92), S. 12.

Oststadt. Aus der Sicht der bürgerlichen Gesellschaft im zweiten deutschen Kaiserreich war es da konsequent, diesen Straßenzug auch mit höchsten Namensweihen zu versehen. Kraft Ratsbeschluss vom 4. April 1888 wurde die bisherige „Kleingrabenstraße“ in „Kaiserstraße“ umbenannt. Sie war damals bis auf Höhe der Beutterstraße voll ausgebaut und die Häuser auf der Richtung Achalm gewandten Straßenseite markierten im Großen und Ganzen noch immer die vorläufige Grenze der bebauten Stadtfläche. Die Straßennamensgebung selbst vollzog sich en passant und wurde völlig überschattet von der Diskussion um ein Kaiser-Wilhelm-Monument. Denn dessen Tod am 9. März 1888 hatte reichsweit eine wahre Denkmalsleidenschaft ausgelöst. Einen Tag, nachdem die Straßenbenennung beschlossen worden war, zeichneten beispielsweise Reutlinger Honoratioren einen Spendenaufruf, der in Reutlinger Zeitungen mehrfach publiziert wurde. Er beginnt: „Das Andenken an den verewigten Kaiser Wilhelm, den Begründer und Schirmer des Reichs, den Förderer friedlicher Arbeit, den Vater des Volks, wollen wir, wie es der Wunsch der Bevölkerung ist, auch in unserer Stadt durch ein sichtbares Zeichen der Liebe und Verehrung lebendig erhalten.“ Genauso enthusiastisch wie das Projekt jedoch angegangen worden war, genauso schwierig und wiederum langwierig gestaltete sich seine Realisierung an der Kreuzung von Planie und Kaiserstraße. Erstellt wurde das Denkmal 1891, die Einweihung erfolgte sogar erst 1892. Strittig war der Standort, aber auch die Frage, ob die Sammlungen für ein örtliches Denkmal konkurrierend oder nur ergänzend zu den Sammlungen für ein württembergisches Monumental-Denkmal durchgeführt werden sollten. Als dessen Standort war unter anderem die Bergkuppe des Hohenstaufen vorgesehen.¹²⁰



Die „Kleingrabenstraße“ wurde 1888 in „Kaiserstraße“ umbenannt. Für den in jenem Jahr verstorbenen Monarchen Wilhelm I. wurde 1891 an der Kreuzung zur Planie ein Denkmal errichtet.

¹²⁰ StadtA Rt., N 42 Nachlass Friedrich Launer, S. 99–106 (umfangreiche Dokumentation des Denkmalprojekts insbesondere durch Zeitungsausschnitte).

Festzuhalten bleibt: Aus der etwas derben Bezeichnung „Hundsgraben“, die umgangssprachlich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gebräuchlich war, ist 1888 offiziell die „Kaiserstraße“ geworden – ein Straßename, in dem das damalige Reutlinger Bürgertum seinen Stolz zum Ausdruck gebracht hat sowohl auf das preußisch-deutsche Kaiserreich wie auch auf die markante städtebauliche Entwicklung vor Ort. Dass dieser Kaiser dabei eine Idealfigur bzw. eine Projektionsfläche für den Patriotismus jener Zeit gewesen ist, spielte keine Rolle. Tatsächlich war der seit 1861 als preußischer König regierende Wilhelm I., der schließlich 1871 zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, vom Selbstverständnis her immer zuallererst preußischer Dynast gewesen, dessen geistige Herrschaftsgrundlage das Gottesgnadentum und eben nicht eine Reichsverfassung war. Insofern ist es fast schon konsequent, dass die Kaiserstraße von der Bismarckstraße flankiert wird, die nach dem eigentlichen politischen „Macher“ des Kaiserreichs benannt wurde: dem adligen Realpolitiker Otto von Bismarck. Die Benennung vollzog sich ein knappes halbes Jahr nach der gemeinderätlichen Taufe der Kaiserstraße, im September 1888. Auf älteren Plänen hatte die Bismarckstraße noch den Flurnamen Hegwiesenstraße getragen. Im Verlauf des sich stark beschleunigenden Stadtwachstums der Reutlinger Gründerjahre nach 1871 wurde somit jener Zustand erreicht, den wir heute kennen: die Straßennamensvergabe erfolgte im Zuge der Planung eines Wohn- bzw. Stadtgebietes und ist nicht, wie zuvor im 19. Jahrhundert, eine Namensfestlegung für bereits jahrzehnte- oder schon jahrhundertlang bestehende und bebaute Straßenzüge.

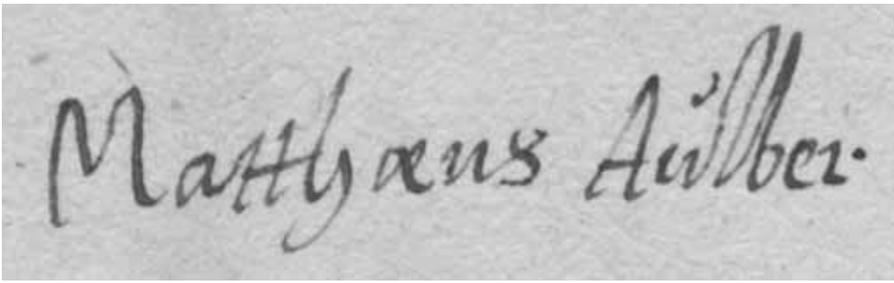
Die markanteste Querachse zu der langgestreckt von Nordwest nach Südost verlaufenden Kaiser- sowie der Bismarckstraße ist die Planie. Ein Begriff, der im Schwäbischen Wörterbuch von 1904 als „ebene Baum-, Parkanlage in Städten“ definiert ist und auch andernorts – wie etwa in Stuttgart die Straße vor dem Alten Schloss – für planierte und zu Grünanlagen umgewandelte Stadtgräben oder Vertiefungen verwendet wird. Die älteste Mitteilung über die Reutlinger Planie verdanken wir wieder einmal dem Chronisten Carl Bames. Für das Jahr 1836 schreibt er: „Der sogenannte Gänseweiher wird aufgefüllt und zu einer Anlage umgeschaffen, die mit Kastanienbäumen bepflanzt wurde.“¹²¹ Auf dem Katasterplan für 1820 ist dieser Gänseweiher zwischen Stadt- und Hundsgraben noch eingezeichnet. Auf den nachfolgenden Flurkarten von 1842 und 1871 trägt die neue Kastanienallee dann ganz funktional den Begriff „Anlage“. Dass dieses Wort im Singular steht, ist ein Indiz dafür, dass der zugeschüttete „Gänseweiher“ 1836 zur ersten städtischen Grünanlage geworden war – und noch für lange Zeit der einzige öffentliche Park von Reutlingen bleiben sollte.

¹²¹ Bames (wie Anm. 19), S. 27.

Das ist insofern bemerkenswert, als Memminger schon 1805 in seiner Stadtbeschreibung kritisch angemerkt hatte: „Öffentliche mit Alleen gezierte Spaziergänge findet man hier nicht; eben so wenig, als man auf Verschönerung der Stadt und auf unschuldige Ergötzlichkeiten der hiesigen Einwohner Bedacht genommen hat. Alles was man in dieser Rücksicht gethan hatte, bestund darin, daß man den sogenannten Schwörhof mit wilden Castanien-Bäumen anpflanzte; welcher Ort aber von den Bürgern nie, als an dem Schwörtage besucht wurde.“¹²² Memmingers Kommentar wiederum muss um den Hinweis ergänzt werden, dass der „klassische“ reichsstädtische Schwörtage auf dem Platz beim heutigen Friedrich-List-Gymnasium letztmals im Juli 1802 stattgefunden hatte. Ab 1836 konnte die Reutlinger Bürgerschaft jedenfalls auf einer öffentlichen, zunächst rund 150 Meter langen „Anlage“ lustwandeln. Mit dem Entstehen der Oststadt nach 1871 schob sich auch dieser Grünstreifen etappenweise Richtung Scheibengipfel vor. 1902 wurde schließlich der Stadtgarten zwischen Charlotten- und Panoramastraße eingeweiht und die heute gut 600 Meter lange Planie mündet seither in eine Parkanlage im heutigen Sinn. Ihr Name ist im Übrigen seit den 1870er Jahren in den archivalischen Quellen belegt: Die funktionale, 1842/43 amtlich festgelegte Bezeichnung „Anlage“ wurde durch den eleganter klingenden Begriff „Planie“ ersetzt.

Parallel zur Planie werden die Straßen der Oststadt von der Aulber-, der Krämer- und der Schulstraße gekreuzt. Diese drei Straßenzüge entspringen in der Altstadt und haben die Namen, die sie 1842/43 erhalten hatten, nicht mehr abgelegt. Somit aber – um es etwas überspitzt zu formulieren – erklang im präntiösen Konzert der „modernen“ Oststadtnamen des Kaiserreichs eine deutliche Dissonanz. Denn eine Aulber- und eine Krämerstraße repräsentierten aus der großbürgerlichen Sicht jener Zeit genau jenes Kleinstädtertum, von dem man sich nicht zuletzt mit den Straßennamen des neuen Quartiers abhob. Für die im großen Stile operierenden Fabrikantenfamilien wie etwa die Lamparters oder Heinzelmans, die in den 1880er und 1890er Jahren entlang der Planie ihre Fabrikanlagen errichteten, wäre der zünftisch geprägte Begriff „Krämer“ einer Beleidigung gleichgekommen. Ebenso war im ausgehenden 19. Jahrhundert die Namensschreibweise „Aulber“ für „Alber“ als überholt abgetan und die Zunft der Historiker hatte sich auf „Alber“ festgelegt. So erstaunt es nicht, dass Forderungen nach Namensänderungen laut wurden, die von der Stadtverwaltung allerdings nicht aufgegriffen wurden. Die Fehleisen-Chronik vermeldet hierzu für das Jahr 1898: „Der Antrag, die Aulberstraße in Alberstraße umzuändern, wurde abgelehnt, da historisch nicht festzustellen sei, ob der Name des berühmten Reformators, nach welchem die Straße genannt ist, Aulber oder Alber ist; auch der Name Krämer-

¹²² Memminger, Stadtbeschreibung 1805 (wie Anm. 58), S. 74 f.



Um 1900 entbrannte ein Streit um Albers „u“: „Aulber“ war die mundartliche Variante des schriftdeutschen Nachnamens „Alber“, den etwa Melanchthon für den Reutlinger Reformator gebrauchte. Matthäus Alber selbst hatte – etwa in einem von ihm unterzeichneten Schreiben von 1556 (Ausschnitt) – die Variante mit „u“ verwendet. Bei der Straßenbenennung 1842/43 erfolgte die Festlegung auf „Aulber“, die in Reutlingen bis heute Bestand hat.

straße mußte bleiben, da solche Straßennamen den Charakter der alten Reichsstadt bis jetzt gewahrt hätten, was ferner so bleiben solle.“¹²³

Für viele Reutlinger der Kaiserzeit war offensichtlich die reichsstädtische Tradition kein uneingeschränkter Grund zum Stolz, sondern vielmehr Synonym für beengt-angestaubten Provinzialismus gewesen. Im Falle der Diskussion um die Aulberstraße leistete diesbezüglich ausgerechnet ein renommierter Historiker Schützenhilfe, der sich über die Reutlinger Geschichtsblätter an Stadt und Öffentlichkeit wandte. Gustav Bossert, der grundlegende Forschungen zur Christianisierung Schwabens und zur Reformationsgeschichte angestellt hat, schrieb in seinem Beitrag von 1892 zunächst noch relativ sachlich: „Es gibt in Reutlingen auch eine ‚Aulberstraße‘. Jeder Fremde, der den

¹²³ Fehleisen (wie Anm. 92), S. 373.

Namen liest und die Geschichte Reutlingens kennt, fragt kopfschüttelnd: Wer ist denn Aulber? Allmählig wird dem fremden Besucher Reutlingens aufdämmern: [...] Also die Aulberstraße wird dem Andenken des Reutlinger Reformators Alber gewidmet sein. Daß man dieses Mannes Namen in seiner Vaterstadt zu seinen Lebzeiten Aulber sprach, kann nicht überraschen. [...] Aber wo es galt, den Namen schriftdeutsch wiederzugeben, erscheint er als Alber, so in der Tübinger Matrikel. Auch Melanchthon schreibt D[oktor] Matthaео Albero.“ Am Ende seines Beitrags wird Bossert dann geradezu zynisch: „Die Aulberstraße mochte ihr Recht haben, als Reutlingen noch Thore hatte, welche allnächtlich geschlossen wurden, und die Stadtsoldaten etwa Strümpfe strickend, wie in einer benachbarten Stadt, unter dem Thor saßen. Da konnte sich der Provinzialismus noch seines Daseins freuen. Eine neue Zeit mit Eisenbahn, Fremdenverkehr und größerem Sinn für deutsche Sprache und Geschichte ist gekommen. Da ist die Aulberstraße unhaltbar.“¹²⁴ So die fundierte Meinung des arrivierten Akademikers 1892, der mit seinem Resümee aber nicht recht behalten sollte: Obwohl diese Namensfrage nicht nur 1898, sondern erneut 1909 auf der Tagesordnung des Gemeinderats stand, entschied man sich im Falle der „Aulberstraße“ beide Male für die Beibehaltung der 1842/43 festgelegten Namensvariante. 1909 benannte der Gemeinderat allerdings die „Josua Weiss-Strasse“ in „Jos Weiss-Straße“ (heute: Jos-Weiß-Straße) um, da sich der Vorname von Reutlingens Reformationsbürgermeister, wie Bossert ebenfalls 1892 dargelegt hatte, von „Jodokus“ und nicht von „Josua“ herleitete.¹²⁵

2.4 Resümee: Straßennamen zwischen Prosperität und „Provinzialismus“

Diese scheinbar marginale Diskussion um Aulber oder Alber zwischen 1892 und 1909 ist eine Facette des Gegensatzes zwischen alten und modernen Straßennamen im Zeitalter der Industrialisierung. Zu einem weltoffeneren großbürgerlichen Selbstverständnis haben ortsspezifische Namen mit Bezug auf Landwirtschafts- und Handwerkstraditionen zumindest für die damaligen Neubaugebiete nicht mehr gepasst. Stattdessen setzte sich national-bürgerlicher Stolz auch in Reutlingen mit der Kaiser- und Bismarckstraße sowie mit den Schlachten des deutsch-französischen Krieges ein Denkmal. Darüber hinaus orientierte sich Reutlingen im 19. Jahrhundert an der Residenzstadt Stuttgart. Wie 1817 die Wilhelm- und die Katharinenstraße oder 1842/43 die Karlstraße, so gibt es in der Oststadt seit 1888 eine Charlottenstraße. Außer-

¹²⁴ Gustav Bossert: Die Josua Weißstraße und die Aulberstraße. Eine ehrerbietige Bitte an die Stadt Reutlingen von einem Geschichtsfreund, in: Reutlinger Geschichtsblätter 3 (1892), S. 63.

¹²⁵ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1909 (Ergänzungsdokumentation), § 52.



Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die bereits 1831 eröffnete und damals noch außerhalb der Stadt gelegene Gaststätte Silberburg (hier eine Tuschezeichnung aus der Zeit um 1890) mit der Nummer 53 in die Panoramastraße integriert. Diese war nachträglich zur parallel verlaufenden Silberburgstraße angelegt worden.

dem fällt auf, dass es sowohl in Reutlingen wie auch in Stuttgart beispielsweise eine Planie oder eine Panoramastraße gibt, aber auch eine straßennamensgebende Gaststätte Silberburg.¹²⁶ Eine Kommune wie Reutlingen hat ganz offensichtlich im Bemühen, möglichst städtisch zu erscheinen, das Vorbild der damaligen Landesmetropole kopiert. Insgesamt sind die Straßennamen des 19. Jahrhunderts mit ihrem Gegensatz zwischen ortsspezifischen und historischen Begriffen einer- und den aus damaliger Sicht „modernen“ Begriffen andererseits ein Zeugnis für den stetigen Umbruch, der Stadtentwicklung ausmacht: ein Neben-, Mit- und auch Gegeneinander von Alt und Neu.

¹²⁶ Eva Walter und Thomas Pfündel (Bearb.): Die Stuttgarter Straßennamen, Stuttgart 1992, S. 188 u. 222 f.

3. Grundzüge Reutlinger Straßenbenennungen im 20. Jahrhundert

3.1 Vom „Bauquartier“ zur „Gartenstadt“: Massenbenennungen im 20. Jahrhundert

Im Folgenden sollen drei ausgewählte Beispiele für großangelegte Straßenbenennungen seit dem Jahr 1900 vorgestellt werden. Bei den dabei vergebenen Straßennamen handelt es sich fast ausschließlich um wertneutrale Begriffe und die Benennungen ergaben sich in der Regel aus einem einvernehmlichen Zusammenwirken des Gemeinderats und der Fachverwaltung. Die Namen wurden dabei nicht einzeln festgelegt, vielmehr zeigte sich ein grundsätzliches Bemühen um eine gebietsweise Verwendung ganzer Namensgruppen. Bei allen drei Beispielen vollzog sich die Straßenbenennung im Kontext der systematischen und großflächigen Erschließung neuer städtischer Baugebiete. Dies verdeutlicht exemplarisch, wie die Masse der über 1200 Reutlinger Straßennamen zustande kam. Insgesamt muss die Straßennamensgebung im 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund eines gewaltigen Bevölkerungs- und Gebietswachstums gesehen werden. Hatte Reutlingen im Jahr 1900 noch rund 21 000 Einwohner, so sind es seit 1988 über 100 000: Die Kreisstadt am Fuß der Schwäbischen Alb mit ihren zwölf Bezirksgemeinden ist seither eine Großstadt. Für die hier lebenden Menschen sind Arbeit, Infrastruktur und vor allem Wohnstätten notwendig, die man mit Hilfe entsprechender Straßennamen lokalisieren können muss.

„Bauquartiere“ am Steinenberg (1900)

In der archivalischen Überlieferung der Reutlinger Bauverwaltung wird als ältestes Beispiel für eine großflächige Namensvergabe im Zuge der Planungen für ein neues Baugebiet diejenige für Straßen zwischen Echaz und Steinenberg greifbar. Eine mit „Straßenbenennungen“ betitelte Akte des städtischen Tiefbauamts enthält zunächst einmal ein Schreiben von Tiefbauinspektor Adolf Seible an das Stadtschultheißenamt vom 25. Juli 1900. Unter Seible, der 1895 nach Reutlingen gekommen war, begann sich innerhalb des großen Aufgabebereichs der Reutlinger Bauverwaltung ein eigenständiges Tiefbauamt herauszubilden. Zu dessen Kompetenzbereich zählte nicht nur der Bau von Straßen, sondern sinnigerweise auch gleich deren Benennung. Seibles Mitteilung an den Stadtschultheißen beginnt folgendermaßen: „Nach Genehmigung der neuen Bauquartiere in den Gewanden ‚großer Hag‘, ‚Negeler‘ und ‚Steinenberg‘ bringe ich für die dortigen Straßenzüge folgende Namen in Vorschlag: Straße I: Gutenberg-Str[asse], II: Alexander-Str., III: Gönninger-Str., IV: Christoph-Str. [...], V: Ludwig-Str., VI: Möricke-Str., VII: Ringelbach-Str., VIII: Negeler-Str., IX: Göthe-Str., X. Champigny-Str., XI: Hirschenland-Str.“ Die Akte enthält außerdem einen von Seible bearbeiteten Reutlinger Stadtplan

von 1899. Mit rotem Farbstift ist hier der geplante Verlauf der neuen Straßenzüge eingezeichnet und in diesen wiederum die lateinische Kennziffer („I“, „II“, „III“ usw.) der jeweils dafür vorgesehenen Straßennamen vermerkt.¹²⁷ Übergreifende Planungsunterlagen dieser Art für neue „Bauquartiere“ sind insbesondere für die deutlich ältere Reutlinger Oststadt nicht überliefert. Bezüglich der Straßenbenennung ist jedenfalls mit den von Seible erstellten Dokumenten der Auftakt des üblichen Namensgebungsprozesses im 20. Jahrhundert belegt: 1. Das zuständige Fachamt der Bauverwaltung erarbeitet Vorschläge, 2. Diese werden sodann dem Gemeinderat zur Beschlussfassung vorgelegt.

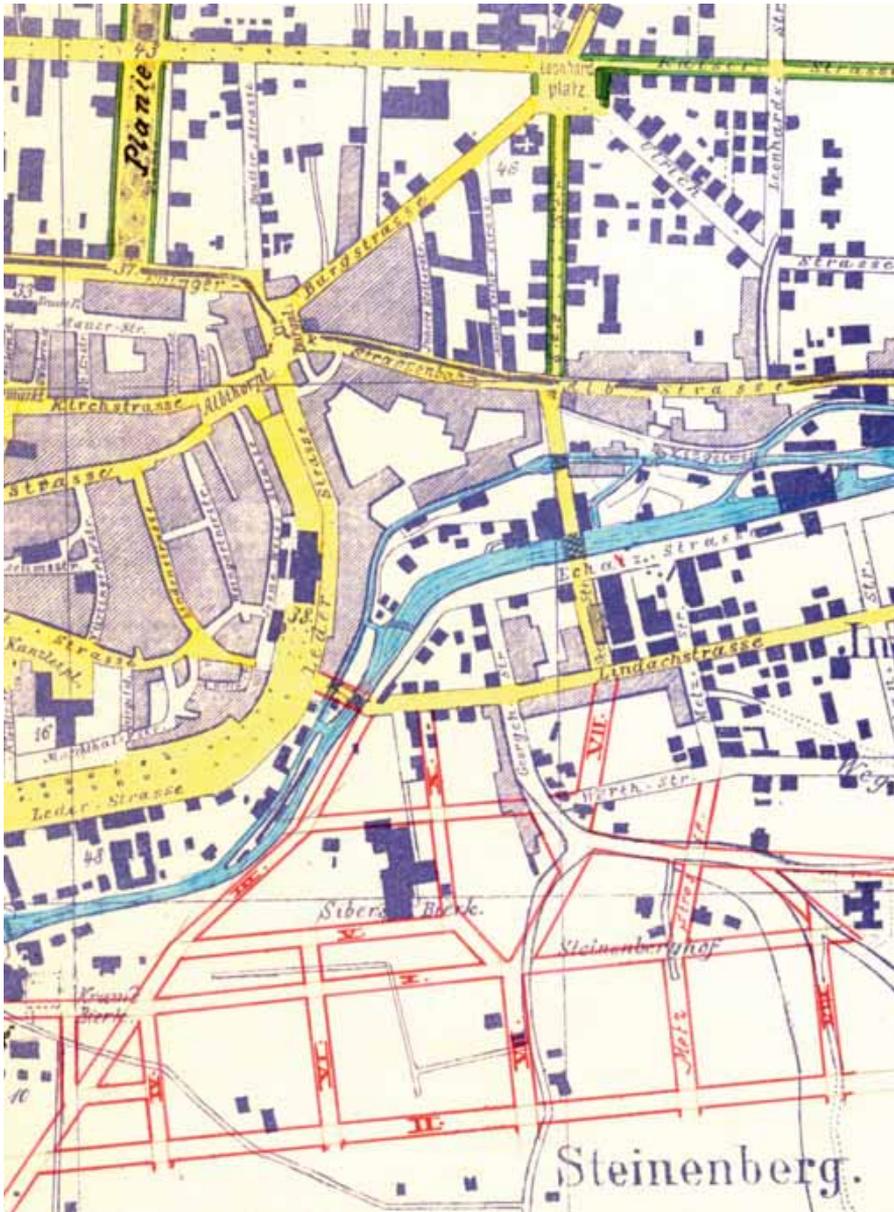
Dieser Beschluss konnte in besagtem Fall bereits für den 1. August 1900 protokolliert werden, wobei das Kommunalparlament im württembergischen Königreich eine Art Zweikammerinstitution gewesen ist, die sich unter dem Titel „bürgerliche Kollegien“ aus „Gemeinderat“ und „Bürgerausschuss“ zusammensetzte. Mit beraten wurden an jenem 1. August auch Straßennamen der Tübinger Vorstadt: „Die neuen Straßenzüge in den Gewanden Bösmannsacker und im Gries und die neuen Bauquartiere in den Gewanden großer Haag, Negeler und Steinenberg sind vom Königlichen Ministerium des Innern neuerdings genehmigt worden, die bürgerlichen Kollegien beschließen daher heute den Anträgen des Tiefbauamts und der Bauabteilung [...] entsprechend den einzelnen Straßen folgende Namen zu geben.“¹²⁸ Was sodann folgte, war eine etwas modifizierte Variante von Seibles Namensliste.

Bei der tatsächlichen Erschließung des Baugebiets zwischen Echaz und Steinenberg sollten die Straßen von ihrem Verlauf her zum Teil ganz anders, in einigen Fällen gar nicht ausgeführt werden, wobei nicht zum Zug gekommene Namen wie „Gutenbergstraße“ oder „Christophstraße“ später in anderen Stadtteilen wieder auftauchten. Die Mehrzahl der an jenem 1. August 1900 beschlossenen Straßennamen hat jedoch in besagten „Bauquartieren“ bis heute Bestand. Versucht man diese Namen inhaltlich zu charakterisieren, so lassen sich zwei größere, nicht unbedingt zusammenpassende Gruppen ausmachen: einmal die Flur- und Gewässernamen Haag, Negeler, Hirschenland und Ringelbach und sodann die der Dichter Otto Ludwig (1813–1865) sowie – in der heute nicht mehr gebräuchlichen Schreibweise – Mörike mit „ck“ und Goethe mit „ö“.¹²⁹ Der Name der Alexanderstraße wird in den Adressbuchausgaben ab 1928 mit Zar Alexander II., dem Bruder der württembergischen Königin Olga, erklärt. Naheliegender wäre hier als Namenspate Graf Alexander von Württemberg (1801–1844), der Förderer des „Schwäbischen Dichterkreises“.

¹²⁷ StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 41/1.

¹²⁸ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1900 (Ergänzungsdokumentation), § 510.

¹²⁹ Die Goethestraße wurde 1976 in die Steinenbergstraße einummeriert, nachdem dieser Straßename 1935 auch in Ohmenhausen vergeben worden war.



Der Stadtplanausschnitt zeigt die 1899 projektierte (und teilweise ganz anders realisierte) Erschließung der Bauquartiere am Steinberg. Für die mit roten Kennziffern markierten Straßenzüge hatte das Tiefbauamt bereits Namensvorschläge erarbeitet: so etwa „II: Alexander-Straße“, „III: Gönninger-Straße“ oder „VII: Ringelbach-Straße“.



W. Fauché
Flaschnerei
Wilhelmstrasse 68.
Haushaltungsmagazin.
Grosses Lager in
Erdöl-Lampen
und feinst vernickelten Gegenständen jeder Art,
lackirte und emailirte
Blechwaren,
vollständige
Wirtschafts-
sowie
Bade-Einrichtungen.
Billige Preise.
Prompte Bedienung.

Der Flaschner und Händler Wilhelm Fauché (1840–1913), dessen gleichnamiger Sohn das „Listhaus“ in der Wilhelmstraße schließlich als renommiertes Kaufhaus etablieren sollte, wurde von der Stadt mehrfach mit der Lieferung von „Email-Schilden“ als „Straßenbezeichnungstafeln“ beauftragt. In einer Annonce im Adressbuch 1890 zählt er unter anderem „emailirte Blechwaren“ zu seinem Sortiment.

Die Gewand- und Dichternamen-Mischung wurde im Jahr 1900 außerdem angereichert etwa um die „Gönninger Straße“¹³⁰ oder die „Champignystraße“, benannt, wie die bereits seit 1888 existierenden Metz-, Sedan- und Wörthstraßen, nach einer Schlacht im deutsch-französischen Krieg. Die Metzstraße sollte schließlich im Zuge ihres Ausbaus genauso wie die bereits 1843 benannte Georgenstraße in das neue Baugebiet hineinführen. Bezüglich der verwendeten Namen kann somit konstatiert werden: Wiewohl das Bemühen um eine gewisse Einheitlichkeit bei den Benennungsvorgängen aus dem Jahr 1900 erkennbar ist, ergab sich auch in diesen „Bauquartieren“ letztendlich eine Gemengelage heterogener Bezeichnungen. Auch in den damals neu erschlossenen Stadtgebieten setzte sich zunächst einmal die begriffliche Vielfalt an Straßennamen fort, die bereits die Namensfestlegung für die schon jahrhundertlang bestehenden Straßenzüge in der Altstadt gekennzeichnet hatte – wenn auch mit neuartigen Begriffsgruppen.

¹³⁰ Zur „Gönninger Straße“ siehe auch „Das Beispiel Hindenburgstraße“ im Abschnitt „3.2 Der korrekte Straßename: Um- und Neubenennungen“.

Offenkundig ist das Zusammenwirken von Verwaltung und Gemeinderat. Zwischen Seibles Vorschlag vom 25. Juli und dem Gemeinderatsbeschluss vom 1. August liegt nicht einmal eine ganze Woche und der Vorschlag selbst wurde gemäß Protokollauszug „durchgewunken“ – eine Auseinandersetzung um die vorgeschlagenen Straßennamen ist jedenfalls nicht aktenkundig geworden. Dieser Umstand kann durchaus als Indiz für die Rolle des Ratsgremiums zu Beginn des letzten Jahrhunderts gewertet werden: Es hatte eine vorrangig zustimmende Funktion und Beispiele, dass von Gemeinderat oder Bürgerausschuss zur Kaiserzeit nachhaltige Initiativen zur Straßenbenennung ausgegangen wären, sind nicht bekannt. Dies sollte sich nach 1918 ändern und insofern ist die im Folgenden geschilderte Namensdiskussion durchaus bemerkenswert.

Von „Kleinhausbauten“ (1929) zur „Siedlung Römerschanze“ (1950)

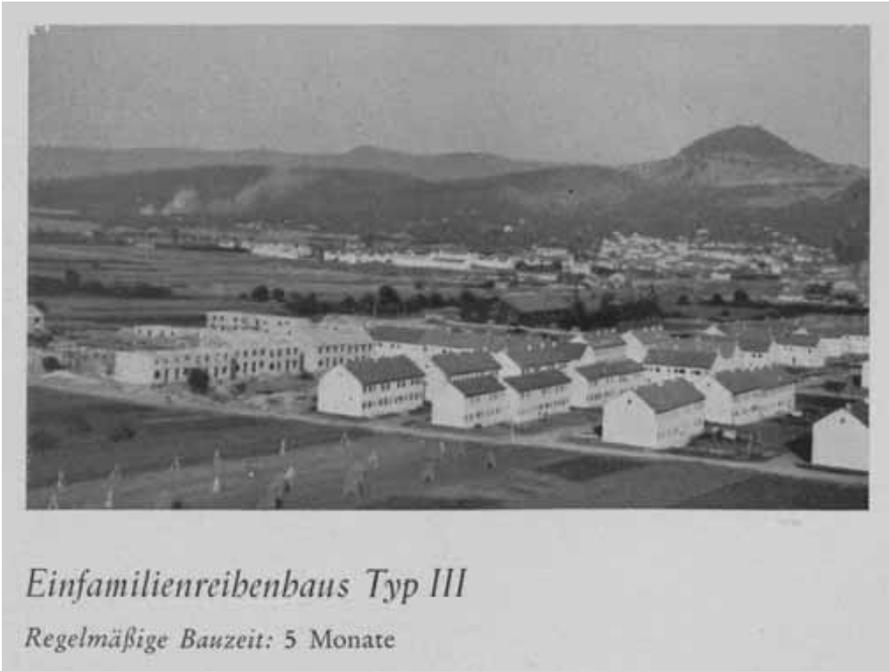
Markantes Beispiel einer modernen Massenbenennung sind die Straßen- bzw. Wegenamen der 1950 so benannten „Siedlung Römerschanze“¹³¹, die sich durch ein hohes Maß an Einheitlichkeit auszeichnen. Die Siedlung liegt westlich der Rommelsbacher Straße und entstand hauptsächlich zu Beginn der 1950er Jahre als erste geschlossene und großflächige „Arbeitersiedlung“, die durch die Stadt bzw. durch die 1951 gegründete GWG (Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft) realisiert wurde.¹³² In diesem Zusammenhang erfolgte gleichsam mit einem Federstrich am 12. Oktober 1950 die Benennung von 21 Straßenzügen nach Vogelarten. Sowohl diese Spezies von Straßennamen wie auch die Siedlung selbst geht jedoch auf die 1920er Jahre zurück. Es gab damals bereits erste Ansätze eines geförderten öffentlichen Wohnungsbaus. Entlang der Sickenhäuser Straße, einer Parallelstraße zur Rommelsbacher Straße, war bis 1928 eine städtische Kleinhaussiedlung entstanden, die insbesondere von einem „Staren-“, „Amsel-“, „Elster-“ und „Schwalbenweg“ erschlossen wurde. Vergleicht man diese bescheidene Siedlung aus Kleinhausbauten mit den öffentlichen Bauprojekten der Nachkriegszeit, als allein zwischen 1949 und 1957 rund 7000 neue Wohnungen¹³³ entstanden, so klingt eine entsprechende Beschreibung im Reutlinger Adressbuch von 1928 geradezu anrührend: „Recht angelegen läßt sich die Stadt die Behebung der Wohnungsnot sein, die zur Zeit noch recht fühlbar ist. 260 Wohnungen, ohne Behelfsbauten, sind von der Stadt selbst seit 1919 im Eigenbau erstellt worden.“¹³⁴ Im

¹³¹ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1950, § 319.

¹³² Zweieinhalb Jahre sozialer Wohnungsbau, Reutlingen 1951, S. 28–34.

¹³³ Franz Pretsch: 50 Jahre jung – Eine Zukunft für die Gartenstadt Orschel-Hagen, in: Stadt Reutlingen (Hrsg.): 50 Jahre Orschel-Hagen, Reutlingen 2011, S. 4.

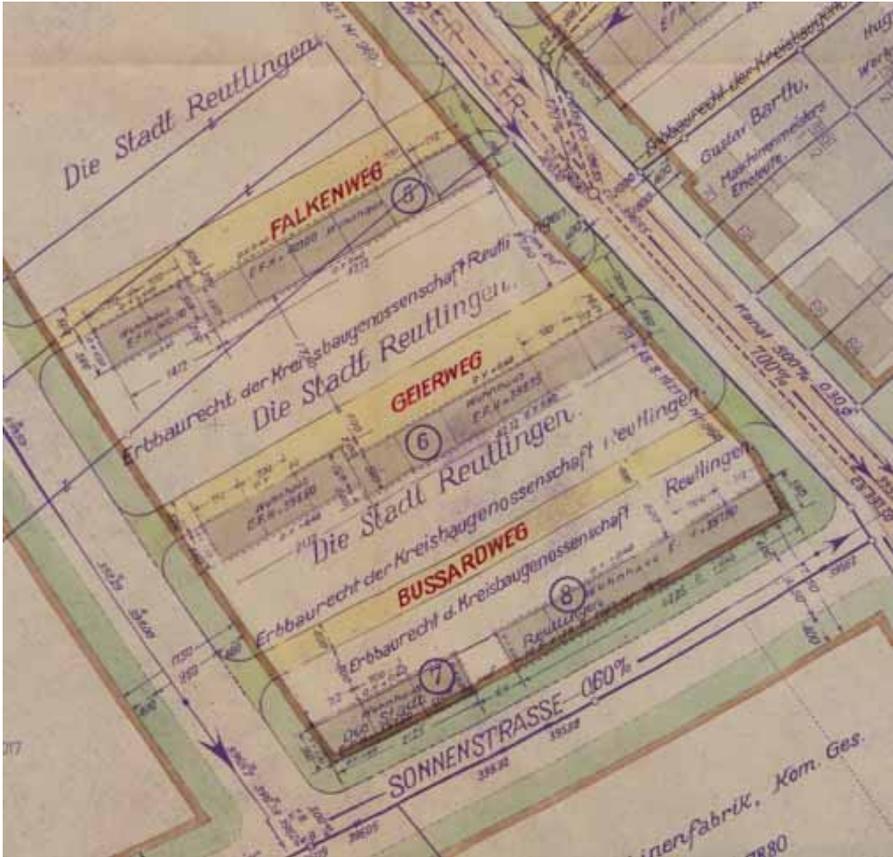
¹³⁴ Adreßbuch der Stadt Reutlingen 1928, Teil I, S. 29.



Weitgehend einheitliche Straßennamen für eine uniforme Wohnbebauung: In der Siedlung Römerschance (hier ein Ausschnitt aus einer städtischen Werbedruckschrift von 1951) wurden die kleineren Straßenzüge zumeist nach Vögeln benannt.

Anschluss sind drei Kleinsiedlungen genannt, unter anderem die entlang der Sickenhäuser Straße.

Dass auch die Vergabe eines Vogelstraßennamens zum lokalen Politikum geraten kann, belegt die Benennung des „Taubenwegs“ im Jahr 1929. Sie entwickelte sich zu einem länger währenden Fingerhaken zwischen Gemeinderat und Tiefbauamt. Am 11. Oktober hatte das Tiefbauamt dem Stadtschultheißenamt vorgeschlagen, einen notwendig gewordenen neuen Zufahrtsweg zu der Kleinhaussiedlung entlang der Sickenhäuser Straße „Krähenweg“ oder „Sperlingsgasse“ zu nennen. Am 17. Oktober fand die Beratung im Gemeinderat statt, der Namensvorschlag aber „keine Gegenliebe“. Stattdessen wurde beschlossen, „die Sache an das Tiefbauamt zurückzugeben mit dem Auftrag, andere Vorschläge zu machen.“ Hintergrund dieser Haltung war der abgelehnte Antrag von Anwohnern des 1928 so benannten Schwalbenwegs gewesen, diesen Namen zu ändern, weil „eine Erwähnung einer dieser Vogelwege in der Stadt ein bedauerliches Lächeln auslöse und [...] sie in ihrem Ansehen geschädigt seien.“ Der nächste Akt



Ausschnitt aus einem amtlichen Lageplan der Siedlung Römerschance. In der Gemeinderatssitzung vom 12. Oktober 1950 wurden die entsprechenden Straßennamen mit Bezugnahme auf diese Planunterlagen beschlossen, ohne im Einzelnen diskutiert zu werden.

des sich entwickelnden Dramas um den geplanten Krähenweg von 1929 ging in der Gemeinderatssitzung vom 7. November über die Bühne: Das Tiefbauamt hatte als Alternative zum „Krähenweg“ beantragt, besagtem Zufahrtsweg den Namen „Taubenweg“ zu geben. Aber auch dieser Name fand keine Zustimmung. Nachdem Gemeinderat Vollmer den Namen Römerweg und Gemeinderat Weit den Namen Schieferöschlesweg vorschlugen, wurde auf Anregung von Gemeinderat Vohrer beschlossen, den Zufahrtsweg „Drosselweg“ zu nennen. Doch nun konnte das Tiefbauamt zum Gegenschlag ausholen, denn der Name „Drosselweg“ existierte bereits als Wegenname auf einem noch unerschlossenen Flurstück. Mit einem Vor-

schlag der gemeinderätlichen Baukommission wurde der Namensstreit schließlich geschlichtet und man einigte sich im November dann doch auf einen „Taubenweg“.¹³⁵

Hatten 1929 Gemeinderat und Tiefbauamt noch intensiv um einen einzigen Vogelweg-Namen gerungen, so wurde – wie ausgeführt – bei der Benennung der Straßennamen der Römerschanze-Siedlung im Oktober 1950 nicht eine einzige dieser Bezeichnungen diskutiert. Stattdessen beschloss der Gemeinderat summarisch: „Die neu angelegten Straßen in der Siedlung Römerschanze erhalten die im Lageplan des Planungs- und Hochbauamts und des Stadtmessungsamts vom 16. 8. 1950 verzeichneten Namen.“¹³⁶ Noch deutlicher als bei den Straßennamen zwischen Echaz und Steinenberg ist bei der Siedlung Römerschanze das Bemühen der bautechnischen Ämter zu erkennen, einheitliche Begriffe zu verwenden. Doch auch diese angestrebte Homogenität wird – wie letztendlich in fast allen Neubaugebieten – durchbrochen von zahlreichen Ausnahmen. Das verwaltungstechnische Bemühen, die Benennung nach Vögeln aus den 1920er Jahren auch nach 1945 fortzusetzen, kollidierte mit den unterschiedlichsten kommunalpolitischen Ansprüchen. So sollte nach dem Willen des Gemeinderats auch den „bekannten Bürgern“ Jakob Kurz (1867–1944) und Emil Roth (1867–1939) – beides Reutlinger Stadträte und Landtagsabgeordnete – in Form eines Straßennamens ein Denkmal gesetzt werden. In dem Plan der Bauämter vom 16. August war außerdem der „Eulen-“, „Sperber-“ und „Storchenweg“ gestrichen und durch „Königsberger“, „Breslauer“ und „Danziger Straße“ ersetzt worden, um – so das Gemeinderatsprotokoll – „einem Wunsch der Heimatvertriebenen Rechnung“ zu tragen. Dieser Ansatz wurde auch 1953 weiter verfolgt, als in einem weiteren Bauabschnitt die Namen „Marienbader“, „Sudetendeutsche“ und „Stettiner Straße“ vergeben wurden.¹³⁷

Die Straßenbenennung in der Siedlung Römerschanze steht somit beispielhaft für die Namensgebung in den zahlreichen großflächig erschlossenen städtischen Neubaugebieten dieses Jahrhunderts. Es gibt zum einem das administrative bzw. bautechnische Ziel, die Straßennamen gebietsweise weitgehend einheitlich zu vergeben. Eine Begründung ist in dem Gemeinderatsprotokoll vom 12. Oktober 1950 genannt, nämlich, damit „man schon an der Bezeichnung der Straße die Gegend, in welcher sie liegt, erkennen kann“. Zu diesem Bemühen gibt es verschiedene gegenläufige Momente: So führen durch Neubaugebiete oftmals Straßen, die in älteren Stadtteilen entspringen und dementsprechend ältere und andersartige Namen führen. Auch gibt es den

¹³⁵ StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 41/1 sowie C 10 Gemeinderatsprotokolle 1928, § 193 und 1929, §§ 1211, 1247 u. 1336.

¹³⁶ StadtA Rt., Hochbauamt Nr. 1071. Die genannten Ämter der Bauverwaltung waren seit der Zeit nach 1945 für die Straßenbenennung zuständig.

¹³⁷ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1953, § 129.

grundsätzlichen Anspruch, örtliche Flurnamen in Form von Straßennamen festzuhalten.¹³⁸ Entscheidender für die Gemengelage verschiedenartiger Bezeichnungen, die sich immer wieder ergeben hat, sind jedoch die unterschiedlichsten politischen Ansprüche im Gemeinderat, dem Volksvertretungsorgan auf kommunaler Ebene. In der Durchmischung der Straßennamen auch innerhalb eines einzigen Baugebiets spiegelt sich somit nicht zuletzt die Meinungsvielfalt bzw. der Pluralismus unserer Gesellschaft wider.

Orschel-Hagen: „Krönung“ des Ausbaus der Stadt (1965)

Bezüglich der geschilderten Straßenbenennungspraxis im 20. Jahrhundert bietet Reutlingen vor allem ein herausragendes Gegenbeispiel bzw. einen Stadtteil, dessen Straßennamen durchweg einheitlich ausgefallen sind. Diese Großsiedlung galt ihren Urhebern als „Krönung des Aufbaues und Ausbaues der Stadt“¹³⁹. Gemeint ist die Gartenstadt Orschel-Hagen, die von der Stadt Reutlingen und der GWG als Paradebeispiel des „modernen sozialen Wohnungsbaus“ in den 1960er Jahren verwirklicht wurde.¹⁴⁰ Intensivere Planungen gehen zurück auf das Jahr 1958, mit dem ersten Bauabschnitt wurde 1960 begonnen. Waren die Neubaugebiete der 1950er Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft bereits existierender Stadtteile ausgeführt worden, so entstand Orschel-Hagen auf einem im Norden der städtischen Markung liegenden Areal, das außerhalb der bisherigen Baubezirke lag. Dies machte es städteplanerisch notwendig, einen „geschlossenen Organismus“¹⁴¹ zu entwickeln, das heißt, eine echte Trabantenstadt mit eigener Infrastruktur aus Geschäften, Schulen, Kirchen und sogar einem eigenen Heizwerk sollte entstehen. Diese räumliche und infrastrukturelle Abgeschlossenheit und Eigenständigkeit kommt nicht zuletzt auch in der Einheitlichkeit der Straßenbenennung zum Ausdruck.

Die Straßen, Wege und der zentrale Platz von Orschel-Hagen tragen alleamt Städtenamen. Von der Aachener bis zur Wormser Straße, vom Buchauer bis zum Wimpfener Weg und ebenso beim Berliner Ring und Dresdner Platz – immer stand eine deutsche Stadt Pate. Orschel-Hagen ist somit das Beispiel für die konsequente Umsetzung eines entsprechenden Benennungskonzepts: Zwischen 1960 und 1966 fasste der Gemeinderat in sieben Sitzungen unter den jeweiligen Tagesordnungspunkten zu den Orschel-Hagener Straßen-

¹³⁸ Dies wird unter anderem empfohlen in: A. Hottenrott (Bearb. i. A. der Gesellschaft für deutsche Sprache): *Straßennamen. Grundsätze für Wahl und Schreibung*, Lüneburg 1953, S. 15.

¹³⁹ *Unser Reutlingen gestern und heute. Verwaltungsbericht der Stadt Reutlingen 1945–1965*, Reutlingen 1965 (künftig: *Reutlingen 1945–1965*), S. 139.

¹⁴⁰ *GWG/Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft Reutlingen* (Hrsg.): *Gartenstadt Orschel-Hagen*, Reutlingen 1968, [S. 3].

¹⁴¹ *Reutlingen 1945–1965* (wie Anm. 139), S. 139.



Erstmals in Orschel-Hagen wurde in den 1960er Jahren damit begonnen, die „Straßenbeschilderung“ nicht mehr an Gebäuden, sondern – mit doppelseitiger Beschriftung – an freistehenden Metallpfosten anzubringen.

namen entsprechende Beschlüsse.¹⁴² Die etappenweise Benennung war dabei eine Folge der Erschließung der Gartenstadt in einzelnen Bauabschnitten. Die Idee für das Benennungskonzept lässt sich in den Ratsprotokollen zurückverfolgen bis 1957: In der Gemeinderatssitzung am 19. September hatte Oberbürgermeister Kalbfell vorgeschlagen, „in irgendeinem Wohngebiet Straßen nach ehemaligen Reichsstädten zu benennen, um auf diese Weise eine alte Tradition zu wahren“, und konnte abschließend feststellen, „dass der Gemeinderat gegen diesen Vorschlag keine Einwendungen erhebt.“¹⁴³ Der erste konkrete Orschel-Hagener Straßenbenennungsbeschluss vom Juni 1960 war folgendermaßen begründet: „Es ist verschiedentlich angeregt worden, in einem größeren Baugebiet die Namen von Reichsstädten zu verwenden. Dafür spricht auch der Umstand, dass schon eine ganze Anzahl dieser Städte eine ‚Reutlinger Straße‘ haben.“

Grundsätzlich wurde in den Folgejahren dieses spezielle Reichsstadt-Straßennamen-Konzept realisiert. Wie bei jedem Grundsatz gab es jedoch auch hier die vielzitierten Ausnahmen, von denen die Regel bestätigt wird. So musste der Gemeinderat in seiner Sitzung am 28. Mai 1963 kritisch feststellen, dass es sich bei Crailsheim, das 1961 für eine Orschel-Hagener Straße namensgebend geworden war, um keine Reichsstadt gehandelt hat. (Gleiches hätte im

¹⁴² StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1960, § 81; 1961, § 15; 1962, § 29; 1963, §§ 41 u. 69; 1966, §§ 42 u. 80. Hieraus auch – soweit nicht anders vermerkt – die nachfolgenden Zitate.

¹⁴³ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1957, § 107 Pkt. 4.



Auf Jahresende 1963 waren rund ein Dutzend Städte, die einer Orschel-Hagener Straße ihren Namen gegeben hatten, über diese ehrenvolle Patenschaft informiert worden. Zu den daraufhin bei der Stadt eingegangenen Dankschreiben zählt auch dasjenige des damaligen „Regierenden Bürgermeisters von Berlin“ Willy Brandt.

gefeiert. Stadtrat Wende ging es jedoch vor allem um den politischen Gegenwartsbezug: Mit dieser Namensgebung sollte man sich – so seine Intention – „über gegenwärtige Zonengrenzen hinweg mit den Landsleuten in Mitteldeutschland solidarisch erklären.“ Bis zu diesem Zeitpunkt verlief die Orschel-Hagener Straßenbenennung sehr unspektakulär. Mit Wendes Vorschlag war jedoch aus der Benennung des Orschel-Hagener Platzes ein kleineres Politikum mit gesamtdeutscher und europäischer Thematik geworden. Diese inhaltliche Ausweitung fand ihren Niederschlag in einer Auseinandersetzung im Technischen Ausschuss des Gemeinderats mit drei entscheidungslosen Abstimmungen.¹⁴⁴ Nach einer längeren Diskussion am 5. April 1966 im versammelten Ratsgremium selbst, bei der alle Beteiligten betonten, dass man aus

Übrigen auch für Heidenheim angemerkt werden müssen.) Von einer nachträglichen Umbenennung wurde jedoch abgesehen. Eine ganz andere Qualität besitzt der 1966 beschlossene Name für den Platz des Orschel-Hagener Einkaufszentrums. Bereits 1963 hatte Stadtrat Straub von der Wählervereinigung des Haus- und Grundbesitzes in einem anderen Zusammenhang an der Orschel-Hagener Straßenbenennung bemängelt, dass „die neue Zeit in den Straßennamen keinen Niederschlag finde“, man stattdessen „beim Studium der Straßennamen den Eindruck habe, als lebe man nicht im Reutlingen des Jahres 1963, sondern in der guten alten Zeit.“

Diesen Ansatz griff prinzipiell 1966 auch Stadtrat Wende von der SPD auf, als er im Gegenzug zu dem von der Verwaltung vorgeschlagenen „Straßburger Platz“ für besagtes Einkaufszentrum den Namen der sächsischen Barock- und Residenzstadt Dresden ins Spiel brachte. Dresden hatte 1966 sein 750-jähriges Jubiläum

¹⁴⁴ StadtA Rt., C 11 Protokolle des Technischen Ausschusses 1966, § 81 (n. ö.).

der Diskussion herauskommen müsse, fiel schließlich eine mehrheitliche Entscheidung zugunsten von Wendes Vorschlag: „Dresdner Platz“.

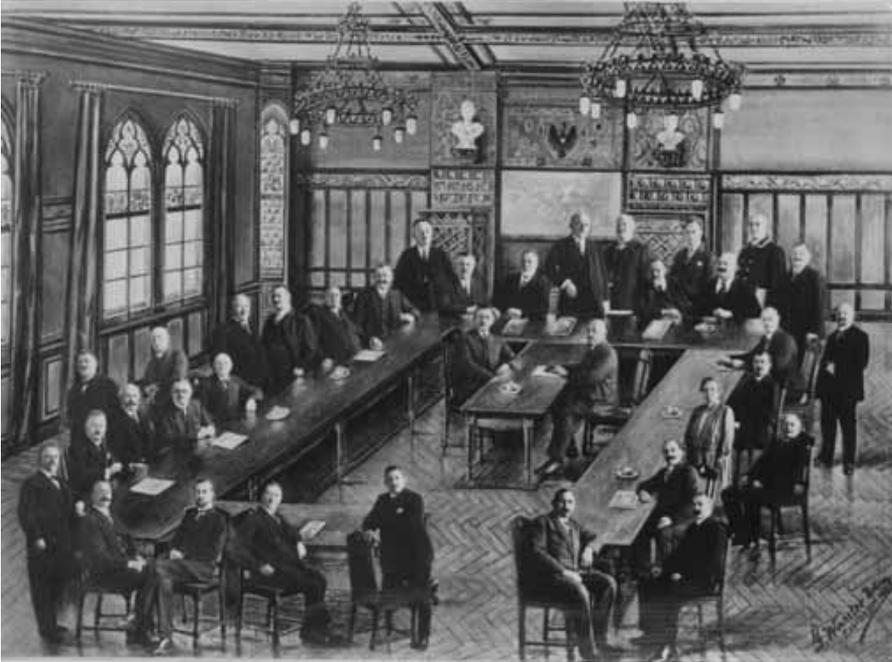
Schon 1962 hatte man erstmals bewusst das Prinzip der Benennung nach Reichsstädten in Orschel-Hagen durchbrochen, damals allerdings ohne größere Diskussionen. Wenige Monate nach dem Berliner Mauerbau im August 1961 fasste der Gemeinderat am 6. März 1962 einstimmig den Beschluss, der Ringstraße des entstehenden II. und III. Bauabschnitts die Bezeichnung „Berliner Ring“ zu geben. Diese Entscheidung teilte Oberbürgermeister Kalbfell dem Berliner Senat im November 1963 mit und fügte hinzu: „Diese Namensgebung soll die geschichtliche Bedeutung der Stadt Berlin vor allem in unseren Tagen würdigen. Sie soll und möge dazu unserer Verbundenheit mit Ihrer Stadt und ihren Bewohnern sichtbaren Ausdruck verleihen.“¹⁴⁵ Das Dankschreiben des Regierenden Bürgermeisters von Berlin kam prompt. Abgesandt wurde es, wie dem Briefkopf zu entnehmen ist, vom Rathaus in Berlin-Schöneberg, unterschrieben ist die Antwort vom späteren deutschen Bundeskanzler Willy Brandt, dem 1993 auch in Reutlingen durch die entsprechende Benennung eines Platzes ein Denkmal gesetzt wurde.

3.2 Der korrekte Straßename: Um- und Neubenennungen

Die bisher geschilderten Massenbenennungen für Reutlinger Neubaugebiete waren zumeist in größeren Gruppen vorgenommen bzw. als Vorschläge der Fachverwaltung durch den Gemeinderat ohne nachhaltige Auseinandersetzung, teilweise sogar ohne einzelne namentliche Nennung beschlossen worden, nachdem es sich um mehrheitlich wertneutrale Bezeichnungen gehandelt hatte. Der administrativen Notwendigkeit, Straßennamen als dauerhafte Ordnungsmerkmale festzulegen, war damit vollauf Genüge getan. Spätestens seit den 1920er Jahren gibt es jedoch zu der geschilderten Benennungspraxis eine Reihe markanter Gegenbeispiele. Der Gemeinderat als das „Hauptorgan“ der Kommune erklärte die Festlegung einzelner Straßennamen gleichsam zur Chefsache, was im Ratsgremium eine ausführliche und konträre Behandlung mit sich brachte.

Die genannten Diskussionen sind ein Versuch der politisch-kulturellen Standortbestimmung eines kommunalen Gemeinwesens mit einer demokratisch-parlamentarischen Grundlage. Fragwürdig erscheinen können diese Auseinandersetzungen allerdings dann, wenn sie um Themen kreisen, die entweder allzu banal sind oder aber weit über das kommunale Umfeld hinausgehen. Eine weitere Problematik kann sich auch aus dem Umstand ergeben, dass es sich bei Straßennamen um dauerhafte Ordnungsmerkmale handeln sollte. Wird in Straßennamen das politische Selbstverständnis einer bestimm-

¹⁴⁵ StadtA Rt., Hauptamtsregistratur Az. 621 – 71: Benennung von Straßen, Wegen und Plätzen A–Z.



Der Reutlinger Gemeinderat 1929 im Sitzungssaal des damaligen Rathauses. Der Fotograf Gotthold Wurster erstellte diese Montage im selben Jahr, als das Gremium unter anderem die Benennung einer – etwas abseitigen – Straße in Betzingen nach dem verstorbenen Reichskanzler und -außenminister Gustav Stresemann (1878–1929) beschloss.

ten Zeit in personifizierter Form „verewigt“, so ist die Akzeptanz dieses Straßennamens möglicherweise einem Wandel unterworfen, wenn die Popularität des entsprechenden Politikers oder Staatsoberhauptes schwindet oder seine Leistung anders bewertet wird. Straßenumbenennungen sollten jedoch aus verwaltungstechnischer Sicht und mit Rücksicht auf die Anwohner tunlichst vermieden werden. Straßennamen mit einem explizit politischen Inhalt stehen somit in einem Spannungsfeld zwischen politischem Anspruch einer- und administrativer Notwendigkeit andererseits. Dies bildet den Hintergrund für das langwierigste und markanteste Beispiel einer mehrfachen Reutlinger Straßenumbenennung, nämlich die der Hindenburgstraße.

Auch die Namensvergabe für diesen Straßenzug ließ sich zunächst sehr unspektakulär an. Wie bereits für die „Bauquartiere“ am Steinenberg dargestellt, war der Gemeinderat in seiner Sitzung am 1. August 1900 den Vorschlägen des Tiefbauamts gefolgt und hatte für die von der Lindach- zur Alteburgstraße geplante Verbindung die Bezeichnung „Gönninger Straße“ beschlossen. Möglicherweise weil dieser Straßenzug gar nicht direkt in besagte Ortschaft



Die Aufnahme der Vereidigung des neu gewählten Reichspräsidenten Paul von Hindenburg 1925 im Reichstag wurde auch als Postkarte publiziert. Zwei Jahre später benannte man in Reutlingen eine Straße nach dem greisen Staatsoberhaupt.

führte, sondern lediglich in die Alteburgstraße mündete, wurde der Name schnell wieder aufgegeben. Bereits im Adressbuch von 1902 steht stattdessen „Schwabstraße“.¹⁴⁶ In unmittelbarer Nähe der Mörikestraße wurde somit auch der schwäbische Dichter Gustav Schwab verewigt – wenn auch nur vorübergehend. Denn bereits 1927 war es dem Reutlinger Gemeinderat ein dringendes Bedürfnis, dem damaligen Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall von Hindenburg, eine Straße zu widmen. Dieser konnte am 2. Oktober 1927 seinen 80. Geburtstag feiern. Aus diesem Anlass wurden nicht nur sämtliche städtische Gebäude kraft Gemeinderatsentscheidung in den Reichsfarben beflaggt, das Stadtparlament beschloss außerdem am 26. Oktober, „der Schwabstraße den Namen ‚Hindenburgstraße‘ zu geben.“¹⁴⁷

Der greise Reichspräsident, der in der historischen Rückschau nicht zuletzt mit dem Etikett „Steigbügelhalter Hitlers“ behaftet ist, war zum Zeitpunkt der Straßenbenennung eine Integrationsfigur der Weimarer Republik gewesen. In den Berichten der Reutlinger Tageszeitungen über die entsprechenden

¹⁴⁶ Adreßbuch für die Königlich Württembergische Kreishauptstadt Reutlingen 1902, III. Abteilung, S. 68.

¹⁴⁷ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1927 (Ergänzungsdokumentation), §§ 816 u. 927. Für die bisherige Schwabstraße wurde kraft Gemeinderatsbeschluss von 1928 (§ 11) ein hinter dem Blooshügel gelegener Feldweg in „Gustav Schwabstrasse“ umbenannt.

Gemeinderatssitzungen ist nichts überliefert von einer Opposition gegen den Namensvorschlag. Strittig war dagegen, welcher Straßenzug diesen Namen erhalten sollte. Gemeinderat Hans Freytag, Mitglied der DDP und 1945 Stellvertreter des kommissarischen Oberbürgermeisters Kalbfell, hatte bereits in der Sitzung vom 30. September den Vorschlag gemacht, die Kaiserstraße in Hindenburgstraße umzubenennen. Auch sein Ratskollege Kurz teilte die Auffassung, dass man „eine Kaiserstraße nicht mehr brauche“.¹⁴⁸ Das Bekenntnis zu Hindenburg war 1927 kein Ausdruck einer reaktionären Grundhaltung, vielmehr wurde sein Name – der eines demokratisch gewählten Präsidenten – sogar als Alternative zu einer Straßenbezeichnung diskutiert, die dynastisches Herrschertum widerspiegelt. In der Sitzung vom 26. Oktober 1927 beschloss der Gemeinderat außerdem, auch nach dem ersten Reichspräsidenten der Jahre 1919 bis 1925, dem SPD-Politiker Friedrich Ebert, eine Straße zu benennen. Wie sehr Hindenburg während der Zeit der Weimarer Republik konsensfähig war, macht schließlich die Tatsache deutlich, dass er 1932 mit Unterstützung der SPD als Reichspräsident wiedergewählt wurde.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit war zunächst eine ganz andere Sichtweise vorherrschend. Das Protokoll zur Sitzung des Reutlinger Gemeinderats vom 23. Januar 1947 hält hierzu fest: „Die Gemeinderatsfraktion der kommunistischen Partei hat durch G[emeinde]R[at] Wieland den Antrag gestellt, die Hindenburgstrasse in Reutlingen in Karl Marx-Strasse umzubenennen und dadurch den wissenschaftlichen Begründer des Sozialismus zu ehren. Die Beseitigung des Namens Hindenburg wird in dem Antrag damit begründet, daß Hindenburg Hitler zur Macht verhalf.“ In dem 1946 gewählten Ratsgremium entfielen auf die Kommunistische Partei 3 von insgesamt 36 Mandaten. Die sozialdemokratische Fraktion mit 14 Mandaten stellte sich 1947 „geschlossen hinter den Antrag des GR Wieland“. Von den übrigen Parteien – FWV, DVP/FDP und CDU – war es lediglich der CDU-Gemeinderat Gehring, der den Umbenennungsantrag eindeutig ablehnte. Sein Fraktionskollege Wirsching dagegen schlug diplomatisch vor, „die nichtssagende Karlsstrasse in Karl Marx-Strasse umzubenennen und den Namen der Hindenburgstrasse zu lassen.“ Der an diesem Tag mit 31 Personen besetzte Gemeinderat fasste schließlich nach der – laut Schwäbischem Tagblatt – „lebhaften Debatte“ mit 17 gegen 14 Stimmen den Beschluss, „die Hindenburgstrasse in Reutlingen [...] in Karl Marx-Strasse umzubenennen.“¹⁴⁹

Rund sieben Jahre später kam das Reutlinger Stadtparlament bereits zum Umkehrschluss und bestimmte in seiner Sitzung am 6. Mai 1954: „Die jetzige Karl-Marx-Straße erhält ihre frühere Bezeichnung Hindenburgstraße

¹⁴⁸ Reutlinger General-Anzeiger und Schwarzwälder Kreiszeitung vom 1. Okt. 1927.

¹⁴⁹ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1947, § 33 sowie Reutlingen 1945–1965 (wie Anm. 139), S. 62.

wieder.“¹⁵⁰ Dieser kommunale Sinneswandel vollzog sich vor dem Hintergrund der politischen Großwetterlage: Aus der globalen Solidarität der USA und UdSSR gegen das faschistische Hitler-Deutschland, die zunächst dem Anschein nach das Kriegsende überdauert hatte, war ein „Kalter Krieg“ geworden. In der Ära Adenauer wurde nun auch in Deutschland, und nicht zuletzt in Reutlingen, äußerst empfindlich auf alles „Kommunistische“ reagiert. Nachdem es beispielsweise im September 1952 bei einer Versammlung der KPD im Volksbildungshaus zu Tumulten gekommen war, erging von Oberbürgermeister Kalbfell die Anordnung, „ohne seine Genehmigung keine städtischen Lokale mehr an kommunistische Veranstalter abzugeben.“¹⁵¹ Bei den Kommunalwahlen im Jahr darauf ging die Reutlinger KPD leer aus und war im Stadtparlament nicht mehr vertreten. 1956 erfolgte schließlich das bundesweite Verbot der KPD.

Dieser grundlegende Wandel im politischen Zeitgeist war auch ein Faktor für den Sinneswandel im Reutlinger Gemeinderat. In besagter Gemeinderats-sitzung vom 6. Mai 1954 war es bezeichnenderweise der Vertreter des BHE („Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten“), Stadtrat Dr. Klöden, der den entsprechenden Umbenennungsantrag stellte. Es sollte damit „nicht nur der beharrlich beibehaltenen Benennung dieser Straße in breitesten Kreisen der Öffentlichkeit, sondern auch dem Gedanken Rechnung getragen werden, im Stadtteil der Friedrich-Ebert-Straße eine Straße nach dem zweiten Präsidenten des Deutschen Reiches zu benennen.“ Der daraufhin gefasste Gemeinderatsbeschluss war insofern diplomatisch formuliert, als vorgesehen war, dass bei „nächster Gelegenheit eine neue Straße nach Karl Marx benannt“ werden solle – ein Vorsatz freilich, der bis heute noch nicht umgesetzt wurde.

Die nächste Episode dieser Straßennamenfindungsgeschichte im 20. Jahrhundert fand 1992 statt. In jenem Jahr stellte die SPD-Gemeinderatsfraktion den Antrag einer Umbenennung der Hindenburgstraße, wobei sie davon ausging, denselben „nicht besonders begründen zu müssen“. Eigentlicher Anlass war die Forderung, dem 1992 verstorbenen Bundeskanzler und SPD-Politiker Willy Brandt eine „repräsentative“ Straße zu widmen.¹⁵² Hier ergeben sich Parallelen zur Erstbenennung der Hindenburgstraße 1927. Damals war es ebenfalls darum gegangen, für einen von den Zeitgenossen hochgeschätzten Staatsmann eine hinsichtlich ihrer Bedeutung und Lage adäquate Straße zu finden. Der erwähnte Gemeinderat Freytag war deswegen für eine Umbenennung der Kaiser- und gegen die Neubenennung einer erst noch zu bauenden Straße gewesen, weil „noch Jahrzehnte vergehen können, bis dann die Namen

¹⁵⁰ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1954, § 87.

¹⁵¹ StadtA Rt., C 10 Gemeinderatsprotokolle 1952, § 266.

¹⁵² Reutlinger General-Anzeiger vom 23. Okt. 1992 sowie Schwäbisches Tagblatt vom 27. Okt. 1992.

zum Zug kommen und so sei die Wirkung verpufft.“¹⁵³ Im Falle des SPD-Antrags von 1992 kam es zu der bekannten Lösung, dass der Name der Hindenburgstraße beibehalten wurde, dafür aber der vom Karlsplatz an die Echaz verlegte neue Omnibusbahnhof seit 1993 Willy-Brandt-Platz heißt. 2005 und 2012 gab es erneute, wiederum erfolglose Umbenennungsanträge der Fraktion „Die Grünen und Unabhängigen“.

Hindenburg ist ein Paradebeispiel für eine umstrittene und polarisierende Persönlichkeit.¹⁵⁴ Die mehrfach aufflammende Straßennamensdiskussion in Reutlingen – und in vielen anderen Kommunen – zeigt dabei verschärft ein generelles Problem auf: Seit dem Beginn der amtlichen Straßenbenennung im 19. Jahrhundert ist der grundsätzliche Ansatz erkennbar, das jeweilige politische Selbstverständnis in den Namen repräsentativer Straßen und Plätze zum Ausdruck zu bringen. „Verewigt“ werden dabei die Namen jener Persönlichkeiten, die das gegenwärtige politische System verkörpern. Insofern ist für Reutlingen von der königlich-württembergischen Wilhelmstraße über die Kaiser- und Bismarckstraße, die Friedrich-Ebert- und Hindenburgstraße der Weimarer Republik bis hin zur Konrad-Adenauer-Straße und zum Willy-Brandt-Platz durchaus eine Kontinuität auszumachen: Im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte wurde hier ein illustrierender Kreis an Namen geschaffen, der gleichsam im Telegrammstil auf einen höchst kontrastreichen Verlauf deutscher Geschichte verweist. Besagte repräsentative Straßen und Plätze standen und stehen jedoch in nur begrenzter Anzahl zur Verfügung. Und während der Name einer solchen Lokalität zum Zeitpunkt der Benennung Ausdruck eines zeitgemäßen und modernen Denkens war, präsentiert er sich späteren Generationen mitunter als überholt und fragwürdig.¹⁵⁵ Vielleicht sollte man

¹⁵³ Reutlinger General-Anzeiger vom 1. Okt. 1927.

¹⁵⁴ So beschäftigt sich etwa in einem 2012 erschienenen Sammelband mit Aufsätzen zu „Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur“ Hans-Ulrich Thamer mit dem „Fall Hindenburg“ (Hans-Ulrich Thamer: Straßennamen in der öffentlichen Diskussion: Der Fall Hindenburg, in: Fragwürdige Ehrungen!? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur, hrsg. von Matthias Frese, Münster 2012, S. 251–264).

¹⁵⁵ Hans-Ulrich Thamer geht in seinem Beitrag (s. Anm. 154) davon aus, dass mit dem Bestehen eines Straßennamens der Wertorientierung, die zu dieser Namensgebung geführt hat, ein nachhaltiges Denkmal gesetzt ist und diese Wertorientierung dadurch lebendig erhalten wird. Unter dieser Prämisse ist für ihn – zu Recht – eine Umbenennung sämtlicher Hindenburgstraßen anzustreben. Andererseits sind Straßennamen als historische Denkmäler ihrer Zeit und der darin vorherrschenden Überzeugungen zu sehen, die in nicht wenigen Fällen kritisch beurteilt werden können und müssen. Solches gilt für die nationalkonservative und latent reaktionäre Popularität, die Hindenburg als der „Sieger von Tannenberg“ zum Zeitpunkt der Straßenbenennung 1927 unter anderem in Reutlingen besessen hat. Es trifft ebenso zu für die ab 1871 aufkommende Verehrung Kaiser Wilhelms I., der noch 1849 als Kron- bzw. als „Kartätschenprinz“ den demokratischen Aufstand in Baden und in der Pfalz blutig niedergeschlagen hatte. Im letzten Fall wird offenkundig, dass die in der historischen Rückschau sehr deutlich auszumachenden politischen Fehlurteile vergangener Generatio-



1895 erhielt die neu angelegte Verbindungsstraße von Reutlingen zur „Fabrik Ulrich Gminder“ bei Betzingen den Namen der Unternehmerfamilie. Fünf Jahre später wurde die ebenfalls dorthin führende Bantlinstraße nach einer weiteren alteingesessenen Reutlinger Familie benannt.

Benennungen dieser Art gleichsam als historische Zeugnisse ihrer Epoche betrachten und sich durch sie herausfordern lassen, auch „Denkmäler“ dieser Art immer wieder kritisch zu hinterfragen.

Entsprechenden im Gemeinderat artikulierten Umbenennungsanträgen steht jedenfalls der bereits mehrfach genannte verwaltungstechnische Anspruch gegenüber, dass Straßennamen dauerhaft gültig sein sollten. So waren im Zusammenhang mit der Umbenennung bestehender Straßen nach Hindenburg und Ebert bereits im Oktober 1927 vom Tiefbauamt einschlägige Gegenargumente aufgelistet worden: Hierbei müssten nämlich 1. neue Messurkunden aufgestellt, 2. die Stadtpläne geändert, 3. das Grundbuch berichtigt und 4. vorhandene Straßentafeln ersetzt werden. Des Weiteren heißt es: „Dazu kommen noch die Änderung des Adressbuches, Telephonbuches usw. und nicht zuletzt die Änderungen, die den Gebäudebesitzern, namentlich Geschäften erwachsen (Änderung der Firmenschilder, Geschäftspapiere usw.).“ Dies sind Argumente, die bis heute nichts von ihrer Gültigkeit bzw. auch kostenträchtigen Relevanz eingebüßt haben. Bezeichnend für das Selbstverständnis der Verwaltung in den 1920er Jahren war es jedoch auch, dass in diesem Zusammenhang kategorisch gefordert wurde, dass Straßenbenennungsvorschläge „immer vom Tiefbauamt ausgehen müssen“.¹⁵⁶ Dies war bereits zur damaligen Zeit eine überholte, obrigkeitstaatlich anmutende Grundhaltung.

nen Fakt sind. Eine Umbenennung der Reutlinger Kaiserstraße wäre vom demokratischen Standpunkt aus heute möglicherweise konsequent wie gleichzeitig der müßige Versuch, ein „besseres“ historisch-politisches bzw. moralisches Bewusstsein den Straßennamensgebern von 1888 hinterherzutragen.

¹⁵⁶ StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 41/2.

Zu Recht hatte der Gemeinderat in der Straßennamensdiskussion 1927 auf eine größere Möglichkeit der Einflussnahme gedrängt.

Die Straßen, die nach Politikern benannt sind, machen auch in Reutlingen nur einen kleinen Teil in der großen Gruppe der Personenstraßennamen aus, die in nicht wenigen Fällen gebietsweise vergeben sind. So besteht beispielsweise im Süden des Kernstadtgebietes unter anderem mit Heine und Hesse eine relativ große Dichte deutscher Literaten; Richtung Burgholz begegnen dem Passanten mit Beethoven, Bach, Bruckner und Co. ganz geballt Musikernamen; im Wohngebiet Voller Brunnen hat man etwa mit Ferdinand Porsche, Max Eyth und Robert Mayer Erfinder, Techniker und Naturwissenschaftler verewigt und, als jüngstes Beispiel, im Schafstall 1991 mit Leni Matthaei, Maria Rupp und Laura Schradin nicht zuletzt bedeutende Reutlingerinnen. Personenstraßennamen sind demnach auch in Reutlingen weit verbreitet und zumeist völlig unproblematisch, solange es sich um Menschen handelt, die unbestritten zu den bedeutenden Persönlichkeiten unseres Kulturkreises zählen, über deren herausragendes und positives Wirken also ein gesellschaftlicher Konsens besteht.

Damit diese Voraussetzungen erfüllt sind und die Vergabe von Personenstraßennamen nicht zum müßigen und polarisierenden Lokalpolitikum oder gar zur Spielwiese persönlicher Eitelkeiten gerät, hatte in Baden-Württemberg bereits der erste Runderlass des Innenministeriums von 1955 über die Ausführung der Gemeindeordnung geregelt, dass „keine Namen lebender Persönlichkeiten verwendet werden sollen“.¹⁵⁷ Ohne entsprechende Reglementierungen war man in Reutlingen bereits 1842/43, in der hiesigen „Geburtsstunde“ umfassender kommunaler Straßennamensgebung, wie von selbst diesem Grundsatz gefolgt. Lediglich ein Vorschlag hatte seinerzeit darauf abgezielt, die Gasse zwischen Wilhelm- und Kanzleistraße nach dem damals 82-jährigen Juristen und Publizisten Johann Jakob Fezer, der nicht wenige Widersacher in der Stadt gehabt hatte, zu benennen. Sie erhielt stattdessen den Namen „Begerstraße“ – der Amtsbürgermeister Matthäus Beger hatte bereits im 17. Jahrhundert gelebt. Die erste bürgerliche Person, nach der in Reutlingen eine Straße schon zu Lebzeiten benannt wurde, war der 1809 geborene Prediger und Sozialreformer Gustav Werner. Die Stadtchronik des Jahres 1883 berichtet hierzu: „Zu einem besonderen Festtag war dieses Mal

¹⁵⁷ Gemeinsames Amtsblatt des Landes Baden Württemberg (GABl.) 1955, S. 467. StadtA Rt., Hauptamt Az. 621–70 ff. (Acc. 2001/19) enthält einen Ausschnitt aus dem Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 19. Febr. 1953 zur Empfehlung des Stuttgarter Gemeinderats, öffentliche Straßen, Plätze und Brücken nicht nach lebenden Persönlichkeiten zu benennen. Der Reutlinger Gemeinderat hat im Übrigen mit Beschluss vom 25. März 2003 bezüglich der „Benennung oder Umbenennung von Straßen, Wegen und Plätzen nach Bürgerinnen und Bürgern bzw. nach Stadträtinnen und Stadträten“ festgelegt, dass „der Zeitraum zwischen dem Todestag und dem Beschluss über die Benennung einer Straße nach der betreffenden Persönlichkeit mindestens 2 Jahre betragen soll.“



Die an Gebäuden befestigten Emailleschilder („Grund schwarz, weiße römische Schrift“) gab das Tiefbauamt in den 1920er und 1930er Jahren bei Emaillierwerken in Offenburg und Schramberg in Auftrag. Als Muster diente die hier abgebildete Zeichnung. Die damalige „Degerschlachter Straße“ wurde 1954 in „Emil-Adolff-Straße“ umbenannt.

der Geburtstag, 12. März, des edlen Menschenfreundes Werner vom Bruderhause ersehen, mit welchem die Einweihung des Kinderhauses verbunden wurde. [...] Vater Werner gab in längerer ergreifender Rede einen Überblick über sein seitheriges Wirken [...]. Als Vater Werner sein weiteres Gottvertrauen in einem Dankgebet ausgesprochen hatte, beglückwünschte ihn Herr Oberbürgermeister Benz in seinem und dem Namen des Gemeinderats hiesiger Stadt, wobei er dem hochverdienten Mitbürger, als besondere Ehrung, mitteilte, die am Hause vorbeiführende Straße werde fernerhin den Namen Wernerstraße führen.“¹⁵⁸

Ein anderes Beispiel verdeutlicht die Problematik dieses Vorgehens. Hier handelte es sich – im Gegensatz zu Gustav Werner – um eine Person, deren offenkundige Wertschätzung durch die Zeitgenossen in einem krassen Missverhältnis zu ihrem seither stark verblassten Bekanntheitsgrad steht: 1892 wurde der Marienweg in der Tübinger Vorstadt nach Marie Friederike Bobrzyk, geborene Dorner, benannt. 1892 war Marie Bobrzyk 32 Jahre alt gewesen. Wie sie zu dieser Ehrung kam, schildert ebenfalls die Stadtchronik: „Am 15. August war das Richtfest der vom Bau- und Sparverein an der Tübinger Straße erbauten ersten 7 Häuser. Diese Doppelhäuser bilden den stattlichen Anfang einer neuen Straße, welche der Ausschuss zu Ehren der Gattin des verdienten Vorstandes des Vereins A. W. Bobrzyk Marienweg benannte.“¹⁵⁹ August Wilhelm Bobrzyk stand damals in seinem 48. Lebensjahr; Marie Friederike war seine dritte Ehefrau.¹⁶⁰ Die Lebenserinnerungen eines Mitarbeiters der Firma Bantlin enthalten schließlich den Hinweis, dass

¹⁵⁸ Fehleisen (wie Anm. 92), S. 189. Kraft Gemeinderatsbeschluss von 1928 (§ 69) erfolgte die Umbenennung der „Wernerstraße“ in „Gustav-Werner-Straße“.

¹⁵⁹ Fehleisen (wie Anm. 92), S. 294. Kraft Gemeinderatsbeschluss von 1902 (§ 397) erfolgte die Umbenennung in Marienstraße.

¹⁶⁰ StadtA Rt., Standesamt: Familienregister Bd. 17, S. 215.

auch die Benennung der Eberhardstraße einen ähnlichen Hintergrund gehabt haben soll. Der Straßenzug wandelte sich nach dem Abbruch des Kinderhauses der Gustav-Werner-Stiftung 1991 von einer weitgehend unbeachteten Neben- zu einer vielspurigen und vielbefahrenen Bundesstraße und war offensichtlich rund ein Jahrhundert zuvor nach Eberhardine, der 1891 verstorbenen Ehefrau des Lederfabrikanten und Gemeinderats Christian Bantlin (1825–1903) benannt worden. Das Ehepaar Bantlin hatte vor der Straßenanlegung Mitte der 1890er Jahre dort ein Grundstück mit Gartenhaus und Laube besessen.¹⁶¹

Auch zwei Reutlinger Oberbürgermeistern wurde die Auszeichnung zuteil, schon zu Lebzeiten für einen Straßennamen Pate gestanden zu haben. Im Jahr 1900 benannte der Gemeinderat einen – wie die Marienstraße ebenfalls in der Tübinger Vorstadt gelegenen – sehr kurzen Straßenzug nach dem 1898 aus Gesundheitsgründen zurückgetretenen und 1907 verstorbenen Dr. Carl Julius von Benz, der 1883 die Benennung der Wernerstraße vollzogen hatte.¹⁶² Einen Schritt weiter ging man bei dessen Nachfolger, Karl Emil Hepp, Stadtvorstand von 1898 bis 1929. Der Reutlinger Gemeinderat beschloss 1908 zur Erinnerung an die 1907 vollzogene Eingemeindung Betzingens und in Würdigung der Verdienste des Herrn Oberbürgermeisters, die – offensichtlich in Ergänzung zur parallel verlaufenden Tübinger Straße als solche bezeichnete – „hintere Verbindungsstraße“ zwischen Reutlingen und Betzingen „Heppstraße“ zu nennen. Der Oberbürgermeister hatte bei diesem Tagesordnungspunkt die Sitzung verlassen.¹⁶³

Eine weitere Ausnahme von der Gepflogenheit, dass das Reutlinger Kommunalparlament auch vor einer amtlichen Verordnung Straßenbenennungen nach lebenden Persönlichkeiten eher vermieden hat, sei abschließend vorgestellt: Am 26. Juni 1952 beschloss der Gemeinderat, dem in Montagnola in der Schweiz lebenden Dichter Hermann Hesse (1877–1962), der am 2. Juli seinen 75. Geburtstag feiern konnte, nicht nur zu gratulieren. Vielmehr sollten auch die bisherigen – so der Benennungsvorschlag des Bürgermeisteramts an den Gemeinderat – „Feldwege Nr. 28 und 305, das heißt die Straße von der Alteburgstraße bis zum Schützenhaus im Markwasen“ neu benannt werden. Im offiziellen Anschreiben an Hesse liest sich das dann so: Der Reutlinger Gemeinderat habe einstimmig beschlossen, „einer großen, vom Stadtgebiet zu

¹⁶¹ StadtA Rt., S 2 Sammlung zur Personen- und Familiengeschichte Nr. 146, Johannes Rösch (1869–1952): „Erinnerungen an das Haus Bantlin“, S. 2 sowie Amt für Stadtentwicklung und Vermessung der Stadt Reutlingen, Messurkundenheft 1895, S. 454 f. Die Adressbücherläuterungen ab der Ausgabe 1928 verweisen als Namensspate dagegen auf den in Württemberg nicht zuletzt dank Kerners Gedicht „Preisend mit viel schönen Reden“ sehr populären Herzog Eberhard von Württemberg (1445–1596).

¹⁶² StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1900 (Ergänzungsdokumentation), § 510.

¹⁶³ StadtA Rt., Gemeinderarchiv Betzingen Nr. 663.



Die städtischen Akten zur Straßenbenennung enthalten auch bemerkenswerte Autographen: So bedankte sich etwa Hermann Hesse 1952 bei Oberbürgermeister Oskar Kalbfell für „die Benennung Ihrer neuen Straße mit meinem Namen“. Der Brief mit der Reproduktion einer Federzeichnung von Gunter Böhmer wurde im Gemeinderat am 24. Juli verlesen.

schönen Kultur-, Sport- und Erholungsstätten im Reutlinger Markwasen führenden Straße den Namen ‚Hermann-Hesse-Straße‘ zu geben.“¹⁶⁴

Für das Zustandekommen dieses Straßennamens war mit Sicherheit ein weiterer Schriftsteller ausschlaggebend, der in Reutlingen geboren und aufgewachsen war und den mit Hermann Hesse insbesondere eine kurze und intensive Jugendfreundschaft ab 1897 sowie eine gemeinsame Zeit in Gaienhofen am Bodensee bis 1912 verband: Ludwig Finckh (1876–1964). Nach ihm war 1926, zu Zeiten, als sein Stern als renommierter Literat bereits im Versinken war, unter der Achalm ebenfalls eine Straße benannt worden.¹⁶⁵ In Reutlingen stand er jedoch, auch in der Kalbfell-Ära ab 1945, noch in beachtlichem Ansehen. In nicht uneigennützig Weise war er im hohen Alter darum bemüht, mit zahlreichen Publikationen seine einstige enge Verbundenheit mit dem Literaturnobelpreisträger von 1946 nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Beirrt hat ihn dabei auch nicht, dass Hesse sich seit der Zeit des Ersten Weltkriegs von Finckhs deutschnationalen und später auch teilweise nationalsozialistischen Überzeugungen mit Nachdruck distanzierte. In der offiziellen Begründung der Stadt für die Straßenbenennung von 1952 kommen die genannten persönlichen Beziehungen und Interessen nicht zur Sprache. Dass sie dennoch eine Rolle spielten, kann dem Antwortschreiben Hesses entnommen werden, mit dem dieser sich – trotz der über ihn hereinbrechenden Gratulationsflut – noch im Juli an Oberbürgermeister Kalbfell wandte, der „namens des Gemeinderats“ dem Dichter die „herzlichsten Glück- und Segenswünsche“ übermittelt und die Straßenbenennung mitgeteilt hatte. Hesse schrieb: „Hochgeschätzter Herr Oberbürgermeister! Haben Sie Dank für Ihren Brief vom 26. Juni. Die mir zugedachte Ehrung durch die Benennung Ihrer neuen Strasse mit meinem Namen erinnert mich der Zeiten, da ich als Knabe einst kurze Zeit in Ferien beim Kaufmann Finckh am Marktplatz war und den Lichtenstein zum erstenmal besuchte, und dann an meine späteren Besuche in der Gartenstrasse im Elternhaus meines Freundes Ludwig Finckh. Obwohl ich mich der Ehre nicht recht würdig fühle, spreche ich Ihnen und dem Gemeinderat dafür meinen Dank aus, und wünsche der lieben alten Stadt Reutlingen Frieden und Gedeihen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Hermann Hesse“.

Auch wenn mit der Hermann-Hesse-Straße besagter Grundsatz zur Straßenbenennung ein weiteres Mal ignoriert worden war, so bescherte er doch der städtischen Registratur einen persönlichen Brief sowie eine Autogrammkarte von Hermann Hesse. Heute zählen diese ebenso zu den Beständen des Stadtarchivs wie Hesses Manuskript zu „Unterm Rad“, das er in jungen

¹⁶⁴ StadtA Rt., Hauptamtsregistratur Az. 621–71: Benennung von Straßen, Wegen und Plätzen A–Z.

¹⁶⁵ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1926 (Ergänzungsdokumentation), § 117.

Jahren Ludwig Finckh geschenkt hatte und das dieser 1959 an Oskar Kalbfell übergab.¹⁶⁶

3.3 Straßenenennung nach dem „Führerprinzip“ 1933–1945

Wenn Hermann Hesse der Stadt Reutlingen im Jahr 1952 „Frieden und Gedeihen“ wünschte, tat er dies vor dem Hintergrund der Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Dieser Abschnitt der Stadtgeschichte hat auch in speziellen Straßennamen seinen Niederschlag gefunden, die ab 1933 eingeführt und 1945, beim Versuch einer umfassenden „Entnazifizierung“ des öffentlichen Raums, wieder aufgehoben wurden.¹⁶⁷ Es handelte sich dabei um ein rundes Dutzend Namen, und zwar – von einer Alemannenstraße und dem Platz der SA abgesehen – ausschließlich um Personennamen: nämlich Vertreter der nationalsozialistischen Bewegung oder Persönlichkeiten, die von den Nationalsozialisten als ihre „Vorkämpfer“ in Anspruch genommen wurden. Gerade im sogenannten „Dritten Reich“ wurde der Straßenenennung generell als Demonstration politischer Weltanschauung und insbesondere 1933 der Machtergreifung eine wichtige Bedeutung beigemessen. Die erste und größte Umbenennungsaktion in Reutlingen fand am 18. April 1933 statt – also keine drei Wochen nach dem am 31. März verkündeten Gleichschaltungsgesetz und der daraufhin durchgeführten Auflösung der demokratisch gewählten Gemeinderatsgremien. Bemerkenswerterweise hat es sich bei den neuen Straßennamen um eine beispiellos große Anzahl politisch motivierter Umbenennungen gehandelt. Es war eine Facette der NS-Willkürherrschaft ab 1933, dass sie weder auf administrative noch kommunalparlamentarische Bedenken stießen bzw. stoßen konnten. Stattdessen wurden sie gleichsam nach jenem „Führerprinzip“ verordnet, das die Deutsche Gemeindeordnung von 1935 auch als Grundsatz der Kommunalverwaltung definieren sollte.

Die Festlegung der ersten fünf „nationalsozialistischen“ Straßennamen am 18. April 1933 belegt beispielhaft, wie es der NSDAP gelungen war, bereits rund zwei Monate nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 31. Januar ihren totalen Machtanspruch bis hinab auf die kommunale Ebene durchzusetzen. Bezeichnenderweise ist diese Umbenennung nicht in einem Protokoll des aufgelösten Gemeinderats dokumentiert, der in „gleichgeschalteter“ Besetzung dann erstmals am 4. Mai tagen sollte.¹⁶⁸ Die neuen Namen

¹⁶⁶ StadtA Rt., S 208 Nr. 193: Texte zu der Vitrinenausstellung des Stadtarchivs „Hermann Hesse (1877–1962) im Stadtarchiv Reutlingen“.

¹⁶⁷ StadtA Rt., Informations du Gouvernement Militaire de Reutlingen. [...] Amtliche Bekanntgaben für Stadt und Kreis Reutlingen Nr. 10 (1. Juni 1945).

¹⁶⁸ Manfred Maul-Ilg: Machtübernahme und Gleichschaltung auf lokaler Ebene, in: Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit (hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv), Reutlingen 1995 (künftig: Reutlingen 1930–1950), S. 47 f. u. 54.



Links: Der totalitäre Machtanspruch der Nationalsozialisten offenbarte sich auch in Reutlingen in einer bereits am 18. April 1933 verfügten Umbenennungsaktion: Fünf Straßen, von denen drei in den 1920er Jahren nach verstorbenen Politikern der Weimarer Republik benannt worden waren, erhielten die Namen von Repräsentanten der NS-Bewegung. Hier die Bekanntmachung im Reutlinger Amtsblatt. – *Rechts:* Als sichtbares Zeichen für das Ende der NS-Diktatur wurde in den „Mitteilungen der Militärregierung in Reutlingen“ vom 1. Juni 1945 die Aufhebung nationalsozialistischer Straßennamen publiziert.

wurden stattdessen im „Amtsblatt für Reutlingen“ vom 19. April „verfügt“, nachdem sie tags zuvor bereits der Lokalpresse zu entnehmen waren. Eine entsprechende Anordnung ist unterzeichnet vom damaligen Reutlinger Oberbürgermeister Dr. Haller, der 1929 gewählt worden war. Haller handelte auf der Grundlage eines Gesetzes des württembergischen Staatsministeriums vom 6. April, wonach „bis zur Neubildung des aufgelösten Gemeinderats der Ortsvorsteher die Gemeinde vertritt“. Die Initiative zur Straßenumbenennung ging jedoch nicht von Haller aus. Dieser hatte vielmehr „auf Antrag des Herrn Polizeisonderkommissars sowie des Herrn Sonderkommissars des Stahlhelms“ gehandelt. Der Oberbürgermeister machte sich somit zum Erfüllungsgehilfen jener von der NSDAP eingesetzten Männer, die – wiewohl ihre Zuständigkeiten nicht immer klar umrissen waren – seit März die Gleichschaltung der Länder und Gemeinden nicht zuletzt durch Verhaftung und Verfolgung politischer Gegner betrieben. Die Reutlinger Tageszeitungen hatten in diesem Zusammenhang Anfang April die „Aufstellung“ von NSDAP-Kreisleiter Huber und SA-Standortführer Schumacher zu Sonderkommissaren „für Reutlingens Bezirk“ publiziert.¹⁶⁹ Außerdem war in der Ausgabe des Reut-

¹⁶⁹ Ebd., S. 49 f.

linger General-Anzeigers vom 18. April unterhalb der Mitteilung zur Straßenumbenennung die „Berufung“ von Stahlhelmführer Hauptmann a. D. von der Linde zu einem ehrenamtlichen Sonderkommissar „für mehrere Oberämter unseres Gebiets“ verkündet.

Wie sehr der nationalsozialistische Wille zur uneingeschränkten Machtübernahme 1933 von den Zeitgenossen teilweise krass unterschätzt wurde, belegt die Haltung von Oberbürgermeister Haller. In einer Mitteilung an das Tiefbauamt vom 18. April ist unter Punkt 2 die Verfügung zur Straßenumbenennung aufgeführt. Wie unwichtig sie ihm offensichtlich gewesen ist, zeigt der Kontext: Punkt 1 ist die Anweisung, eine ausgerissene Verbotstafel hinter seinem Grundstück wieder ordnungsgemäß befestigen zu lassen, bei Punkt 3 ging es um den Ersatz für einen „verwitterten Nistkasten ohne Deckel“ an einem Kastanienbaum beim Heim des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Vereins (D.H.V.).¹⁷⁰ Haller hatte die Machtübernahme als braunen Spuk und vorübergehende Erscheinung missverstanden. Er ging davon aus, sich als Oberbürgermeister behaupten zu können, indem er sich den Funktionären der Partei als williger und gefügiger Helfer andiente. Das war jedoch ein Irrtum: Durch Reichsstatthalter Murr wurde Haller im September des gleichen Jahres in den Ruhestand versetzt. Im Oktober setzte Murr einen Parteigenossen als Nachfolger ein: Richard Dederer.¹⁷¹ Die Straßenumbenennungsepisode verdeutlicht, wie Haller, der die Entwicklung in Reutlingen taktisch geschickt zu nutzen versuchte, lediglich Spielball einer verhängnisvollen Entwicklung war.

Dabei stellte nicht nur die Art und Weise der Umbenennung etwas frappierend Neues dar: Sowohl die ersetzten wie auch die neuen Straßennamen von 1933 waren ein deutliches Signal für den totalitären Machtanspruch der Nationalsozialisten. Zum einen wurden gezielt Benennungen nach herausragenden Politikern der Weimarer Republik aufgehoben: so die Ebert-, die Stresemann- und die Rathenaustraße, benannt nach Reichspräsident Friedrich Ebert (1871–1925), dem Reichskanzler und Außenminister Gustav Stresemann (1878–1929) sowie Walter Rathenau (1867–1922), der als Außenminister 1922 den Vertrag von Rapallo mit der Sowjetunion abschließen und dadurch die politische Isolierung Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg durchbrechen konnte, im selben Jahr jedoch zum Opfer rechtsextremistischer Attentäter wurde.¹⁷² Die „alten“ Straßennamen der 1920er Jahre machten einem für Reutlinger Verhältnisse beispiellosen Personenkult insbesondere für Spitzen-

¹⁷⁰ StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 41/2.

¹⁷¹ Reutlingen 1930–1950 (wie Anm. 168), S. 57 u. 59.

¹⁷² StadtA Rt., Auszüge aus Gemeinderatsprotokollen, 1927 § 927 („Ebertstraße“), 1928, § 11 („Rathenaustraße“) und 1929, § 1395 („Stresemannstraße“), in: Tiefbauamt Nr. 41/2. Die Schreibweisen „Walter-Rathenau-Straße“ und „Friedrich-Ebert-Straße“ wurden 1945 und 1954 festgelegt.

funktionäre der NS-Bewegung Platz. Hier wie in anderen deutschen Städten sollten der „Führer“ Adolf Hitler sowie Hermann Göring, der im Mai 1933 zum Reichsstatthalter in Württemberg berufene Wilhelm Murr und außerdem Stahlhelmgründer Franz Seldte zu Lebzeiten im Straßensbild verewigt werden. Mit Dietrich Eckart (1868–1923) wurde im April 1933 schließlich noch ein politisch-literarisches Idol Adolf Hitlers gewürdigt.

Was Partei- und Führerkult anlangt, ließ sich lediglich bei der Auswahl der Straßen noch eine gewisse Zurückhaltung erkennen: Vier der fünf umbenannten Straßenzüge lagen an der damaligen Peripherie der Stadt, so dass sich der Verwaltungsaufwand in puncto Änderung von Straßenschildern, Stadtplänen und Grundbüchern in überschaubaren Grenzen hielt. Die Ausnahme ist auch hier bezeichnend: Für den „Führer“ Adolf Hitler wurde gezielt ein zentral gelegener und repräsentativer Straßenzug gewählt: nämlich die Planie. Dieser Namenstausch war in exakt der gleichen Form in Stuttgart bereits am 21. März vollzogen und dort von Staatskommissar Strölin mit den Worten kommentiert worden: „Wir haben den Namen Adolf Hitler ins Herz der Stadt eingebrannt.“¹⁷³ Dies war auf diese Art landauf und landab, bis hinunter in kleinste Gemeinden geschehen. In Reutlingen hat man sich in den Folgejahren um eine Neugestaltung der Planie als der ältesten öffentlichen Grünanlage der Stadt bemüht und der Verwaltungsbericht aus dem Jahr 1937 ergeht sich in einer relativ ausführlichen Schilderung von deren Schönheit: „Wie hat vor 1935 die Adolf-Hitler-Straße ausgesehen? Und jetzt! Verschwunden sind die eingetretenen Brezelwege innerhalb der Anlage, verschwunden ist der gußeiserne Musikpavillon und die störenden Tannen. Der grüne Rasen zeigt eine eindrucksvolle Flächenwirkung [. . .].“¹⁷⁴

Hatte die Aufhebung von Straßenbenennungen nach Politikern der Weimarer Republik 1933 eine primär antidemokratische Stoßrichtung, so lassen sich aus den nachfolgenden Straßenum- und -neubenennungen antisemitische und militaristische Tendenzen ablesen. Wiewohl auch deren Objekte zumeist recht kurze Straßenzüge am Rande des Stadtgebiets gewesen sind, waren sie doch bezeichnend: Die Namen der im Sinne der NS-Propaganda als „jüdisch“ diffamierten Literaten Berthold Auerbach und Heinrich Heine mussten 1934 und 1935 einer „Alemannen-“ und einer „Horst-Wessel-Straße“ weichen. Mit dem preußischen Militärreformer Gneisenau sowie dem U-Boot-Kapitän des Ersten Weltkriegs Paul König kamen schließlich Militärs zum Zug.¹⁷⁵ 1937 wurde zudem der Karlsplatz in „Platz der SA“ umbenannt. Außerdem hatte

¹⁷³ Poguntke, Braune Feldzeichen (wie Anm. 6), S. 24.

¹⁷⁴ StadtA Rt., Dienstbibliothek Nr. 1404 K: Die Verwaltung der Stadt Reutlingen, Reutlingen (Karl Schumacher, Formular-Verlag) 1937 (künftig: Verwaltungsbericht 1937), S. 30.

¹⁷⁵ Adreßbuch der Stadt Reutlingen 1937, III. Teil, S. 15 u. 129 sowie StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 41/2. Nur für die Horst-Wessel-Straße ließ sich in der durch Kriegszerstörungen nachhaltig dezimierten Überlieferung im Stadtarchiv für die Zeit insbesondere der NS-Diktatur ein exakt datierbarer Benennungsbeschluss ermitteln. 1976 wurde im Zuge der Straßen-



1935 verfügte Reutlingens NS-Oberbürgermeister Dr. Dederer die Umbenennung der „Heinestraße“ in „Horst-Wessel-Straße“. Der Name des wegen seiner jüdischen Herkunft diffamierten deutschen Schriftstellers (1797–1856) musste dem eines 1930 getöteten SA-Führers weichen.

man bereits 1933 Leo Schlageter, einem 1923 durch ein französisches Militärgericht wegen Sabotageaktionen im Ruhrgebiet zum Tode verurteilten Freikorpskämpfer, sowie dem Dichter Hanns Johst eine Straße gewidmet.¹⁷⁶ Letzterer – von 1935 bis 1945 Präsident der Reichsschrifttumskammer – hatte 1933 das Leben Schlageters dramatisiert, der in diesem Stück zum „ersten Soldaten des Dritten Reiches“ hochstilisiert wurde. In Reutlingen hatten Schauspieler der „Deutschen Bühne“, als Nachfolgerin der „Württembergischen Volksbühne“, das Theaterstück am 22. Juni 1933 in der Bundeshalle zur Aufführung gebracht.¹⁷⁷

Die ideologisch geprägten Straßenbenennungen zwischen 1933 und 1945 waren die eklatante Unterbrechung einer kommunalparlamentarisch legitimierten Namensgebung, die in Reutlingen seit dem Beginn der amtlichen Straßenbenennung 1843 praktiziert wurde. Straßennamen sind seither grundsätzlich kraft mehrheitlicher Entscheidung des Kommunalparlaments „beschlossen“ worden. Im „Dritten Reich“ dagegen wurden Straßennamen „verfügt“ oder „bestimmt“. Auf der Grundlage der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 war für eine Stadt wie Reutlingen festgelegt, dass ein parteiberufener „Oberbürgermeister“ gleichsam als kommunaler „Führer“ sogenannte „Entschlüsse“ traf. Solche Entschlüsse konnten, wie beispielsweise im Falle einzelner Straßennamen, auch getroffen werden, ohne dass eine vorherige Beratung mit den „Ratsherren“ stattfand, wobei Letztere ebenfalls nicht mehr gewählt, sondern vom Beauftragten der NSDAP „berufen“ wurden und ausschließlich als „Berater des Bürgermeisters“ fungierten.¹⁷⁸

namenbereinigung nach den Eingemeindungen 1971–1975 in Reutlingen-Rommelsbach die bisherige Lindenstraße in Alemannenstraße umbenannt.

¹⁷⁶ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokolle 1933 (Ergänzungsdokumentation), § 446 u. 806.

¹⁷⁷ Reutlinger General-Anzeiger und Schwarzwälder Kreiszeitung vom 23. Juni 1933.

¹⁷⁸ Reichsgesetzblatt 1935 Teil I, S. 53 u. 55 f. (DGO §§ 32, 48, 51, 55). Siehe hierzu auch Friedrich Kiefer, Carl Schmid: Kommentar zur Deutschen Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935, Stuttgart und Berlin (W. Kohlhammer Verlag) 1937, v. a. S. 185, 190 u. 595.

Ein nahezu formvollendetes Paradebeispiel einer solchen oberbürgermeisterlichen „EntschlieÙung“ aus der Zeit der NS-Diktatur datiert auf den 6. November 1937: Es handelt sich um die Bestimmung, den Karlsplatz in „Platz der SA“ umzubenennen – eine EntschlieÙung, die in diesem Fall allerdings nicht Oberbürgermeister Dederer selbst, sondern sein Vertreter, Bürgermeister Georg Allmendinger, unterzeichnet hat. Hervorzuheben ist, dass die Umbenennung eines zentralen Platzes der Stadt auf Antrag des SA-Standortführers durchgeführt wurde: Das war mit Karl Schumacher jene ParteigröÙe, die, wie oben ausgeführt, 1933 nicht zuletzt als „Sonderkommissar“ die Gleichschaltung Reutlingens betrieben hatte. Obwohl die Verordnung des Reichsministers des Innern vom 1. April 1939 zur Deutschen Gemeindeordnung die Benennung von Straßen, Plätzen und Brücken erstmals explizit als Aufgabe der jeweiligen Gemeinde definieren sollte, war gerade im „Dritten Reich“ die kommunale Hoheit in Sachen Straßenbenennung de facto so eingeschränkt wie nie zuvor – der totalitäre Machtanspruch der NSDAP degradierte die Stadtverwaltung zum Ausführungsorgan der Staatspartei.¹⁷⁹ Mit der Entscheidung, im Zentrum der Stadt einen „Platz der SA“ zu schaffen, folgte Reutlingen im Übrigen erneut dem Vorbild der Landeshauptstadt: Dort hatte Oberbürgermeister Strölin im Juli 1937 den Marienplatz umbenannt.¹⁸⁰

Angesichts einer solch „effizienten“, weil völlig diskussionslosen Straßenumbenennung wie im Falle des Karlsplatzes 1937 relativiert sich die Belästigung, die bei der Durchsicht mancher Ratsprotokolle aus der Zeit der Weimarer Republik oder aus der Zeit nach 1945 bisweilen aufkommen mag. Die in einigen Fällen ausufernden Diskussionen um einzelne StraÙennamen stellen Ausnahmen dar. Wichtiger ist der Grundsatz, dass diese Namen in den Gemeinden von einem demokratisch gewählten Rat beschlossen werden – ein Gremium, das von den Nationalsozialisten als „unnützer Debattierclub“ diskreditiert und diffamiert worden war.¹⁸¹

Sehr bald nach der Besetzung Reutlingens durch die Franzosen am 20. April 1945 und dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden auch die ideologisch geprägten und ab 1933 „verfügten“ StraÙennamen der NS-Diktatur wieder aufgehoben. Diese „Zurück-Benennung“ wurde ebenfalls bestimmt, und zwar durch den von der französischen Militärregierung eingesetzten kommissarischen Oberbürgermeister Oskar Kalbfell. In der 10. Ausgabe der „Mitteilungen der Militärregierung in Reutlingen“ – dem neuen Reutlinger Amtsblatt – vom 1. Juni 1945 war unter der Überschrift „Alte StraÙen – alte Namen“ zu lesen: „Die Naziverbrecher, die uns statt eines tausendjährigen Reiches in Pracht und Herrlichkeit nur Not, Tod und unsagbares Elend gebracht haben, hatten es eilig, sich selbst in den Namen unserer StraÙen in Stadt

¹⁷⁹ Verordnung 1939 (wie Anm. 31).

¹⁸⁰ Poguntke, Braune Feldzeichen (wie Anm. 6), S. 67.

¹⁸¹ Paul Sauer: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Ulm 1975, S. 89.

und Land zu verewigen. Es war ein kurzes Zwischenspiel. Von jetzt an gelten wieder folgende Straßennamen: [...]“ Es folgte die Aufzählung von zwölf Straßen. Diese erhielten entweder ihre alten Bezeichnungen aus der Zeit vor 1933 zurück oder aber sie bekamen neue, gleichsam „entnazifizierte“ Namen. Drei dieser Straßenzüge hatten nämlich vor 1933 noch gar keinen Namen gehabt: die Schlageterstraße, der Hanns-Johst-Weg sowie der Gneisenauweg. Sie heißen seither An der Kreuzeiche, Wilhelm-Grimm-Weg sowie Griesweg.

Die wenigen weiteren zwischen 1933 und 1945 vorgenommenen Straßenenennungen in Reutlingen waren unverfänglich gewesen. Neubauten vor 1939 entstanden zumeist entlang bereits angelegter Straßenzüge und der Kleinsiedlungsbau zwischen Mähringer und Jettenburger Straße beispielsweise, auf den der städtische Verwaltungsbericht 1937 stolz verweist, zeitigte lediglich Namen wie „Im Holder“ oder „Im Gai“. ¹⁸² Die Eingemeindung von Sondelfingen im April 1939 machte dort eine umfassende Bereinigung notwendig: Um Doppelbenennungen innerhalb des Stadtgebiets zu vermeiden, erhielten im Dezember 1940 nahezu alle Sondelfinger Straßen neue Namen, die „dortigen Gewanden oder dem Volksmund entsprechend“ vergeben wurden. ¹⁸³ Mit dem ausdrücklichen Einverständnis der NSDAP-Kreisleitung wurden in diesem Kontext die dortige Adolf Hitler- und Wilhelm Murr-Straße in Schelmenreuteweg und Lindenäckerweg umbenannt. Dem gleichgeschalteten Sondelfinger Gemeinderat war es in seiner ersten Sitzung am 11. Mai 1933 noch ein Anliegen gewesen, mit dem ersten Tagesordnungspunkt Adolf Hitler eine Straße zu widmen und ebenso 1934 Reichsstatthalter Murr. ¹⁸⁴ Nach dem ersten Kriegsjahr war der diesbezügliche ideologische Eifer offensichtlich bereits deutlich abgeflaut.

3.4 Resümee

1955 verabschiedete der Landtag in Stuttgart die neue, 1956 in Kraft getretene Gemeindeordnung für Baden-Württemberg. Im Gegensatz zur reichseinheitlichen Gemeindeverfassung des NS-Staats handelt es sich bei den Gemeindeordnungen der föderalistisch aufgebauten Bundesrepublik Deutschland um Landesgesetze. In besagter Gemeindeordnung ist unter § 5 Absatz 4 festgelegt: „Die Benennung von bewohnten Gemeindeteilen (Ortsteile) sowie der innerhalb dieser dem öffentlichen Verkehr dienenden Straßen, Wege, Plätze und Brücken ist Angelegenheit der Gemeinden.“ ¹⁸⁵ Diese Festlegung steht in

¹⁸² Verwaltungsbericht 1937 (wie Anm. 174), S. 24.

¹⁸³ StadtA Rt., Stadtpflege II Nr. 1037 (Auszug aus der Niederschrift über die Beratung des Oberbürgermeisters mit den Verwaltungsbeiräten vom 13. Dez. 1940).

¹⁸⁴ StadtA Rt., Gemeindegarchiv Sondelfingen Nr. 396, S. 48 u. 223 f. (Gemeinderatsprotokolle §§ 30 u. 12).

¹⁸⁵ Gemeindeordnung Baden Württemberg in der Fassung vom 24.7.2000 (zuletzt geändert durch Gesetz vom 9. 11. 2010); zitiert nach: <http://dejure.org/gesetze/GemO>.



Seit mehr als eineinhalb Jahrhunderten entscheidet der Reutlinger Gemeinderat über die Benennung der örtlichen Straßen und Plätze. Die Aufnahme von 2010 zeigt den großen Sitzungssaal in dem zwischen 1962 und 1966 erbauten Rathaus der Stadt.

einem weitaus wichtigeren Kontext, nämlich der grundsätzlichen Definition des Begriffs „Gemeinde“. So heißt es in § 1 Absatz 1: „Die Gemeinde ist Grundlage und Glied des demokratischen Staates“ und Absatz 2 erhebt sodann die „bürgerschaftliche Selbstverwaltung“ zur Grundlage der Gemeindeverwaltung schlechthin. Die in § 5 genannte Straßenbenennung ist somit unmissverständlich Angelegenheit des demokratisch gewählten Gemeinderats, dem Hauptorgan der Gemeinde. Aus der Gemeindeordnung für Baden-Württemberg ist auch die Hauptsatzung der Stadt Reutlingen abgeleitet, in der diese Zuständigkeit des Gemeinderats noch einmal explizit und speziell für Reutlingen formuliert wird. Daran hat sich von der Erstfassung dieser Hauptsatzung aus dem Jahr 1956 bis zu ihrer jüngsten Fassung 2004 nichts geändert.¹⁸⁶

Gemeindeordnung und Hauptsatzung greifen somit eine bemerkenswerte, bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende kommunalpolitische Tradition und Verwaltungspraxis auf. Seit dem Beginn einer amtlichen Straßenbenennung im königlich-württembergischen Reutlingen sind die Straßennamen vom

¹⁸⁶ Vgl. hierzu Abschnitt „1.5 Gesetzlich geregelte Straßenbenennung im 20. Jahrhundert“ in diesem Beitrag.

hiesigen Gemeinderat beschlossen worden. Allerdings hatte das Ratsgremium im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert de facto eine eher akklamierende Funktion. Die Vorschläge der Verwaltung wurden abgesehen, ohne dass vom Gemeinderat erkennbare Benennungsinitiativen ausgegangen wären. Dies änderte sich in der Zeit der Weimarer Republik, als sich Forderungen mehrten, der Bürgervertretung ein größeres Gewicht einzuräumen. 1933 wurden diese Tendenzen abrupt beendet: Die Kommunalverfassung des Dritten Reichs beseitigte den demokratisch gewählten Rat. Sie erklärte zwar erstmals die Straßenbenennung nominell zur Hoheitsaufgabe der Gemeinden, die auf der Grundlage des Führerprinzips vom Bürgermeister bestimmten Straßennamen insbesondere für repräsentative Straßen und Plätze waren jedoch vornehmlich der Dominanz lokaler Parteigrößen geschuldet. Die Gemeindeordnung für Baden-Württemberg schließlich definiert seit Mitte der 1950er Jahre die Straßenbenennung als Bestandteil einer auf demokratischen und parlamentarischen Grundsätzen aufgebauten Kommunalverwaltung. Den Wert und die Bedeutung einer solchen konstitutionellen Regelung haben spätestens die Jahre 1933 bis 1945 deutlich gemacht, als diese parlamentarische Tradition diktatorisch unterbrochen worden war.

Der Ohmenhäuser Ehrenbürger Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888) Ein Leben zwischen Kirche und Kunst

Von Rainer Bunz

Vor rund sechzig Jahren, im Frühjahr 1949, hat die Gemeinde Ohmenhausen freiwillig auf ihre Selbständigkeit verzichtet und sich der benachbarten Stadt Reutlingen angeschlossen. Eine der sicher weniger beachteten Folgen dieses mutigen Schrittes, der Ohmenhausen zu einem Stadtteil Reutlingens machte, war die Erweiterung des illustren Kreises von bis dahin zwölf Reutlinger Ehrenbürgern. Fortan zählte zu ihnen auch der einzige Ehrenbürger von Ohmenhausen, der 1888 verstorbene Dr. Christian Gottlob Erhard Bunz, der von 1873 bis 1887 Pfarrer der evangelischen Gemeinde Ohmenhausen gewesen war. Unter den mittlerweile 21 zu Reutlinger Ehrenbürgern ernannten Persönlichkeiten – Männer allesamt mit zumeist wichtigen Funktionen in Staat, Stadt und Wirtschaft und klingenden Titeln wie Präsidenten, Direktoren, Oberbürgermeister – ist der Dorfpfarrer aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Ausnahme, auch deshalb, weil ein klares Bild von seiner Persönlichkeit die Zeit nicht überdauert hat. Obwohl er neben seinem Pfarrerberuf durchaus Beachtliches als Historiker und Schriftsteller leistete, war ihm doch nie der große Wurf eines Werkes gelungen, der das Interesse der Biografen auf sich gezogen hätte. So stößt man schnell an Grenzen, will man Genaueres über ihn auf den üblichen Wegen, d. h. in Nachschlagewerken oder im Internet, erfahren. Zwar keine Berühmtheit, ist es doch, allein wegen seiner Bedeutung für die Reutlinger Heimatgeschichte, lohnend, das Bild des Gottlob Bunz vom Staub der Geschichte zu befreien.

Elternhaus, Schule und Studium

Geboren wurde Gottlob Bunz am 15. Juli 1833 in Großbottwar als ältestes von sechs Kindern, je drei Söhnen und Töchtern, des Pfarrerehepaars Johann Gottlob Friedrich Bunz (1799–1856) und Johanne Christine Friederike geb. Völter (1803–1890). Der Vater kam aus einer wohlhabenden und traditionsreichen Weißgerberfamilie in Waiblingen, die Mutter aus einer Metzinger Lehrerfamilie, die seit bald 200 Jahren die Schulmeister in Metzingen gestellt hatte. Beide Eltern waren fest im pietistischen Milieu verankert. Der schon 1856 im Alter von 57 Jahren gestorbene Vater war ein enger Jugendfreund von Christian Gottlob Barth (1799–1862). Er stand dem Kreis um Ludwig Hof-



Dr. Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888). Fotografie, ca. 1860.



Der Vater Johann Gottlob Friedrich Bunz (1799–1856), Pfarrer in Großbottwar und Grunbach. Lithografie von Christian Siegmund Pfau, 1844.



Die Mutter Johanna Christiane Friederike Bunz geb. Völter (1803–1890). Fotografie, ca. 1880.

acker (1798–1828) nahe und gehörte als Vikar zu den zehn Mitgliedern einer von Christian Burk, einem Urenkel von Johann Albrecht Bengel, initiierten und zwischen 1823 und 1828 geführten pietistischen „Zirkularkorrespondenz“. Die Erziehung der Mutter war stark geprägt worden durch den im elterlichen Haushalt lebenden Hilfslehrer („Provisor“) Johannes Kullen (1787–1842), dessen Elternhaus in Hülben auf der Alb ein Zentrum des regionalen Pietismus und die Wiege der altpietistischen Gemeinschaft war. Nach seinem Weggang von Metzingen im Jahre 1819 sollte Kullen als Leiter der Knabenschule, später des Töchterinstituts in der neu gegründeten Brüdergemeinde Korntal eine führende Rolle spielen.

Nach der Versetzung seines Vaters an die Pfarrei Grunbach im Remstal im Jahre 1839 wurde Gottlob Bunz dort eingeschult. Zusätzlich zum Unterricht in der Dorfschule erhielt er vom Vater Privatunterricht in Latein und Fächern wie Rechnen, Erdkunde oder Geschichte zur Vorbereitung auf das Gymnasium. Im Herbst 1844 kam Gottlob Bunz als Internatsschüler in die von Grunbach etwa zehn Kilometer entfernte Erziehungsanstalt Stetten im Remstal, an der sein Onkel Daniel Völter (1814–1865) zu jener Zeit Geografie und



Der Bruder Nathanael Bunz (1838–1907), Bildhauer, Journalist und Zahntechniker in München. Fotografie, ca. 1870.



Die Schwester Christiane Friederike Katharina Bunz (1836–1910) verh. Mauz. Lithografie von Christian Siegmund Pfau, ca. 1855.

Geschichte unterrichtete.¹ Die im Stettener Schloss untergebrachte Bildungsstätte war 1831 als erstes Privatgymnasium Württembergs auf Betreiben des evangelischen Reformpädagogen und „schwäbischen Turnvaters“ Friedrich Wilhelm Klumpp (1790–1868) und zweier Stettener Bürger, des Pfarrers Dr. Joseph Benjamin Klaiber (1795–1836) und des Hofkammeralverwalters August Philipp Friedrich Wilhelm Wiedersheim (1790–1872), entstanden. Die pietistischen Gründer hatten mit dieser Einrichtung, dem Vorläufer des 1850 gegründeten Privatgymnasiums in Stuttgart, einen Gegenentwurf zu den staatlichen Gymnasien beabsichtigt, der auf der Grundlage einer dezidiert christlichen Bildung humanistische und naturwissenschaftliche Fächer eng miteinander verbinden sollte.

¹ Daniel Völter hatte in Tübingen Theologie studiert. 1849 wurde er als Lehrer, später mit dem Titel Professor, an das königliche Schullehrerseminar in Esslingen berufen, wo er bis zu seinem Tod Geografie, Geschichte und deutsche Sprache unterrichtete. Er ist Verfasser zahlreicher geografischer Lehrbücher und Abhandlungen. Vgl. Jürgen Espenhorst: Daniel Völter (1814–1865), Professor am Esslinger Lehrerseminar – der Vater des Atlas-Grüns?, in: Esslinger Studien 43 (2004), S. 125–140.

Der Eintritt in die Erziehungsanstalt Stetten markierte den Abschied des jungen Gottlob Bunz vom Elternhaus und von den Geschwistern, die er in der Folgezeit nur noch während der Schul-, später der Semesterferien zu Gesicht bekommen sollte. Ganz besonders dürfte dies einem engeren Verhältnis zu den beiden Brüdern, dem fünf Jahre jüngeren Nathanael (1838–1907) und dem nur wenige Monate vor Gottlobs Eintritt in Stetten geborenen Immanuel (1844–1884), im Wege gestanden haben. Für den 11-jährigen Gottlob Bunz selbst war der Wechsel nach Stetten zunächst eine recht schmerzhaft Erfahrung. In einem Brief, den er im Frühjahr 1881, als er schon lange Pfarrer in Ohmenhausen war, an Johann Valentin Strebel (1801–1883), Leiter der Stettener Anstalt von 1835 bis 1844 und des Stuttgarter Privatgymnasiums von 1850 bis 1858, schrieb, erinnerte sich Gottlob Bunz an das Heimweh, unter dem er, ein „schüchtern Landpfarrersohn“, damals gelitten hatte, bis ihm einer seiner Lehrer, der „ein wahrer Vater“ gewesen sei, „sanft tröstend“ über die schwere Anfangszeit in der neuen Umgebung hinweggeholfen habe.² Glaubt man seinen im Brief an Strebel festgehaltenen Schulerinnerungen, dann waren die Jahre in Stetten für Gottlob Bunz aber alles in allem eine anregende und für seine persönliche Entwicklung wertvolle Zeit gewesen. Sein Weggang von Stetten im Oktober 1851 fiel mit dem Ende der Erziehungsanstalt zusammen, deren letzter Direktor, Philipp Friedrich Wilhelm Leuze (1818–1866), ihm im Abgangszeugnis „das Lob eines wohlgesitteten Knaben u. Jünglings“ erteilte, der „in den wissenschaftlichen Fächern, welche die akademische Ausbildung ausmachen, soweit gefördert worden [sei], daß er das MaturitätsExamen mit gutem Erfolge bestanden hat.“³

Bereits als 17-jähriger Gymnasiast hatte Gottlob Bunz, dessen spätere Handschrift, eine ziselierete Kalligrafie, seinen Schriftstücken stets eine ausgeprägt künstlerische Note verlieh, literarische Ambitionen verspürt und im Dezember 1850 Hermann Hauff, dem Bruder des Dichters Wilhelm Hauff und Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Das Morgenblatt“, „einige poe-

² Württ. Landesbibliothek Stuttgart (WLB), Cod. hist. fol. 891, Fasz. 9 (Gottlob Bunz, Ohmenhausen, Brief an Valentin Strebel vom 8. März 1881). – Magister Johann Valentin Strebel (1801–1883), aus Oberndorf bei Schweinfurt, Musiker und Komponist, war Hofmeister (Privatlehrer) beim Fürsten von Hohenlohe-Öhringen 1824, Stadtpfarrer in Forchtenberg 1830, Direktor der Erziehungsanstalt Stetten im Remstal 1835, Pfarrer in Weil im Schönbuch 1844, Direktor des Privatgymnasiums Stuttgart 1850, Pfarrer in Roßwag 1858, daneben Bezirksschulinspektor 1863.

³ Universitätsarchiv Tübingen (UA Tübingen), 40/33, 126 (Zeugnis des Direktors der Anstalt Stetten, Leuze, vom 16. Oktober 1851). – Dr. Philipp Friedrich Wilhelm Leuze (1818–1866) war verheiratet mit Sophie Wilhelmine Wiedersheim (1821–1895), Tochter des Mitgründers der Stettener Anstalt August Philipp Friedrich Wilhelm Wiedersheim (1790–1872). Der Sohn von Dr. Leuze, der Mathematik- und Naturkundefachlehrer Alfred Leuze (1845–1899), heiratete 1876 Mina Bonz (*1857), eine Enkelin des Stuttgarter Kriegsrats Paul Ernst von Bonz (1792–1868), welcher ein Schwager von August Philipp Friedrich Wilhelm Wiedersheim gewesen war.



Der Bruder Immanuel Gotthilf Bunz (1844–1884), Pfarrer in Schäftersheim und Winnenden, mit Ehefrau Emma geb. Hartmann (1848–1883). Fotografie, ca. 1872.

vor: „Sollten Sie diese Verse für unwürdig und für schlecht halten, so vernichten Sie dieselben, ohne Jemanden etwas zu sagen. Sollten Sie etwas Paßendes darunter finden, so bitte ich Sie, entweder es gar nicht zu veröffentlichen, oder meinen Namen nicht hinzuzufügen. Muß nothwendig ein Name stehen, so nehmen Sie das erste und dritte Wort meines Namens; dann denkt Niemand an mich, denn meinen ganzen Namen pflüge ich nie zu schreiben.“

tische Versuche“ geschickt „mit der Bitte, dieselben, so sie es verdienen, in Ihr Blatt aufzunehmen.“⁴ Dem von „Christian Gottlob Erhard Bunz (geb. den 15. Juli 1833) Zögling in der Erziehungsanstalt Stetten“ unterzeichneten Brief ist die Unsicherheit des Schreibers spürbar anzumerken, der sich hier erstmals einem kritischen Gegenüber stellte: „Schon öfter hätte ich gewünscht, auch ein Urtheil über einige Verse zu hören, die schon lange bei mir liegen und in denen ich hin und wieder meine Gedanken niedergeschrieben hatte ohne daran zu denken, daß sie unter die Leute kommen sollten. Dieselben zunächst etwa meinen Freunden mitzuthemen wage ich nicht.“ Dass sein forscher Vorstoß an die literarische Front bei Bekanntwerden, z. B. im Elternhaus und in der Schule, unangenehme Folgen haben könnte, war dem jugendlichen Dichter nur zu bewusst, und so schlug er dem Redakteur folgende Geheimhaltungstaktik

⁴ Deutsches Literaturarchiv Marbach, 33994–33995 (Briefe Gottlob Bunz, Cannstatt, an Hermann Hauff, Das Morgenblatt, vom 20. Dezember 1850).

Hauffs Antwort auf dieses Schreiben ist nicht überliefert, auch hatte er keines der Gedichte – soweit feststellbar – je veröffentlicht.⁵ An dieser Entscheidung gibt es nichts auszusetzen, denn die zehn Gedichte, je zur Hälfte pathetisch-heroische Stücke und Liebeslyrik, sind kaum mehr als unbeholfene Imitationen des Zeitgeschmacks, die man in den Zeiten, als Gymnasialisten noch nicht „rappten“, unter „Pennälerlyrik“ abgelegt hätte. Unentdeckt scheint das Vorgehen des Jungautors allerdings nicht geblieben zu sein. Dass die Eltern, die offenbar für alle drei Söhne einzig das Berufsziel des Pfarrers im Auge hatten, das musische Talent ihres Sohnes freudig zur Kenntnis genommen hätten, ist kaum anzunehmen. Als fromme Pietisten war für sie – wie damals für die meisten Schwaben – der Umgang mit den Musen gleichbedeutend mit Müßiggang. Vielleicht hätten sie sich noch mit dem ersten der zehn Gedichte, dem erhaben-feierlichen Gotteslob „Am Sonntagmorgen“, anfreunden können; aber Liebesgedichte, in denen der Sohn einer unbekanntenen Geliebten zuschmachtet („All mein Denken, all mein Sehnen / Bist nur einzig du, / Laß mich wieder Liebe nehmen, / Gib mir wieder Ruh.“) und „Vor Liebchens Fenster“ stehend von schwülen Gute-Nacht-Gedanken („Holdes Liebchen träumst auch du / diese Nacht von mir?“) umgetrieben wird, gingen dann doch eindeutig zu weit. Dem Sohn wurde klargemacht, er möge sich sinnvolleren Dingen zuwenden und sich auf das Theologiestudium vorbereiten. Zum Gehorsam erzogen, beugte sich Gottlob Bunz den elterlichen Wünschen und entschied sich dazu, seine künstlerischen Neigungen vorläufig zu begraben. Den Konflikt mit den Eltern beschönigte er in einem wenige Jahre später verfassten Lebenslauf, in dem er behauptete, ihn hätten „[s]owohl der Wunsch meiner Eltern als auch eigene Neigung [...] in meinem 17ten Jahr zu dem Entschluß [gebracht], mich der Theologie zu widmen.“⁶

Nachdem er am 20. Juli 1851 vom „Königlichen Studien-Rath“ die „Ermächtigung zum Studium d. ev. Theologie außerhalb des Seminars“ erhalten und sein Vater am 16. Oktober 1851 versichert hatte, dass er seinen Sohn auf die Tübinger Universität schicke, „damit er dort während eines vierjährigen Kurses vornämlich den philosophischen und theologischen Wissenschaften sich widme“, hatte sich Gottlob Bunz im Herbst 1851 an der Universität Tübingen immatrikuliert.⁷ Als „Studierender der Theologie in der Stadt“

⁵ Vgl. Bernhard Fischer (Bearb.): *Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser 1807–1865 – Register der Honorarempfänger / Autoren und Kollationsprotokolle*, München 2000.

⁶ *Landeskirchenarchiv Stuttgart (LKA Stuttgart)*, A 27 Nr. 380 (Lebensabriss Gottlob Bunz zur Prüfung 1856).

⁷ *Ebd.* (Schreiben K. Studien-Rath vom 20. Juli 1851 und Pfarrer G. F. Bunz, Grunbach, vom 16. Oktober 1851).



Gottlob Bunz' großes Vorbild: der Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und Philosoph Friedrich Theodor Vischer (1807–1887).

sommersemester ein abruptes Ende, nachdem Gottlob Bunz – wohl in betrunkenem Zustand – ein Verkehrsdelikt begangen hatte und am 26. Mai 1852 „wegen verbotswidrigen Reitens in der Allee“ zu einer Geldstrafe von 1 Gulden verdonnert worden war.⁹ Der ob solcher Ausschweifungen wohl ziemlich entsetzte Vater hatte den Sohn umgehend nach Hause zurückgerufen und dafür gesorgt, dass er „ein Semester in geräuschloserer Zurückgezogenheit zubringe“.¹⁰ Unter strenger Aufsicht seines Onkels, des hochgeachteten Pädagogen Johannes Ludwig Völter (1809–1888), Pfarrer in Zuffenhausen und Herausgeber des „Süddeutschen Schulboten“ sowie Verfasser mehrerer geografischer Werke, wurde der irregeleitete Studiosus wieder auf den „rechten Weg“ eines strebsamen Pfarrersohns zurückgeführt. Am 16. Oktober 1852 versicherte der Vater gegenüber der Tübinger Universitätsverwaltung, „daß er seinem Sohn J. Gottlob Friedrich Bunz [!], Theol. Stud. – nachdem derselbe das letzte Semester bei Pfarrer Völter in Zuffenhausen zugebracht u. sich

gehörte er nicht zu den Theologiestudenten, die im Stift wohnen mussten und so der strengen Ordnung dieser theologischen Kaderschmiede unterworfen waren. Die neue, ungewohnte Freiheit scheint indes den einstmals „schüchternen Landpfarrersohn“ mehr zum Besuch von Studentenkneipen als von Hörsälen verlockt zu haben. Insbesondere der zwischen Stiftskirche und Marktplatz in der Neckarstraße 6 gelegene Gasthof „Zum Römischen Kaiser“, zugleich eine beliebte Weinwirtschaft, hatte es ihm angetan. Sicher trug dazu das Angebot des Ausschanks bei, vor allem aber lag es an der hübschen Wirtstochter Christiane Pauline Tritschler (1838–1924), mit der er sich sehr viel später auch verheiraten sollte.⁸

Das lockere Studentenleben fand allerdings schon im nächsten Sommersemester

⁸ Der Vater von Pauline Tritschler, der aus Kirchheim u. T. stammende Christian Wilhelm Tritschler (1806–1874), hatte 1831 das Tübinger Bürgerrecht erhalten und den Gasthof „Zum Römischen Kaiser“ übernommen.

⁹ UA Tübingen, 40/33, 126 (Abgangszeugnis Gottlob Bunz vom 30. Januar 1856).

¹⁰ LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (wie Anm. 6).

namentlich mit dem Studium der Philosophie u. Theologie privatim beschäftigt hatte – die Erlaubniß giebt, wiederum die vaterländische Universität besuchen zu dürfen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen.“¹¹ Auch wenn es bloß Folge einer Gedankenlosigkeit gewesen sein sollte, ist die Tatsache, dass er in dem mit dem Familienwappen gesiegelten Schreiben dem Sohn den eigenen Namen verlieh, Indiz für ein zum damaligen Zeitpunkt bereits recht problematisch gewordenes Vater-Sohn-Verhältnis.

Im Wintersemester 1852/53 war Gottlob Bunz also wieder zurück in Tübingen, um gewissenhaft, doch ohne größeren Ehrgeiz sein Theologiestudium fortzusetzen. Von den zahlreichen Lehrveranstaltungen, die er laut seinem Studienbuch in der Folge belegte, fiel eine deutlich aus dem Rahmen des für einen angehenden Seelsorger üblichen Pflichtprogramms. Es war dies eine Vorlesung über die „Geschichte der Malerei“, gehalten von dem Philosophen, Ästhetiker und satirischen Schriftsteller Friedrich Theodor Vischer (1807–1887). Der bedeutende Gelehrte, ein brillanter Redner und Universal-Intellektueller, der zu allen wichtigen Fragen seiner Zeit pointiert und polemisch Stellung bezog, hatte mit seinem zwischen 1847 bis 1857 veröffentlichten sechsbändigen Hauptwerk „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen“ die letzte große Ästhetik seines Jahrhunderts vorgelegt. In ihr hatte er das Schöne zur universalen und absoluten Idee der Welterkenntnis erhoben, die sich in der sinnlichen Form der Kunst verwirklichte. Auf Gottlob Bunz hatte Vischers Vorlesung eine geradezu befreiende Wirkung, die ihn wieder an seine dem Vater und der Theologie zuliebe unterdrückten künstlerischen Neigungen heranführte. Im Pfarrersohn Vischer, der vom Vikar und Repetenten am Tübinger Stift zur maßgeblichen Autorität seiner Epoche in Sachen Kunst und Ästhetik aufgestiegen war, erkannte Gottlob Bunz das wesensverwandte Vorbild, das ihm fortan bei seinen Gehversuchen auf künstlerischem und wissenschaftlichem Terrain Wegweiser sein sollte.

Vischer, der seit seiner Unterstützung für David Friedrich Strauß (1808–1874), dem Verfasser von „Das Leben Jesu, kritisch betrachtet“ (1835), zum Hassobjekt pietistischer Kreise geworden war, hatte auf deren zunehmenden Druck Tübingen im Juni 1855 verlassen und eine Dozentur in Zürich übernommen. Dies war für Gottlob Bunz das Zeichen, sein Theologiestudium so rasch wie möglich zu beenden, um anschließend seiner nunmehr entdeckten wahren Berufung zur Kunst und Wissenschaft folgen zu können. Schon ein halbes Jahr später, am 30. Januar 1856, erhielt er das Abgangszeugnis von der Universität, allein der sich rapide verschlechternde Gesundheitszustand des Vaters zwang ihn dazu, seine Pläne vorerst aufzuschieben. Fast gleichzeitig mit seiner ersten Dienstprüfung im März 1856 – er bestand sie mit dem mittelmäßigen Zeugnis III a – war Gottlob Bunz nach Hause zurück-

¹¹ UA Tübingen, 40/33, 126 (Schreiben Pfarrer G. F. Bunz, Grunbach, vom 16. Oktober 1852).



Blick auf Grunbach im Remstal. Fotografie, ca. 1909. In der Grunbacher St.-Dionysius-Kirche übernahm der im März 1856 ordinierte Vikar Gottlob Bunz die Pfarrstelle für seinen schwer erkrankten und Ende Oktober 1856 verstorbenen Vater.

gerufen worden, um ab 17. März, d. h. zwei Wochen vor seiner Ordination am 30. März 1856, dem nicht mehr dienstfähigen Vater als dessen Vikar – ohne Bezahlung – zur Seite zu stehen.¹²

Während das Ende des Vaters näherrückte, war der in Pfarrangelegenheiten völlig unerfahrene Sohn vor die Aufgabe gestellt, „außer der Führung der Kirchenbücher, alle amtlichen Geschäfte“ zu tätigen.¹³ Als Johann Gottlob Friedrich Bunz am 27. Oktober 1856, elf Tage nach seinem 57. Geburtstag, für immer die Augen schloss, wurde Gottlob Bunz „auf Bitten der Mutter“ mit Dekret vom 31. Oktober 1856 auf der Stelle belassen und zum „Pfarrverweser“, also zum vorläufigen Vertreter einer vakanten Pfarrstelle, ernannt.¹⁴ Dies ermöglichte der Mutter zwar noch eine Weile den Aufenthalt im Pfarrhaus, doch war der endgültige Auszug aus dem Domizil der letzten siebzehn Jahre nur eine Frage der Zeit. Die Hinterbliebenen brauch-

¹² LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (Dekanat Schorndorf, Vikariatstabelle für Gottlob Bunz auf Martini 1856).

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

ten sich indes keine existenziellen Sorgen zu machen, denn trotz ihrer bescheidenen Lebensverhältnisse waren der Verstorbene und seine Ehefrau durch Erbschaften recht vermögende Leute geworden. Der Wert des gemeinschaftlichen Vermögens der „Bunz’schen Eheleute“ wurde am 8. Januar 1857 amtlicherseits auf die recht erkleckliche Summe von 109 800 Gulden taxiert, was in etwa dem 90fachen Jahresverdienst des Verstorbenen entsprach.¹⁵

Kunststudium und Kunstblatt-Redakteur

In Kenntnis seiner wirtschaftlich gesicherten Verhältnisse unternahm Gottlob Bunz schon bald nach dem Tod des Vaters den Versuch, aus dem Kirchendienst auszubrechen und seine künstlerischen Absichten in die Tat umzusetzen. Um seine Mutter brauchte er sich keine Sorgen zu machen, da sich um diese seine beiden Schwestern Friederike (1836–1910) und Maria (1840–1857) kümmerten. Kaum ein halbes Jahr nach dem Tod des Vaters richtete Gottlob Bunz am 16. Februar 1857 ein Gesuch an seine Vorgesetzten, in dem er um eine halbjährige Beurlaubung bat. Er begründete seinen Wunsch damit, dass er „durch Gottes Gnade einige natürliche Anlagen und Sinn für Zeichnen und Malen erhalten habe“ und diese nunmehr „durch Unterricht einigermaßen auszubilden [wünsche], indem ich glaube, hiermit nicht allein einem Wunsche, sondern auch einer Pflicht gegen mich selbst nachzukommen. Es war dafür die Zeit nach meiner Universitätslaufbahn bestimmt. Allein die Krankheit meines sel. Vaters rief mich nach Hause.“¹⁶

Die sehr verständnisvollen Vorgesetzten, denen „das Zeichnungstalent des Amtsverwesers Bunz in Grunbach bekannt“ war, erfüllten sogleich seinen Wunsch, und so trat Gottlob Bunz für ein Semester in die Stuttgarter Kunstschule ein.¹⁷ Diese 1829 gegründete Einrichtung, Vorläuferin der heute am Weißenhof residierenden Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, war seit 1834 mit den königlichen Kunstsammlungen im Altbau der heutigen Staatsgalerie an der Neckarstraße untergebracht. Hier fand der kunstinteressierte Theologe rasch Zugang zu einem Kreis von Theologen, Mäzenen, Architekten und Künstlern mit dem kunstsinnigen Prälaten und Oberhofprediger Karl Grüneisen (1802–1878) als Mittelpunkt. Dieser, ein Sohn des Oberregierungsrats und ersten Herausgebers von Cottas „Morgenblatt für

¹⁵ Vgl. Stadtarchiv (StadtA) Esslingen, Inventuren und Teilungen 1803–1894 Nr. 19558 (Inventarium und Eventual-Abtheilung über die Verlassenschaft des weil. Johann Gottlob Friedrich Bunz v. 4. August 1888).

¹⁶ LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (Schreiben Gottlob Bunz, Grunbach, an Königl. ev. Konsistorium vom 16. Februar 1857).

¹⁷ Ebd. (Vermerk Dekanat Schorndorf vom 17. Februar 1857).

gebildete Stände“ Karl Christian Heinrich Grüneisen (1765–1831), war nicht nur ein hervorragender Theologe, sondern auch ein erfolgreicher Liederdichter, Kunst- und Literaturkenner sowie Verfasser zahlreicher kunsthistorischer Arbeiten. Grüneisen hatte 1847 den „Verein für klassische Kirchenmusik“ mitbegründet und stand nun mit seinen Freunden kurz vor der Gründung eines „Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs“.

Ziel des Vereins war die Förderung von Kunst im Raum der Kirche. Eigentlicher Anlass für den Zusammenschluss waren die von den Gründungsteilnehmern als zu profan und unästhetisch empfundenen Kirchenbauten, die unter der Ägide der damals für den Kirchenbau verantwortlichen Finanzämter entstanden waren. „Dem gottesdienstlichen Geschehen angemessene Kirchenräume,“ so Reinhold Lambert Auer, der Kunstbeauftragte der württembergischen Landeskirche, anlässlich des 150-jährigen Bestehens des Vereins 2007, „sollten sich an der Erhabenheit mittelalterlicher Baustile orientieren. Die Ausstattung sollte bis in Kleinigkeiten hinein qualitativ und stilrein sein.“¹⁸

Der herausragende Architekt während der Gründungszeit war Christian Friedrich von Leins, der sowohl Kirchenoberbaurat als auch Professor an der Stuttgarter Polytechnischen Schule war und zu dessen Hauptwerken die Villa Berg, der Königsbau, die Johanniskirche und die alte Stuttgarter Liederhalle gehören.

Die Monate an der königlichen Kunstschule waren für Gottlob Bunz, der seit seinem Studienabschluss starken seelischen und körperlichen Belastungen ausgesetzt gewesen war, sicher eine Erholungszeit. Ihm schien sie jedoch nicht ausreichend gewesen zu sein, um seine geschwächte Konstitution wiederherzustellen. Im November 1857 wurde er deshalb auf eigenen Wunsch „zur Herstellung seiner Gesundheit“ für ein weiteres halbes Jahr beurlaubt.¹⁹ In der Zwischenzeit hatte man im „Verein für christliche Kunst“ den Plan gefasst, eine eigene Kunstzeitschrift herauszugeben. Als Redakteur hatten die drei Herausgeber des künftigen „Christlichen Kunstblatts für Kirche, Schule und Haus“ – neben Grüneisen waren dies der Jurist und Kunsthistoriker Karl Schnaase (1798–1875) und der bekannte Maler und Direktor der Dresdner Gemäldegalerie Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) – den „Predigtdamts-Candidaten Bunz“ ins Auge gefasst, der aufgrund seiner Erziehung und Ausbildung die Gewähr eines soliden theologischen Fundaments, aufgrund seiner Neigungen zu den schönen Künsten, zur Literatur und Geschichtsschreibung aber auch die Teilhabe am aktuellen Kunstgeschehen bot.

Gottlob Bunz, der trotz seiner angegriffenen Gesundheit den Erholungsurlaub für weitere Privatstudien in Kunstgeschichte, Ästhetik, Architektur

¹⁸ Interview mit Reinhold Lambert Auer und Johannes Koch, in: 150 Jahre Verein für Kirche und Kunst: Literatur und Malerei – Theologie und Poesie (Zeitschrift „dialog“ 2007), S. 4.

¹⁹ LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (Vermerk Dekanat Schorndorf vom 7. April 1858).

und Zeichnen genutzt hatte, sah in der ihm nun gebotenen Anstellung zweifellos eine willkommene Chance, um dem aktiven Kirchendienst auf längere Zeit zu entkommen. Im April 1858 bat er deshalb das Konsistorium „nochmals um Urlaub und zwar auf unbestimmte Zeit“. Er begründete seinen Wunsch damit, dass er „in letzter Zeit den Antrag erhalten habe, meine Dienste den Bestrebungen für Hebung christlicher Kunst zu widmen und ich glaube, auf diese Weise dieselben der Kirche nicht zu entziehen.“ Er versicherte, sich während der Beurlaubung „nicht bloß in dem wissenschaftlichen Theil meines Berufs [...] fortzubilden, sondern auch die Gelegenheiten zu benutzen suchen, die mir zur praktischen Ausübung desselben geboten werden.“²⁰ Die Beurlaubung wurde vom Schorndorfer Dekanat befürwortet, da man ihn für den Predigtamt wohl noch zu schwach hielt und zugleich sicher war, er werde „in der künstlerischen Laufbahn etwas Tüchtiges leisten“.²¹

Gottlob Bunz nutzte den vom Konsistorium „vorerst auf 3 Jahre“ bewilligten Urlaub sogleich dazu, eine längere Reise nach Wien und Venedig anzutreten.²² Ihr künstlerischer Ertrag war u. a. eine Zeichnung von Venedig, deretwegen es später zu einem längeren Streit zwischen ihm und dem Herausgeber der „Gartenlaube“ kommen sollte, weil dieser das Bild nicht veröffentlichte und dennoch jahrelang dem Urheber nicht zurückgab. Dies beklagte Gottlob Bunz in einem Brief vom Januar 1866 an seinen verehrten Lehrer Vischer.²³ Schon im Januar 1858 hatte er in einem Brief, unterzeichnet „Ihr dankbarer Schüler G. Bunz theol. cand.“, die Bitte vorgetragen, Vischer möge mit seinen „bekanntesten und geschätzten Kräften das deutsche Kunstblatt gütigst unterstützen“.²⁴ Mit Blick auf eine sich aus dem Projekt ergebende künftige künstlerische Berufskarriere für sich selbst hatte Bunz hinzugefügt: „Ob sich etwas und was sich für mich daraus entwickelt, wird die Zukunft lehren, das aber ist gewiß, daß auf dieser Bahn umso mehr mich die Dankbarkeit gegen meinen Lehrer begleiten wird, der den Sinn für das Schöne und somit die Freude an meinem jetzigen Beruf in mir genährt hat.“²⁵

Mit Vischer, zu dem er bis kurz vor dessen Tod eine Korrespondenz unterhielt, reiste Gottlob Bunz schließlich im Juli 1858 sogar nach München, wo im Glaspalast die „Erste Deutsche Kunstausstellung“ stattfand. In einem Brief an Vischer vom Januar 1861 erinnerte sich Gottlob an diese „so wertvolle Zeit für mich, da ich das Glück hatte, an Ihrer Seite durch die Münchner Kunstausstellung zu gehen. Damals war ich im Begriff in die Dienste der ‚christlichen

²⁰ Ebd. (Schreiben Gottlob Bunz, Stuttgart, an Königl. ev. Konsistorium vom 6. April 1858).

²¹ Ebd. (Vermerk Dekanat Schorndorf vom 7. April 1858).

²² Ebd. (Vermerk Konsistorium vom 13. April 1858).

²³ Universitätsbibliothek Tübingen (UB Tübingen), Md 787–126 (Brief Gottlob Bunz, Baier-eck, an Friedrich Theodor Vischer vom 31. Januar 1866).

²⁴ Ebd. (Brief Gottlob Bunz, Stuttgart, an Friedrich Theodor Vischer vom 20. Januar 1858).

²⁵ Ebd.



Titelseite der ersten, vom „Predigtamts-Candidaten Bunz“ redigierten Ausgabe des „Christlichen Kunstblatts für Kirche, Schule und Haus“ 1858.

er dem Blatt weiterhin als freier Mitarbeiter verbunden, der hin und wieder kleinere Beiträge beisteuerte. Bevor er aber wieder in den aktiven Kirchendienst trat, wollte er seine intensiv betriebenen kunsthistorischen Studien mit einer wissenschaftlichen Arbeit krönen, die er schließlich der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen vorlegte. Nach einer mündlichen Prüfung, bei der die Fachgelehrten von seinem Fachwissen sichtlich beeindruckt waren, wurde er im November 1860 „post auditionem bene comprobatum“ zum Doktor der Philosophie promoviert.²⁹

Kunstblätter‘ zu treten.“²⁶ Nach einiger Vorbereitung war Ende 1858 die erste Ausgabe des von Gottlob Bunz redigierten „Christlichen Kunstblatts für Kirche, Schule und Haus“ erschienen. Die neue Zeitschrift verstand sich nicht als allgemeine Plattform zur Diskussion von Fragen der Kunst und Ästhetik, sondern verfolgte dezidiert kunst- und religionspädagogische Absichten. Das selbst gesteckte Ziel war, „das Interesse und Verständniß für christliche Kunst in dem christlichen Volke, insbesondere bei geistlichen und weltlichen Gemeindevorstehern, Lehrern und Familienvätern, in practischer belehrender und erbauerlicher Weise zu erwecken, zu beleben und zu fördern.“²⁷

Bunz schied schon bald wieder aus der Redaktion aus, nachdem ihm offenbar klar geworden war, dass auf seiner Stelle für ihn kein Fortkommen war und der Verleger sogar im Begriff stand, sein geringes Gehalt noch zu schmälern.²⁸ Dennoch blieb

²⁶ Ebd. (Brief Gottlob Bunz, Billingsbach, an Friedrich Theodor Vischer vom 26. Januar 1861).

²⁷ So eine „Bekanntmachung“ im Amts-Blatt der Königlichen Regierung zu Potsdam und der Stadt Berlin, Potsdam 1859, S. 369.

²⁸ So G. Bunz im Brief an Vischer vom 26. Januar 1861 (wie Anm. 26).

²⁹ Vgl. LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (Dekanat Langenburg, Vikariatszeugnis für Gottlob Bunz vom 7. November 1861). Aus dem in der Promotionsakte liegenden Gutachten des Professors für Ästhetik und Kunstgeschichte Karl Reinhold Köstlin vom 14. November 1860 geht hervor, dass Gottlob Bunz eine 109-seitige Arbeit über „Esslingen und seine Kirchen“ einge-

Vikar in Billingsbach

Im Januar 1861 hatte Gottlob Bunz dem verehrten Lehrer Vischer ein Exemplar seiner Dissertation zugeschickt und ihn gebeten, „diese Schrift Ihres Blickes zu würdigen“ und „wenn ich Ihnen nicht zu viel zumuthe, [...] mir in der Kürze gefälligst ein Urtheil zukommen zu lassen vielleicht durch Randbemerkungen.“³⁰ Leider ist Vischers Antwort auf dieses Ansinnen nicht überliefert. Im gleichen Brief hatte Gottlob Bunz den Adressaten Vischer wissen lassen, dass er „nun hier im Frankenland Vikar auf einer höchst angenehmen Stelle [sei], da ich ohne bestimmten Beruf nicht sein will. Es geht für manchen Andern, für mich nicht.“³¹ Diese von ihm mit Beginn des Jahres 1861 angetretene Vikarstelle befand sich in dem Dorf Billingsbach, das heute zur Gemeinde Blaufelden im Landkreis Schwäbisch Hall gehört. Als Vikar, der dem dortigen Ortspfarrer, der „wegen Kränklichkeit einen Vicar nöthig“ hatte, zur Seite stehen sollte, erhielt Gottlob Bunz ein schmales Gehalt von 130 Gulden inklusive „freier Station“ und eines „eigene[n] heizbare[n] Zimmer[s] im Pfarrhaus“ und der Zusicherung, dass er als „Hauslehrer [...] nicht in Anspruch genommen [werde], auch hat er nicht anderen Geistlichen auszuhelfen.“³²

Als mäßig beschäftigter Vikar hatte Gottlob Bunz hier genügend Freiraum, um sich seinen musischen und zunehmend schriftstellerischen Neigungen widmen zu können. Im bereits genannten Brief an Vischer vom Januar 1861 erwähnte er, dass er im kommenden Sommer „einen kunstgeschichtlichen Versuch“ über den Altar in der Herrgottskirche von Creglingen an der Jagst machen wolle. Dieser Altar sei „neben den Blaubeurer, in Beziehung auf die Gestalten wohl über ihn, in der Anordnung und Ornamentik aber unter ihn zu stellen. Ob Sie ihn gesehen haben, weiß ich nicht. Die Zeichnung desselben auf Holz ist mir gut gelungen (nach dem Urtheil der Kenner) u. befindet sich jetzt in den Werkstätten der Schneider. Diesen beabsichtige ich herauszugeben, zumal da ich der gewissen Überzeugung bin, den bisher unbekanntem Künstler in Tylman Riemenschneider v. Würzburg (um 1500) aufgefunden zu haben. Gelingt es mir, so sammle ich seine besten Werke in Holzschnitt.“³³ Wie ein kurzer Blick ins Internet auf die Webseite der Creglinger Herrgottskirche lehrt, ist der Befund von Gottlob Bunz hinsichtlich Riemenschneiders Urhebererschaft am Marienaltar, den er 1862 veröffentlicht hatte, auch heute noch gültig.³⁴ Vom Beifall, dem ihm die Fachwelt dafür zollte, angespornt, entdeckte Gottlob Bunz bei weiteren Erkundungen des Hohenloher Landes

reicht hat (UA Tübingen, 131/10 b Nr. 11). Die Dissertation ist leider nicht überliefert, sie scheint nicht gedruckt worden zu sein.

³⁰ UB Tübingen, Md 787–126 (wie Anm. 26).

³¹ Ebd.

³² LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (wie Anm. 29).

³³ UB Tübingen, Md 787–126 (wie Anm. 26).

³⁴ <http://www.herrgottskirche.de/hauptseite/main.html>.



Blick auf die evangelische Pfarrkirche in Billingsbach. Von 1861 bis 1863 war Gottlob Bunz Vikar in dem hohenlohischen Dorf.

noch ein zweites Kunstdenkmal in Regenbach, einem Dorf bei Langenburg, wo er die Krypta der Dorfkirche im Jahre 1865 mit einer Veröffentlichung bedachte.³⁵

Gottlob Bunz blieb zweieinhalb Jahre als Vikar in Billingsbach mit Ausnahme des Monats September 1861, in dem er als Pfarrverweser in den bei Sachsenheim gelegenen Dörfern Ochsenbach und Häfnerhaslach fungierte. Aus der alles in allem für ihn doch recht glücklichen Zeit in Billingsbach verdient eine kleine literarische Produktion, 1863 „als Manuscript gedruckt“, besonders hervorgehoben zu werden: „Der Gang zum Joacken“, ein vergnügliches Prosagedicht in Hexametern und mit Dialekteinschüben über einen Dorfvikar als komischen Helden, dessen ständiger Hunger die örtliche Damenwelt zu köstlich-kulinarischen Intrigen

verleitet, die in einer homerischen Gelächter auslösenden Schlusszene gipfeln, bei der das Hohenloher Dorf Billingsbach zum götterseligen Olymp und Walhall zugleich wird:

„Aber die Götter ja selbst, die seligen, speisen nicht immer,
Auch ein Ende das Mahl nun findet der sterblichen Menschen.
Und so brachen sie auf, umsonst sucht jeder die Bäurin.
[...]
So trat sie plötzlich hervor nun dort aus der düsteren Kammer,
Wo das Himmelbett steht, der Zeuge der ehlichen Eintracht.
Dicht davor ist gehöhlt, wie Hades vor des Olympes
Freuden, die Fallthür' hinab zum wohlgewölbten Keller.
Oft schon, wenn sie darauf hinschreitet die liebende Gattin
Fiel sie krachend hinab, schon währte der sehrende Gatte,
„S Hira“ sei ihr entzwei, doch „krappelt“ sie wieder zum Lichte.
Dort nun trat sie heraus wie Eos mit rosigen Fingern,
Trug zwei Säcklein gewandt gefüllet mit „Küchli“ und „Blätzle“,

³⁵ Gottlob Bunz: Die Krypta bei Regenbach, in: Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken 7 (1865), S. 96–98.

Und man lud sie anjetzt mit klugem Verstand auf den Schlitten,
Thilde und Klärchen dabei sich setzten als wachende Musen
Und als Pegasus spannt sich Gustav [der Name des Vikars] davor sich,
es schreitet
Prächtigt wie Ares dahin der schwertumgürtete Krieger.
Aber nun rühre gar sanft, o Muse, begeisterte Saiten,
Singe vom zärtlichsten Gang, den Lunas Antlitz erblicket.
Dort an dem Arm des Vikars hinschreitet die lieblichste Schöne!
Hehr durch den Aether hinauf baut sich die Brücke des Himmels,
Regenbogen genannt, drauf schreiten die strahlenden Asen
Zu Walhalla dahin unsterblich in sel'gem Vereine:
Also schritten dahin die Zwei auf dem schneeigen Felde,
Leicht wie beflügelte Geister. Es wurde zum himmlischen Bogen
Ihnen der holprigte Weg. So nahe sie stunden den Göttern.
So am Arm des Vikars des Försters vielliebende Gattin.
Aber mitten im Dorf, wo da und dort aus den Fenstern
Schaute ein rauchlichtes Licht, da reichten sich alle die Hände,
Wünschten sich froh „gute Nacht“ und kehrten zum traulichen Zimmer!
Dahin die Einen und dort die Andern, und endlich
Senkte erquickender Schlaf sich nieder auf jegliches Auge.“³⁶

Das kleine Werk, das inhaltlich an Bertold Auerbachs (1812–1882) erfolgreiche „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (1843–1854) und Ottilie Wildermuths (1817–1877) idyllische Pfarrhauserzählungen (in ihrer Sammlung „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben“ [1852]) anknüpft, steht formal in der Tradition der klassisch-biedermeierlichen Versepen wie Goethes „Hermann und Dorothea“ oder Eduard Mörikes „Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin und die Glockendiebe“ (1846). Wo aber bei diesen die Handlung vom zur Steifheit tendierenden Versmaß des Hexameters in eine oftmals betuliche Künstlichkeit entrückt wird, ist das klassische Versmaß im „Gang zum Joacken“ das adäquate Medium einer Travestie, bei welcher eine als Heldenepos getarnte schwäbische Dorfidylle ständig Gefahr läuft, in die Komödie eines Bauernschwanks umzuschlagen.

Im Juni 1861 hatte Gottlob Bunz seine zweite Dienstprüfung – wiederum eher mittelmäßig mit dem Zeugnis III a – bestanden. Es scheint, dass seine Vorgesetzten nicht recht wussten, was sie mit einem Pfarrer anfangen sollten, dem sein künstlerisches „Steckenpferd“ – wie sie seine Kunstleidenschaft wohl insgeheim genannt haben dürften – offenbar immer mehr Herzenssache war als Kanzel und Kirche. So ließen sie ihn in der hohenlohischen Provinz vor sich hin privatisieren, bevor sie ihn ab 1863 nacheinander in vier verschiedenen Gemeinden als Pfarrverweser einsetzten: 1863 in Neckarrems und

³⁶ Gottlob Bunz: *Der Gang zum Joacken*. Als Manuscript gedruckt, Stuttgart 1863, S. 14 f.

Urach, 1864 in Steinheim an der Murr und zuletzt in Darmsheim bei Böblingen. Ab Mitte 1863 hatte Gottlob Bunz, der allmählich Anzeichen von Ungeduld zeigte, damit begonnen, seine Vorgesetzten bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit Bewerbungen auf frei werdende Pfarrstellen zu überhäufen, weil, wie er einmal in einem privaten Begleitschreiben beifügte, „ich jetzt doch auch ernstlich an einen eigenen Heerd denken möchte“.³⁷

Ende Mai 1864 wurde ihm endlich die Stelle eines ständigen Pfarrverwesers in der Gemeinde Schlichten-Baiereck im Dekanat Schorndorf übertragen. Die 1595 erstmals erwähnte Kirche von Baiereck war 1849 vergrößert worden, nachdem die Gemeinde mit der Nachbargemeinde Schlichten vereinigt und einem Pfarrverweser übertragen worden war. Die Bewohner der im engen Nassachtal gelegenen Dörfer, die über Jahrhunderte zu den ärmsten des Landes zählten, bestritten ihren Lebensunterhalt meist als Tagelöhner, Köhler oder Holzfäller. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Tal durch eine richtige Straße erschlossen worden, was allerdings den Bevölkerungsrückgang, v. a. durch Auswanderungen nach Amerika, zunächst nicht aufhalten konnte.

Pfarrer in Schlichten-Baiereck

Mit der Versetzung nach Schlichten-Baiereck hatte Gottlob Bunz die entscheidende Hürde genommen, um die Genehmigung zur Heirat zu bekommen. Bereits am 19. Juli 1864 konnte er endlich seine Tübinger Studentenliebe, die schon erwähnte Wirtstochter Pauline Tritschler, heiraten. Der Eintritt in den Ehestand scheint den sensiblen Landpfarrer etwas aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben, was sich bei ihm alsbald in einer zunehmenden Vernachlässigung seiner Dienstplichten bemerkbar machte. Die sich daraufhin häufenden Klagen bei seinen Vorgesetzten führten im März 1865 zu einem regelrechten Disziplinarverfahren mit Verhör und Protokoll, in dessen Folge ihm am 10. April 1865 „ein ernstlicher Verweis wegen Dienstnachlässigkeiten“ erteilt wurde.³⁸

Der bei seinem Verhör sichtlich am Boden zerstörte und seine Verfehlungen zutiefst bereuende Gottlob Bunz rappelte sich jedoch schon bald wieder auf. Mit einem eindrucksheischenden Gesuch, das er – wohl um die Vorgesetzten gnädiger zu stimmen – mit gold- und buntfarbig verzierten Initialen kunstvoll ausgeschmückt hatte, bat er am 7. Oktober 1865 die Kirchenleitung um Übertragung der ab 1866 neu geschaffenen Pfarrerstelle in Schlichten-Baiereck. Es folgte eine Visitation im November, nach der es über ihn hieß, er habe

³⁷ LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (Schreiben Gottlob Bunz, Billingsbach, an „Hochzuverehrender, hochwürdigster Herr Prälat“ vom 21. Dezember 1863).

³⁸ Ebd. (Dekanat Schorndorf vom 10. April 1865).



Ein wahrlich originelles Dienstsreiben: Das reich verzierte Gesuch des Dr. Bunz um Übertragung der Pfarrei Baiereck vom 7. Oktober 1865.

„z[iemlich] gute Gaben u. mittelmäßige theolog. Kenntnisse; dagegen hat er eine vorherrschende Neigung u. Begabung für die Kunst u. dahin zielende Studien u. Arbeiten sind seine liebste Beschäftigung.“³⁹ Offenbar fielen seine „guten Gaben“ am meisten ins Gewicht, und so wurde Gottlob Bunz mit Erlass vom 23. Dezember 1865 die Pfarrei Baiereck-Schlichten übertragen.

Am 31. Januar 1866 schrieb Gottlob Bunz wieder einmal seinem verehrten Lehrer Vischer aus Baiereck: „Unterdeß bin ich Pfarrer in einer armen Gemeinde geworden in einem Winkel des Schurwaldes. Da gibt es allerlei Dinge, welcher der Sorge bedürfen, die nicht gerade in das Gebiet der Kunst gehören. Doch gibt es immer wieder eine Zeit, in der auch sonst etwas gethan u. auch der Bleistift zur Hand genommen werden kann. Ich erlaube mir, Ihnen einige Beweise beizulegen.“⁴⁰ Das Jahr 1869 scheint für ihn eine besonders fruchtbare Zeit gewesen zu sein, um „auch sonst etwas“ zu tun. Denn in diesem Jahr hatte er zwei größere kunsthistorische Veröffentlichungen publiziert, eine Studie über den „Hochaltar in der Schloßkirche zu St. Jakob in Winnenthal“ (bei Winnenden), mit der er den – mittlerweile von der Forschung widerlegten – Nachweis zu erbringen versuchte, dass die Altarschnitzereien unter Beteiligung Riemenschneiders entstanden seien, sowie eine ausführliche Beschreibung der Tübinger Stiftskirche.⁴¹ Darüber hinaus hatte er der „Illustrierten Zeitung“ in Leipzig im September und Oktober diverse Zeichnungen über zwei Ausstellungen in Stuttgart und Wasseralfingen geliefert. Dabei war ihm die Gelegenheit günstig erschienen, dem Herausgeber auch noch Zeichnungen über im Oktober stattfindende „Waffenübungen des Württ. Armeekorps“ mit abschließender „Königs-Revüe“ anzubieten und ihn – die „schnell entworfene Skizze“ einer Kampfszene hatte er als Anreiz gleich beigefügt – zu bitten, „wenn Sie gütigst bemerken wollten, ob Sie lieber Gefechtsszenen, die Parade u. s. w. wollten.“⁴²

Pfarrer in Ohmenhausen

Die Abgeschiedenheit von Baiereck mag den wissenschaftlich-künstlerischen Nebenbeschäftigungen des Dorfpfarrers Bunz förderlich gewesen sein, auch wenn die ungünstigen Verkehrsverhältnisse ihm kaum den Besuch öffentlicher Bibliotheken erlaubten und ihn zur Fortbildung zu kostspieligen Abonnements von Fachjournalen nötigten. Seine an das lebhaftes Studentenleben

³⁹ Ebd. (Dekanat Schorndorf, Vikariatstabelle für Gottlob Bunz, Martini 1865).

⁴⁰ UB Tübingen, Md 787–126 (Brief Gottlob Bunz, Baiereck, an Vischer vom 31. Januar 1866).

⁴¹ Gottlob Bunz: Der Hochaltar in der Schloßkirche zu St. Jakob in Winnenthal, in: Schriften des Württemb. Alterthums-Vereins 2 (1869), S. 3–20; ders.: Die Stiftskirche zu St. Georg in Tübingen, Tübingen 1869.

⁴² Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, A/3682/2006.

Tübingens gewöhnte Ehefrau dürfte hingegen das beschauliche, um nicht zu sagen eintönige Dorfleben zunehmend als bedrückend empfunden haben. Der Schrecken eines im Jahre 1868 in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses eingeschlagenen Kugelblitzes, bei dem – wie sie sich Jahrzehnte später erinnerte – eine „eben anwesende Frau beinahe vom Sessel fiel“, wird sicher den Ort für sie nicht reizvoller gemacht haben.⁴³ Und so begann Gottlob Bunz ab Juli 1870 wieder damit, sich nach neuen Wirkungsstätten umzusehen. Er hatte dabei kein bestimmtes Ziel vor Augen. Es scheint, dass die Vorgesetzten dem Wunsch nach Veränderung ziemlich ablehnend gegenüberstanden, jedenfalls benötigte Gottlob Bunz schließlich 25 Versetzungsgesuche, bis ihm endlich, nach fast drei Jahren, mit Wirkung vom 3. Februar 1873 die mit einem Jahresgehalt von 2300 Mark ausgestattete, bei Reutlingen gelegene und nicht allzu weit von Tübingen entfernte Pfarrei Ohmenhausen übertragen wurde. In einem 1874 verfassten Bericht an die Kirchenleitung lieferte Gottlob Bunz eine anschauliche Beschreibung seiner neuen Gemeinde und der Probleme, die ihn dort erwarteten:

„In der hiesigen Gemeinde sind die extremsten Elemente vertreten: von dem konservativsten Bauern an, der seine Kronenthaler zu Hunderten in alten Säcken aufhebt, bis zu dem sozialistisch angehauchten ‚Arbeiter‘, der sich im modernsten Stile über Steuerdruck beklagt. Doch das sind nur die äußersten Spitzen und es ist doch mehr Einheit in der Gemeinde, als man nach diesem glauben könnte. Auf der einen Seite gibt es mit ganz kleiner Ausnahme keine großen Bauern, auf der anderen keine eigentlichen ‚Arbeiter‘, denn die ‚Tagelöhner‘, wie sie sich selbst nennen, haben noch bäuerlichen Grundbesitz, so daß auch, trotzdem nicht bloß ledige Leute ihren Verdienst in den Fabriken suchen, ‚die Expropriation der Arbeiter von Grund und Boden‘, welche nach Marx ‚die Grundlage des ganzen Prozesses‘, nämlich der Entstehung des Proletariats, hier nicht stattfindet, vielmehr die Verbindung mit demselben angestrebt wird. Während der Mann in die Fabrik geht, versorgt die Frau zu Haus ein Stück Vieh und Grundstück, dessen Vermehrung der Mann mit seinem Verdienst anstrebt. Doch theilt sich die Gemeinde auch äußerlich in zwei Theile. Während die Tagelöhner in den kleinen Häusern des ‚Schneckendörfles‘ am östlichen Talabhang wohnen, breiten sich die Häuser der Handwerker im Thal und dem westlichen Hang aus, auf dem ‚Platz, Wasen, Gaisbühl, Dorf, Grafeneck, Mönchsgaße‘. Auch durch das politische Leben geht dieser Unterschied.“⁴⁴

⁴³ Albert Gockel: Das Gewitter, Köln 1895, S. 18.

⁴⁴ Zitiert nach Wolfgang Andreas Gestrich: Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs 1800–1920, Diss. Tübingen, Ravensburg 1986, S. 20.

Aus dieser Beschreibung wird klar, dass Gottlob Bunz, der bis 1887 Pfarrer in Ohmenhausen war, sich schon sehr schnell über den Charakter Ohmenhausens als eines Dorfs im Übergang von bäuerlicher zu industrieller Gesellschaft im Klaren war. Er sah aber auch, dass seine Bevölkerung noch stark in der Tradition verwurzelt und, weil von den Konflikten des Industriezeitalters noch ziemlich verschont, in sich relativ geschlossen und selbstgenügsam geblieben war. Sein unverstellter Blick auf die Gemeinde bewahrte ihn vor allzu großen Illusionen, zugleich aber auch vor überflüssiger Dramatisierung der Verhältnisse. 1882 schilderte er der Kirchenleitung seinen Eindruck, dass die zunehmende Intensivierung der Arbeit nicht sonderlich gravierend sei:

„Die Leute haben eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, aber sehr wenig Urtheilskraft und überhaupt Verstandesthätigkeit. In dieser Beziehung zeigt sich die gleiche Behaglichkeit, welche auch in der Arbeit herrscht. Sie sind fleißig in ihrer Art, aber ohne Überstürzung. Daher ist auch kein Streben, sich zum materiellen Aufschwung um etwas zu bemühen, oder etwas anderes anzustreben, als was sich ihnen eben so von selbst bietet. So herrscht aber auch kein Haschen nach irdischen Gütern. Sie sind bald zufrieden, wenn sie auch sich scheinbar oft sehr darüber beklagen, daß ‚man so schaffen müsse‘. Es ist nicht so ernst gemeint, wie vieles nicht [...]“⁴⁵

Das Predigen von der Kanzel war schon zu Vikarszeiten nicht die Stärke von Gottlob Bunz gewesen. Damals hatte man ihm in Billingsbach bescheinigt, dass seine Predigten zwar „ihrem Inhalt nach biblisch, dem evangelischen Bekenntniß gemäß, erbaulich, in der Form populär, einfach und wohl memorirt“ seien, doch „leidet der Vortrag etwas an Eintönigkeit“.⁴⁶ Gelobt wurde in dem Zeugnis hingegen sein Talent als Lehrer im Konfirmandenunterricht, in der Schule und der „Winter-Abend-Schule“ für Erwachsene. Mit ebendiesem Talent fiel es Gottlob Bunz nicht schwer, das Vertrauen der Bevölkerung von Ohmenhausen zu gewinnen. Weil er „die traditionellen Organisationsformen der Jugend respektierte und sie nicht pharisäerhaft verurteilte“, gelang es ihm – im Unterschied zu seinen Vorgängern – sogar, den Widerstand der Jugendlichen gegen Bildungsanstrengungen zu überwinden.⁴⁷ 1876 berichtete er seinen Vorgesetzten, dass er es für das Beste gehalten habe, die Jugendlichen an ihren eigenen Treffpunkten aufzusuchen. „Ich wurde freundlich aufgenommen. Es wird an den Winterabenden Karten gespielt – nicht um Geld –, am Samstag Abend und Sonntag vorgelesen oder sonst unterhalten. Ich will nun den Versuch machen, durch Beiträge der Mitglieder für nächsten Winter einige andere Spiele anzuschaffen und besonders

⁴⁵ Zitiert nach W. A. Gestrich (wie Anm. 44), S. 49.

⁴⁶ LKA Stuttgart, A 27 Nr. 380 (wie Anm. 29).

⁴⁷ W. A. Gestrich (wie Anm. 44), S. 111.



Pfarrer Gottlob Bunz im Kreise von Sonntagsschülern der Gemeinde Ohmenhausen. Fotografie um 1880.

auch Bücher unter die Leute zu bringen.“⁴⁸ Maßnahmen zur Förderung des Lesens hatte offenbar noch keiner der Vorgänger von Gottlob Bunz in Ohmenhausen ergriffen, und auch seine Initiative war nicht sogleich ein voller Erfolg, wie er der Kirchenleitung berichtete: „Ich habe einen Versuch gemacht mit einem Leseverein und letzten Winter 7 Teilnehmer, darunter 4 Ledige, gewonnen, eine kleine Zahl, wie es aber scheint mehr aus Unkenntnis denn aus Nichtwollen. Gelesen wurde hier fast gar nicht und doch ist dieß wichtig, selbst wenn es keinen anderen Nutzen hätte, als die Gedanken zu beschäftigen und ihnen Stoff zu geben.“⁴⁹

Alles andere als ein versponnener Künstler oder Intellektueller, der sich im Elfenbeinturm verkroch, hatte Gottlob Bunz nicht erst durch das Zeichnen gelernt, sich an die realen Verhältnisse zu halten. Aufgaben seines Amtes und Probleme seiner Gemeinde scheint der – laut Andreas Gestrich – „volkstümlich-aufklärerische Pfarrer Bunz“ recht pragmatisch angegangen zu haben.⁵⁰

⁴⁸ Ebd., S. 112.

⁴⁹ Ebd., S. 220.

⁵⁰ Ebd., S. 111.

Zugute kam ihm dabei auch ein ausgesprochen praktisches Talent. Dieser Begabung entsprangen während seiner Ohmenhauser Zeit Initiativen, die schließlich zur Gründung einer Sparkasse und eines Selbsthilfefonds zur Errichtung eines Kindergartens führten,⁵¹ aber auch Aufsätze über kirchliche Gebrauchskunst, z. B. über die Kleiderordnung der evangelischen Kirche (1879–81) oder über „Hölzerne Grabkreuze als Vorlagen für Schreiner“ (1879).⁵² Letztere fielen in eine besonders fruchtbare Schaffensperiode, in der er auch zwei größere historische Arbeiten fertigstellte.

1878 hatte Gottlob Bunz unter dem Pseudonym „Erhardus, Magister Artium“ ein humoristisch-satirisches Sittenbild Tübingens vor der Reformation veröffentlicht, das den Einfluss des immens erfolgreichen Zeitgenossen Josef Viktor von Scheffel (1826–1886) und seiner humorvoll verklärten historischen Romanzen, z. B. „Ekkehard“ oder „Der Trompeter von Säckingen“, spüren lässt. Das originelle Werk mit dem seltsamen Titel „Tuwingia illustrata daz ist das abgebildet Tüwingen nach Christi Geburt als man zalt Tusend vierhundert sibentzig und sieben Jare“ ist – trotz mancher interessanter historischer, kulturgeschichtlicher und topografischer Details – wohl schon bald in Vergessenheit geraten, was bei dem abschreckenden Titel und dem altertümlichen, einer mittelalterlichen Chronik nachempfundenen Stil nicht wirklich erstaunen kann.⁵³ Die Reaktion der Dienstvorgesetzten auf dieses Werk fiel zwiespältig aus: Während der Reutlinger Dekan Karl Ludwig Kalchreuter (1827–1889) sich anerkennend aussprach, verhielt sich das Konsistorium ablehnend. Statt eines humorigen Werks hätte man dort vom Autor lieber eine ernsthafte theologisch-wissenschaftliche Abhandlung erwartet.⁵⁴

Seine Geschichte von Tübingen hatte Gottlob Bunz „Seiner Majestät dem allergnädigsten und allerdurchlauchtigsten König Karl von Württemberg in tiefster Ehrfurcht gewidmet“. Das Bekenntnis zum regierenden Monarchen in Württemberg entsprang nicht nur Überlegungen mit dem Ziel der Absatz-

⁵¹ Lt. Schreiben des ehemaligen Bezirksbürgermeisters von Ohmenhausen, Kurt Baermann, vom 18. Juli 2002 an den Verfasser.

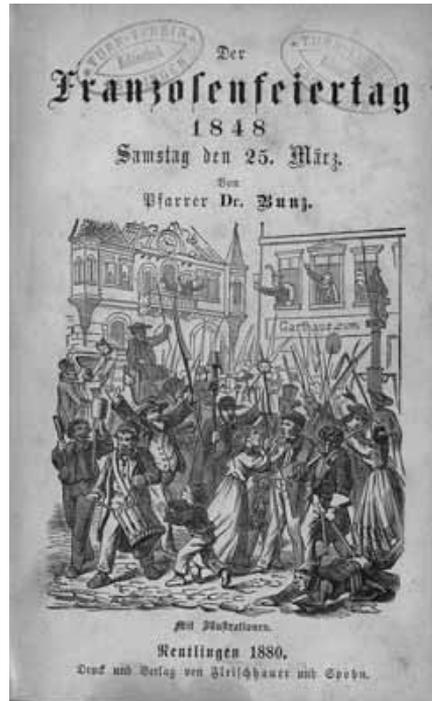
⁵² Gottlob Bunz: Hölzerne Grabkreuze als Vorlagen für Schreiner, entworfen und auf Holz gezeichnet von Dr. Bunz, Pfarrer in Ohmenhausen, Reutlingen, 1879; ders.: Die gottesdienstlichen Gewänder der Geistlichen, namentlich in der evangelischen Kirche, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus 21 (1879), S. 145–152, 162–167 u. 183–189; ders.: Die Amtskleidung der Geistlichen, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus 22 (1880), S. 150–155 u. 170–172; ders.: Zur geistlichen Tracht, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus 23 (1881), S. 27–30.

⁵³ [Gottlob Bunz]: Tuwingia illustrata daz ist das abgebildet Tüwingen nach Christi Geburt als man zalt Tusend vierhundert sibentzig und sieben Jare, dargestellt durch Erhardum, Magistrum artium. Für das heutige Verständniß bearbeitet 1878, Tübingen 1878.

⁵⁴ Vgl. Kurzbiografie Pfarrer Dr. Christian Gottlob Erhard Bunz vom früheren Reutlinger Stadtarchivar Dr. Paul Schwarz, masch.schriftl. Manuskript (3 Seiten) vom 9. 9. 1974 (StadtA Reutlingen, Registratur AZ 362-501).



Im Jahre 1878 veröffentlichte Gottlob Bunz unter dem Titel „Tuwingia illustrata“ ein humoristisch-satirisches Sittenbild Tübingens vor der Reformation.



Die 1880 in Reutlingen veröffentlichte Schrift „Der Franzosenfeiertag 1848“ wollte der politisch konservative Pfarrer als Beitrag zur „Sicherung unseres Volkslebens gegen Angriffe von Außen“ verstanden wissen.

steigerung, sondern war dem Verfasser durchaus auch eine Herzenssache. War in seinen schriftstellerischen Arbeiten der Blick meist rückwärts in die Vergangenheit gerichtet, so galt dies auch für seine politisch konservative Einstellung. Wie mittlerweile die meisten schwäbischen Pietisten glaubte er fest an die Einheit von Staat und Kirche. Darauf bedacht, das Bestehende zu bewahren, war er davon überzeugt, dass in Württemberg ein guter König herrsche. Hatte er sich noch als Gymnasiast für den Freiheitskampf der Ungarn begeistert und deren Niederwerfung in der Schlacht von Vilagos (13. August 1849) in einer heroischen Ballade („Vilagos“) beklagt, so hatte er nun als gereifter königlicher Untertan wenig übrig für demokratische Bestrebungen und schon gar kein Verständnis für Ereignisse wie die Revolution von 1848/49. In einer 1880 veröffentlichten historischen Studie beschrieb er die nach dem Pariser Aufstand in Baden und Württemberg am 25. März 1848, dem sogenannten „Franzosenfeiertag“, ausgebrochenen Unruhen als die – mitunter durchaus

komischen – Folgen eines bloßen Gerüchts, dessen Urheber der Verfasser zwar nicht nennen wollte, deren Herkunft er aber andeutungsweise westlich des Rheins lokalisierte.⁵⁵ Als Kontrast zur „Komik“ der Ereignisse am „Franzosenfeiertag“ von 1848 stellte Gottlob Bunz im vorderen Teil seines – als Beitrag zur „Sicherung unseres Volkslebens gegen Angriffe von *Außen*“⁵⁶ verstandenen – Buches „die zweihundertjährige Tragödie“ der Überfälle und Einmärsche französischer Truppen auf württembergisches Gebiet seit dem Dreißigjährigen Krieg. Mit Blick auf den von Deutschland gegen Frankreich gewonnenen Krieg von 1870/71 glaubte er am Ende des Buches feststellen zu können: „Denn jetzt erst sind wir (nach aller menschlichen Berechnung) sicher, dass die alten Leiden nicht wiederkehren, das Einfallthor ist geschlossen.“ Aber zugleich erkannte er „eine andere schwerere Gefahr im Innern“. Auch hier belässt es der Verfasser bei Andeutungen, die allerdings klar in Richtung Sozialdemokratie und Kommunismus weisen. Um sich gegen diese Gefahren zu wappnen, weiß Gottlob Bunz als Mann der Kirche nur ein wirksames Mittel: „Aber zur Niederlegung des innern Feindes, der nicht in Personen besteht, gehört etwas Mächtigeres als die Wucht der Bataillone, es ist nöthig das, was unsere Väter in ihren Drangsalen als Kraft bewahrt oder wieder gefunden haben. Dieß ist die *Religion*.“⁵⁷

Die Häufung schriftstellerischer Aktivitäten und die wachsende Anerkennung als Literat, Kunsthistoriker und Wissenschaftler dürften es für Gottlob Bunz zunehmend schwieriger gemacht haben, sich seinen Amtsgeschäften als Pfarrer gebührend zu widmen. Der Wunsch, sich vom zeitraubenden Dienst des Gemeindepfarrers zurückzuziehen und sich mehr seinen literarischen Neigungen zu widmen, führte dazu, dass er im Januar 1881 um Übertragung der Stelle eines zweiten wissenschaftlichen Hauptlehrers am Evangelischen Schullehrerseminar in Esslingen oder Nagold bat. Esslingen hätte er gerne vorgezogen, sowohl aus familiären Gründen – dort lebte seine 77-jährige Mutter und seine mit dem Apotheker Dr. Mauz verheiratete Schwester – als auch wegen der besseren Versorgung mit öffentlichen Bibliotheken.

Sein Wunsch fand jedoch keine Gegenliebe bei den Vorgesetzten, die den Pfarrer in Ohmenhausen vorläufig gut aufgehoben fanden. Denn nach ihrer Meinung schien dort ein Mann mit seinen Kenntnissen auf den Gebieten kirchlicher Kunst und Architektur mehr am Platz, nachdem sich die Gemeinde dazu entschlossen hatte, die aus dem 14. Jahrhundert stammende Kirche wegen der mittlerweile stark angewachsenen Bevölkerung zu erweitern. Für sein Verbleiben am Ort sprach ferner, dass es vor allem seinem persönlichen Kontakt zum damaligen Stuttgarter Kirchenoberbaurat und königlich württembergischen Baudirektor Christian Friedrich von Leins (1814–1892)

⁵⁵ Gottlob Bunz: Der Franzosenfeiertag 1848 Samstag den 25. März, Reutlingen 1880.

⁵⁶ Ebd., S. VIII.

⁵⁷ Ebd., S. 204 f.



Die alte Nikolauskirche in Ohmenhausen. Zeichnung von Pfarrer Gottlob Bunz.

zu verdanken war, dass dieser wohl namhafteste Architekt im Königreich Württemberg für das Vorhaben gewonnen werden konnte, zudem ohne größere Honorarforderungen – angesichts knapper Geldmittel ein unschätzbare Vorteil! Nach von Leins' Plänen und unter Aufsicht von Pfarrer Bunz errichtete die Ohmenhäuser Gemeinde in der Zeit vom 1. September 1883 bis zum 24. September 1885 ein erweitertes Kirchengebäude im neu-romantischen Stil, dessen wuchtige Bauweise freilich nicht jedermanns Sache sein mag. Glücklicherweise hatte Gottlob Bunz noch vor den Baumaßnahmen das alte Gebäude auf einigen Blättern mit dem Zeichenstift festgehalten, sodass die Erinnerung an die hübsche kleine Dorfkirche nicht für alle Zeiten verlorenging.

Obwohl Gottlob Bunz den Bau der Kirche mit großem Engagement und zur Zufriedenheit aller Beteiligten vorantrieb, war er während der ganzen Zeit des Umbaus doch nur mit halbem Herzen bei der Sache. Unbeirrt von Absagen, reichte er ab September 1882 immer wieder Gesuche um Versetzung nach frei gewordenen Pfarreien in ganz Württemberg ein, in der Hoffnung, anderswo vielleicht Verhältnisse vorzufinden, die ihm mehr Freiräume für seine schriftstellerischen Nebenbeschäftigungen ließen. Die Enttäuschung über die Unmöglichkeit, während des Kirchenbaus eigene Projekte zu verfolgen, und die mit der Bauleitung verbundenen Anstrengungen blieben nicht ohne negative Auswirkungen auf seine Gesundheit. Vermutlich waren es auch vor allem solche gesundheitlichen Probleme gewesen, die den kinderlos Gebliebenen daran hinderten, auch nur eines der sechs Waisenkinder im Alter zwischen sechs Monaten und zwölf Jahren in Pflege zu nehmen, die sein jüngster Bruder Immanuel, der im Sommer 1884 kurz nach seiner Ehefrau gestorben war, hinterlassen hatte.⁵⁸

⁵⁸ Zu Vormündern der sechs Kinder bestimmte man den kinderlos gebliebenen Dr. Jakob Ernst Mager (1847–1933), Apotheker in Winnenden, der mit Gottlobs Cousine Johanna Beate Bunz (1847–1910) aus Waiblingen verheiratet war, und Dr. Karl Gottlieb Mauz (1830–1920), Apotheker in Esslingen, der seit 1859 mit Gottlobs Schwester Friederike verheiratet war. Vgl. StadtA Esslingen (wie Anm. 15).



Innenansicht der alten Kirche in Ohmenhausen. Zeichnung von Pfarrer Gottlob Bunz.

Das lange brach gelegene schriftstellerische Talent von Gottlob Bunz erwies sich schon bald nach Fertigstellung des Kirchenumbaus als wieder recht fruchtbar. Sechs Jahre nach Erscheinen des „Franzosenfeiertags“ veröffentlichte er im Sommer 1886 anonym („von einem Volksfreund“) die Gedichtsammlung „Geharnischte Sonette“, mit deren Titel er auf Friedrich Rückerts gleichnamige Gedichtsammlung aus den Freiheitskriegen 1814 Bezug nahm. Wieder erweist sich Gottlob Bunz hier als ein Mann der Restauration, der im Gewand des klassischen Sonetts Skepsis gegenüber demokratischen Errungenschaften (z. B. „Allgemeines Wahlrecht“) äußert und die politischen Gegner (z. B. „Moderner Liberalismus“, „An die Heuchler“) kritisiert. Wie schon im „Franzosenfeiertag“ rief er auch jetzt wieder mahnend zur Umkehr, diesmal allerdings in der Form eines kunstvoll formulierten Gebets:

Bitte

Wie war es doch, als her vom Westen glühte
 des Krieges Flamme, Schlachtenruf erklangen
 durch Deutschlands Gauen, schrecklich ward gerungen?
 Da brach hervor, wie aus dem Kelch die Blüte
 des Glaubens Born aus tiefstem Volksgemüte.
 Er hat das Leben thatenfrisch durchdrungen,
 in hehrem Licht sich himmelan geschwungen.
 Nach Außen Krieg, im Innern Kraft und Friede.

Und jetzt soll alles Grosse sein begraben
 wie unter Trümmern, drum der Zwietracht Raben
 wild krächzend flattern, und an wüster Stelle
 nur Unkenruf noch seine Stätte haben?
 Ach, Herr und Gott, laß wieder brechen helle
 aus Urgestein des Glaubens frische Quelle!⁵⁹

Aber nicht nur als Dichter wollte sich Gottlob Bunz ins öffentliche Gespräch bringen. Schon bald nach seinem Amtsantritt in Ohmenhausen, als neue kirchenpolitische Gesetze den „Kulturkampf“ zwischen der Regierung Bismarck und der katholischen Kirche außerhalb Württembergs auslösten, hatte sich Gottlob Bunz in den Disput eingemischt. Indem er den Blick der Katholiken auf die Tatsache lenkte, dass sich die katholische Kirche mit den 1862 in Württemberg eingeführten liberalen Kirchengesetzen längst arrangiert hatte, versuchte er mit einem 1876 anonym in Hessen veröffentlichten „Sendschreiben eines Württembergers“ die – als „liebe deutsche Brüder“ angesprochenen – Katholiken in Hessen zu beruhigen und die Wogen der Empörung zu glätten: „Diese Tatsache möchte ich Euch vor Augen führen und Euch an unserem Beispiel zeigen, daß die Gefahren, welche man hin und wieder bei Euch zu fürchten scheint, in diesen Gesetzen durchaus nicht liegen, daß Ihr darum ganz ruhig sein und getrost Eures Glaubens leben könnt. In Württemberg ist noch kein Geistlicher um einen Pfennig vom Staate gestraft worden, noch viel weniger gefangen gesetzt oder des Landes verwiesen, und doch gelten, wie gesagt, in Württemberg seit 13 Jahren und länger die gleichen Gesetze, wie jetzt in Preußen und Hessen sowie in Österreich. Und was ist der Grund davon? Einfach der, daß die *katholische Geistlichkeit* – das katholische Volk berühren sie ja nicht – *diese Gesetze bis auf diesen Tag gehalten hat.*“⁶⁰

Den Vorgängen, die in Württemberg zu den Gesetzen von 1862 geführt hatten, widmete sich Gottlob Bunz zehn Jahre später mit einem gewichtigen Beitrag in der renommierten, 1877 gegründeten „Zeitschrift für Kirchengeschichte“.⁶¹ Sein diesmal unter eigenem Namen veröffentlichter Aufsatz beschäftigte sich kritisch mit dem im Jahre 1857 von der württembergischen Regierung und dem päpstlichen Stuhl vereinbarten Konkordat, das damals für erheblichen Wirbel in Württemberg gesorgt hatte. Wie die Volksvertreter, die dieses Abkommen 1861 mit Entschiedenheit abgelehnt und eine Regelung des Verhältnisses von Staat und katholischer Kirche per Landesgesetz durch-

⁵⁹ [Gottlob Bunz]: Geharnischte Sonette. Dem deutschen Volke dargeboten von einem Volksfreund, Tübingen 1886.

⁶⁰ [Gottlob Bunz]: Die kirchenpolitischen Gesetze in Hessen und Württemberg. Sendschreiben eines Württembergers an die Katholiken in Hessen, Darmstadt 1876, S. 3.

⁶¹ Gottlob Bunz: Das württembergische Konkordat von 1857, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 8 (1886), S. 188–221 u. 395–448.

gesetzt hatten, war auch Gottlob Bunz ein Gegner des Konkordats, das seiner Meinung nach dem kanonischen Recht zu großen Einfluss auf die Rechtsordnung des Staates gewährt und der römischen Kurie wichtige Hoheitsrechte des Staates überlassen hätte.

Anfang Juni 1886 war Gottlob Bunz als Redner bei der 44. Feier des Gustav-Adolf-Fests am 8./9. Juni 1886 in Reutlingen aufgetreten.⁶² Eine Woche später, am 17. Juni 1886, schickte er seinen letzten Brief an Friedrich Theodor Vischer zusammen mit einem Exemplar seiner „Geharnischten Sonette“, die er gegenüber dem verehrten Mentor als „ein Machwerk von mir“ herunterspielte. Ihm war klar, dass der liberale Vischer „nicht mit allen meinen Anschauungen einverstanden sein“ würde. Dennoch hoffte er, dass dieser seine Gedichtsammlung „als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit für einen verehrten Lehrer“ annehmen würde.⁶³ Nachdem er Vischer noch gebeten hatte, „zu der Verletzung des Inkognito nicht beitragen zu wollen“, beschloss er seinen Brief mit dem Hinweis auf zwei handschriftlich beigefügte Sonette über den Tod des wenige Tage zuvor im Starnberger See ertrunkenen Bayernkönigs Ludwig II. („was sich mir in den letzten Tagen in Betreff der Tragik am Starnberger See aufgedrängt hat“). Eines soll hier wiedergegeben werden, weil sich daran erlauben lässt, wie sehr dieses Ereignis den monarchiegläubigen Landpfarrer in Ohmenhausen ins Herz getroffen hatte:

König Ludwig II. von Baiern

Wie stand er da in edler Jugendschöne,
Nicht mit des Königs stolzen Herrscherblicken.
Es glüht das Aug' in höherem Entzücken,
Es lauscht der Geist auf andrer Welten Töne,
Daß dem Alltäglichen er niemals fröhne,
Sich zu dem Höchsten suche zu entrücken.
Und doch ein König in den Augenblicken,
Wo's galt, daß er ein Werk willkräftig kröne.
Und doch gefallen tück'scher Macht zur Beute,
Dahin gesunken wie ein Held im Streite.
Durch aller Herzen Schmerzensteine klingen.
Ganz Deutschland trauert BaierVolk zur Seite.
Es ward zu schwer in seines Leibes Ringen.

Acht Tage, nachdem er diesen Brief an Vischer geschrieben hatte, fassten die „bürgerlichen Collegien“ der Gemeinde Ohmenhausen am 25. Juni 1886 den Beschluss, „dem Herrn Pfarrer Dr. Bunz in Anerkennung seiner Verdienste

⁶² Gottlob Bunz: Vom Gustav-Adolfs-Verein – Zum Feste desselben in Reutlingen am 8. und 9. Juni 1886, Reutlingen 1886.

⁶³ UB Tübingen, Md 787–126 (Brief Gottlob Bunz, Ohmenhausen, an Vischer vom 17. Juni 1886).

Am Montag den 25ten Juni 1886
 in 15 Mitgliedern
 Abends 7 1/2
 in Ohmenhausen
 in 4 Mitgliedern
 Abends 7 1/2

Protokoll
 den 25ten Juni 1886

Die hiesige Pfarrei
 Leppin-Bund
 von Frau Pastorin Dr.
 Bunz in Anerkennung
 ihres Verdienstes für die
 Gemeinde auf Grund der
 Urtheile des Gemeinderathes
 aus dem Jahre 1885 und
 vom 16ten Juni 1886 das
 Ehrenbürgerrecht der hiesigen
 Gemeinde zu verleihe.

Für die Anerkennung
 Gemeinderath Leppin-Bund

Altes	Dunz
Braun	Hildebrand
Woll	Kunze
Wol	Hellwich
Schick	Carsten
Meyer	

Beschluss des Gemeinderats von Ohmenhausen zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Pfarrer Dr. Bunz, Protokoll vom 25. Juni 1886.

für die Gemeinde [...] das Ehrenbürgerrecht der hiesigen Gemeinde zu verleihen.“⁶⁴ Obwohl von dieser Ehre zweifellos geschmeichelt, gab Gottlob Bunz auch jetzt nicht seine bislang erfolglos gebliebenen Bemühungen um Versetzung auf. Es sollte freilich noch mehr als ein Jahr dauern, bis man endlich seinem Wunsch stattgab und ihm, nach 16 abgelehnten Bewerbungen, mit Wirkung vom 2. August 1887 die Pfarrei Heldenfingen, eine arme Gemeinde östlich von Urspring auf der Schwäbischen Alb, übertrug. In dieser Gegend, wo so manche seiner Vorfahren zur Zeit der Ulmer Herrschaft gelebt hatten, war ihm nur noch eine kurze Zeit des Wirkens beschieden. Schon am 9. Juni 1888 starb Gottlob Bunz in Heldenfingen im Alter von 54 Jahren, nur neun Monate nachdem auch sein großes Vorbild Friedrich Theodor Vischer am 14. September 1887 gestorben war.



Das Pfarrhaus mit der evangelischen Heilig-Kreuz-Kirche in dem Albdorf Heldenfingen, der letzten beruflichen Station von Gottlob Bunz, wo er am 9. Juni 1888 im Alter von 54 Jahren starb.

Blickt man zurück auf das – gemessen an heutiger Lebenserwartung relativ kurze – Leben dieses Mannes, fühlt man sich unwillkürlich an das Wort Friedrich von Logaus aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs erinnert, wonach der Mittelweg zum Tod führt. Zweifellos vielseitig begabt, war es sein Schicksal, dass ihn das pietistische Milieu in Elternhaus und Schule früh zur Unterordnung und zum Gehorsam gegenüber Autoritäten erzogen hatte. Trotz gelegentlicher Ausbruchsversuche als Schüler und Student, die sich später in periodisch auftretenden Wellen unablässiger Versetzungsgesuche fortsetzten, blieb er doch zeitlebens ein Gefangener seiner Erziehung, der es nicht – wie zum Beispiel sein finanziell viel weniger abgesicherter Dichterpfarrerkollege Eduard Mörike – wagte, sich um seiner künstlerischen Existenz willen aus dem Pfarrdienst zu verabschieden. Schwankend zwischen Pflicht und Neigung versuchte Gottlob Bunz den kräftezehrenden Spagat, die Verpflichtungen des Pfarramtes mit seinen allzu großen Ambitionen als Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler in Einklang zu bringen. Beides zu vereinen, war

⁶⁴ StadtA Reutlingen, Gemeindearchiv Ohmenhausen Nr. 1642.

eine Unmöglichkeit, die zweifellos den frühen Tod des nach außen gemächlich wirkenden, innerlich aber zerrissenen und von Ehrgeiz getriebenen Dorfpfarrers, der seine Kräfte schon als junger Vikar seines Vaters überforderte, beschleunigt hatte.

Beerdigt wurde Gottlob Bunz am 11. Juni 1888 in Heldenfingen.⁶⁵ Die Witwe des Verstorbenen war danach alsbald in ihre Heimatstadt Tübingen zurückgekehrt. Dort wohnte Pauline Bunz geb. Tritschler in der Nähe ihres Elternhauses zunächst in der Brunnenstraße 1, später bis zu ihrem Tod am 28. November 1924 in der Neckarhalde 7, nicht weit vom Stift.⁶⁶ Begraben wurde sie wohl in Göppingen,⁶⁷ doch ist ihre letzte Ruhestätte dort heute ebenso in Vergessenheit geraten wie die ihres Ehemannes in Heldenfingen.⁶⁸ Die Gemeinde Ohmenhausen hatte ihren Ehrenbürger aber nicht vergessen und über hundert Jahre nach seinem Tod eine ins Neubaugebiet führende Straße nach ihm benannt.

⁶⁵ Evangelische Kirchengemeinde Heldenfingen, Totenregister 1888.

⁶⁶ Lt. Tübinger Adressbücher von 1898 (S. 77), 1914 (S. 113) und 1925 (S. 8).

⁶⁷ Die vom Neffen der Verstorbenen, dem Göppinger Apotheker Otto Tritschler, am 29. November 1924 in der „Tübinger Chronik“ veröffentlichte Todesanzeige nennt den 30. November 1924 als Begräbnisdatum und Göppingen als Begräbnisort für Pauline Bunz geb. Tritschler. Laut Auskunft der Friedhofsverwaltung Göppingen vom 28. Juli 2011 ist aber zum genannten Datum weder ein Begräbnis noch eine Feuerbestattung in Göppingen nachweisbar.

⁶⁸ Auskunft Friedhofsverwaltung Heldenfingen vom 27. Juli 2011.

Ars una: Der Kunsthistoriker Otto Fischer (1886–1948)

Von Nikolaus Meier

Der Kunsthistoriker Otto Fischer ist in der Geschichte der Kunstwissenschaft ein Sonderfall, denn wenn es ihm wie vielen seiner Generation selbstverständlich war, sowohl die alte wie die moderne Kunst zu erforschen und darüber wissenschaftlich zu publizieren, so war er unter ihnen der einzige, der zudem auch noch die Kunst Japans, Koreas und vor allem diejenige Chinas studierte und darüber grundlegende Werke vorlegte. Als der Ullstein-Verlag eine zehnbändige Kunstgeschichte plante, da vertraute man den Band über die asiatische Kunst ihm an. Und als Kenner der altdeutschen Kunst leitete er von 1921 bis 1927 die Staatlichen Kunstsammlungen in Stuttgart und von 1927 bis 1938 die Öffentliche Kunstsammlung in Basel, und in beiden Museen war er der Erste, der systematisch die Kunst der Moderne erwarb. Diese vielseitige Sicht auf die Werke der Kunst verschiedener Kulturkreise erlaubte es ihm, ein Projekt der *ars una* zu entwerfen und in den Kunstgeschichten der verschiedensten Länder eine gemeinsame Gesetzlichkeit der Kunstentwicklung zu postulieren. Seine Bedeutung rechtfertigt, dass die Reutlinger Geschichtsblätter seinen 125. Geburtstag erinnern wie schon seinen hundertsten!¹

Erste wissenschaftliche Werke

Otto Fischer entstammte begüterten Verhältnissen, die es ihm erlaubten, Kunstgeschichte zu studieren – damals noch kein Berufsweg, der einem einigermaßen sichere Berufsaussichten geboten hätte. Seine wissenschaftliche

¹ Aus Anlass des hundertsten Geburtstages des gebürtigen Reutlingers Otto Fischer ist in diesen Geschichtsblättern (Reutlinger Geschichtsblätter NF 25, 1986, S. 255–319) seiner gedacht worden: Seine Tochter Hilde Flory-Fischer schilderte die Familiengeschichte, Arno Piechorowski würdigte Otto Fischer als Kunsthistoriker und Museumsbeamten und Gustav Pfeiffer trug ein sorgfältiges Schriftenverzeichnis bei; ergänzt wurde diese Erinnerungsgabe mit zwei Aufsätzen Otto Fischers selbst, Beispiele der Spannweite seiner Interessen, nämlich „Die neueren Werke Max Beckmanns“ und „Die Crucifixus-Gruppe am Schreibtisch in Bebenhausen“, und durch von Helmut Märkt ausgewählte „Künstlerbriefe an Otto Fischer“. – Zur Ausstellung im Stadtarchiv Reutlingen zum 125. Geburtstag Otto Fischers vgl. Artikel „Ein Wegbereiter der Moderne“, in: Reutlinger General-Anzeiger, 7.6.2011. – Zu Otto Fischer siehe auch Günther Wirth: Wenn der Abend dem Morgen die Hand reicht. Zum Gedenken an den Stuttgarter Kunsthistoriker Otto Fischer, in: Stuttgarter Zeitung, 11.4.1973; Arno Piechorowski: Otto Fischer. Ein Leben für die Kunstgeschichte, in: Manfred Bosch u. a.



Otto Fischer am Pult zu Hause in Stuttgart (frühe 1920er Jahre).

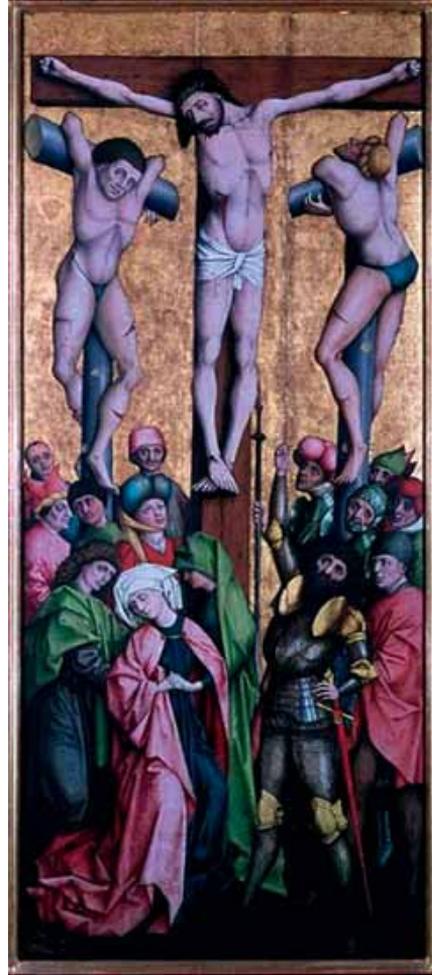
Biographie begann konventionell. Er studierte in Tübingen, München und in Wien bei Max Dvorak und vor allem in Berlin bei Heinrich Wölfflin, dem damals berühmtesten Kunsthistoriker deutscher Sprache. Seine Dissertation „Die altdeutsche Malerei in Salzburg“² zeigte eine herausragende Begabung für die Kunstgeschichte und starke intellektuelle Fähigkeiten. Dank seiner formsensiblen Kennerschaft gelang es ihm, seinen historischen Stoff souverän zu ordnen, was umso schwieriger war, als die Salzburger Malerei nicht zu der bedeutendsten ihrer Epoche gehört und die Werke der anonymen und Kleinmeister an keiner überragenden Persönlichkeit orientiert werden können. Neben der stilkritischen Analyse und Bestimmungsarbeit interessierte sich Otto Fischer aber auch für die kunsttheoretische Durchdringung seines Stoffes und arbeitete die ästhetischen Gesetzmäßigkeiten der Salzburger Malerei heraus, in dieser Intention theoretischen Ordners seinem Lehrer Heinrich Wölfflin, dem Autor der „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe“, verwandt.

(Hrsg.): Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950, Band 2.2, 2006, S. 919–925; Arno Piechorowski (Hrsg.): Briefe an Otto Fischer, 1924–1938, Reutlingen-Reicheneck 1994.

² Leipzig 1908 (Kunstgeschichtliche Monographien, Bd. 12).

Es spricht für seine Neigung zu wissenschaftlicher Spekulation, dass er den kürzeren, theoretischen Teil seiner Arbeit für den wichtigeren hielt.

Die Salzburger Lokalhistoriker waren für dieses Buch dankbar,³ strenge Kritik erfuhr es dagegen von einem Altersgenossen Otto Fischers, Hans Tietze, der ihn womöglich aus gemeinsamen Studienjahren in Wien kannte. Dessen brillant geschriebene Besprechung erschien in den von der Wiener Kunstwissenschaft beherrschten „Kritischen Berichten“, deren Ziel es war, die Kunstgeschichte auf eine wissenschaftliche Basis zu gründen, was immer das heißen mochte. In diesem Periodikum rezensiert zu werden, bedeutete eine Art Ritterschlag, nämlich dass sein Werk wissenschaftlich für so wesentlich gehalten wurde, dass an ihm generelle Probleme der Kunstwissenschaft, in diesem Fall die Erforschung der deutschen Kunst des Spätmittelalters, erörtert werden konnten.⁴ Neben Einzelheiten, die heute kein Interesse mehr finden können, warf Tietze Fischer vor allem seine gestelzte Sprache vor und seinen Hang zu gesuchten Argumentationen – Eigenheiten, die man auch in anderen Erstlingswerken finden kann. Aber man muss wissen, dass Tietze selbst in jenen Jahren mehrere Bände zur Salzburger Topographie publizierte und Otto Fischer durchaus ebenso streitbar seinen Kritikern entgeg-



Salzburger Meister, Kreuzigung, 15. Jh. Otto Fischer untersuchte die Salzburger Malerei des 15. Jahrhunderts in seiner Dissertation und behandelte darin diese Tafelmalerei, die sich im Kunstmuseum Basel befindet, das er von 1927 bis 1938 leiten sollte.

³ Besprechung von Widemann in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 49 (1909), S. 558–563.

⁴ Hans Tietze, in: Kunstgeschichtliche Anzeigen, Beiblatt der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 1910, S. 42–50.

nete.⁵ Dieser streitbare Ton in der kunstwissenschaftlichen Diskussion gehörte zu den jungen Leuten, welche die wissenschaftliche Strenge ihres Faches demonstrieren wollten – zum eleganten Fechten gehört nun einmal ein scharfes Florett.

Nach Abschluss seines Studiums reiste Otto Fischer durch Italien und Frankreich. In Paris müssen ihn die Werke der chinesischen Kunst im Musée Guimet so sehr fasziniert haben, dass er sich dem Studium der chinesischen Kunst zuwandte und sich schließlich an der Universität Göttingen beim Basler Heinrich Alfred Schmid für Kunstwissenschaft mit einer Schrift zur chinesischen Kunsttheorie habilitierte.⁶ Die Wahl dieses im traditionellen akademischen kunstwissenschaftlichen Betrieb neuartigen Themas zeigte schon Otto Fischers Mut und seine Lust, sich um die dort geltenden Muster wenig zu kümmern, dafür lieber Grenzen zu überwinden und Neues zu entdecken.⁷ Seine Darstellung ist gut geschrieben und sicher nützlich, fußte aber zu ihrem Nachteil nur auf lückenhaften Übersetzungen chinesischer Texte. Die wenigen Titel sind am Ende des Textes nur summarisch aufgeführt. Der Betreuer seiner Habilitation, Heinrich Alfred Schmid, war Spezialist altdeutscher Malerei und der Kunst Arnold Böcklins und hat nie über asiatische Kunstgeschichte publiziert. Otto Fischer legte Wert auf die neuartige Feststellung, dass die chinesische Malerei aus religiösen Wurzeln entstanden sei – sein Buch über die chinesische Malerei der Han-Zeit wird das zu belegen versuchen – und dass – und diese zweite Behauptung fand kaum Zustimmung – die chinesische Malerei zwar mit der chinesischen Schrift verwandt sei, sich aber entsprechend der taoistischen Naturphilosophie nicht aus ihr entwickelt habe, sondern aus der Anschauung der Natur.⁸ Wenn auch Fischers Versuch eines Entwurfes der chinesischen Kunsttheorie kaum Beachtung, vielmehr vor allem Kritik der Kenner asiatischer Kunst erfahren hat, so gehörte er seitdem doch zu den wenigen Wissenschaftlern deutscher Sprache, welche die Kunst Asiens erforschten. Eine universitäre Laufbahn schien damals vorgezeichnet.

In München im Kreis der „Neuen Künstler-Vereinigung“

Neben der wissenschaftlichen Neugier meldete sich aber auch eine genuin künstlerische. Deshalb nahm er seinen Wohnsitz in München, damals in Deutschland die Stadt mit der lebhaftesten Kunstszene und in nervöser Auf-

⁵ Otto Fischer: Entgegnung, in: Repertorium für Kunstwissenschaft 37 (1914), S. 237–242.

⁶ Die chinesische Kunsttheorie. Ein Versuch, in: Repertorium für Kunstwissenschaft 35 (1912), S. 1–26 und S. 143–158.

⁷ Eleanor von Erdberg: Die Anfänge der Ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland, in: Lorenz Dittmann (Hrsg.): Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte 1900–1930, Stuttgart 1985, S. 185–207.

⁸ Vgl. die Anzeige in: Ostasiatische Zeitschrift 1 (1912/13), S. 255.

bruchstimmung: Man erwartete eine neue Kunst, eine Kunst der Zukunft. Sein Lehrer Heinrich Wölfflin rief immer wieder dazu auf, die Künstler in ihren Ateliers zu besuchen, um dank dieses Umganges und der damit verbundenen Erfahrungen die eigene Wahrnehmung der Kunst erneuern zu lassen, hielt sich selbst aber ausschließlich an Adolf Hildebrand und seinen Kult der strengen Form. In Wien hatte Otto Fischer die moderne Malerei eines Gustav Klimt und der Expressionisten kennengelernt, und der genannte Hans Tietze und seine Frau Erika setzten sich für diese neue Kunst ein. Otto Fischer blieb ebenso wenig ein bloß passiver Beobachter des Kunstlebens, sondern besuchte die Künstler in ihren Ateliers und hielt Vernissagereden zu Eröffnungen von Ausstellungen moderner Kunst im Graphischen Kabinett Neumann.⁹ 1911 trat er der unter dem Vorsitz von Wassily Kandinsky 1909 gegründeten Gruppe „Neue Künstler-Vereinigung München“ bei.¹⁰ Und da erlebte er auch seine erste große Enttäuschung. Er plante eine Publikation über diese Gruppe mit dem Titel „Das Neue Bild“, gleichzeitig planten aber auch die Mitglieder Franz Marc und Wassily Kandinsky, einen Almanach herauszugeben. Diese suchten Kontakte zu Pablo Picasso und Henri Matisse, aber auch zu den Kunsthistorikern Georg Swarzenski in Frankfurt und Hugo von Tschudi in Berlin. Anders als der junge Otto Fischer waren sie beide Leiter von Museen und für die Künstler insofern interessant, als sie mit ihnen über Ausstellungsmöglichkeiten für ihre Werke diskutieren und verhandeln konnten.

Im Dezember 1911 traten Kandinsky und Marc mit Kubin und Gabriele Münter aus der Künstlervereinigung aus und stellten in der Galerie Thannhauser neben der „Neuen Künstler-Vereinigung München“ als selbständige Gruppe mit dem Namen „Der Blaue Reiter“ aus. Otto Fischer setzte sich nun für die „Neue Künstler-Vereinigung“ ein und publizierte im November 1912 ein Buch über sie mit dem Titel „Das neue Bild“, im gleichen Jahr, in dem auch der „Almanach des Blauen Reiters“ und Kandinskys Buch „Über das Geistige in der Kunst“ erschienen. Daraufhin traten auch Werefkin, Bechtejef, Jawlensky, Kogan und Mogilewitsch aus, weil Otto Fischer in seinem Buch gegen „abstrakte“ und „unverständliche“ Werke polemisiert habe. Johannes Eichner, der zweite Lebensgefährte von Gabriele Münter, sah in der Rückschau 1949 die Trennung der Gruppe und Otto Fischers Rolle so: „Die Zurückbleibenden, die Maßvollen, die Ordentlichen, kamen nun noch reiner zum Selbstbewusstsein ihres Ideals der besonnenen Form. Sie ließen ihren Standpunkt durch den Kunstgelehrten Otto Fischer, der sich später als Kenner Ostasiens

⁹ Felix Billeter (Hrsg.): Münchner Moderne. Kunst und Architektur der zwanziger Jahre, München 2002, S. 20 u. 259.

¹⁰ Dazu generell Annegret Hoberg und Helmut Friedel (Hrsg.): Der Blaue Reiter und das Neue Bild: von der „Neuen Künstlervereinigung München“ zum „Blauen Reiter“, München 1999.

einen Namen gemacht hat, in der prächtigen Veröffentlichung ‚Das Neue Bild‘ (1912) darlegen. In magistralem, fast feierlichem Ton, ganz ohne die Erregtheit der problemgeladenen Zeit, verfolgte er das Geschmackvolle und Wohlbegreifliche auch in den modernen, unnatürlichen Formensprachen der Kunst.“¹¹

Otto Fischer war auch gegen Kandinskys Beitrag in der 1911 von Alfred Walter von Heymel herausgegebenen Publikation „Antwort auf den Protest deutscher Künstler. Mit Beiträgen deutscher Künstler, Galerieleiter, Sammler und Schriftsteller“. Kandinsky schrieb ironisch an Kubin, sein Text „wurde stark von unserem neuen bedeutenden Mitgliede Dr. Fischer angegriffen und als Quatsch bezeichnet.“¹² Die Künstler Bechtejef, Jawlensky, Kanoldt, Scharff und Paul Klee gründeten 1914 die „Neue Münchner Sezession“. Und im Dezember 1920 wurde die „Neue Künstler-Vereinigung München“ schließlich aus dem Vereinsregister gestrichen. Diese künstlerische Konkurrenz hatte Otto Fischer zwar verloren, gehörte jedoch zu der kleinen Gruppe von Kunsthistorikern, die nicht nur die Tagesaktualität moderner Kunst reizte, sondern denen die moderne Kunst selbstverständlich soviel wert war wie die traditionelle. Heute ist das selbstverständlich. Wie groß das Risiko dieses Engagements für die Moderne damals aber war, wird gerade Otto Fischers Lebensweg zeigen.

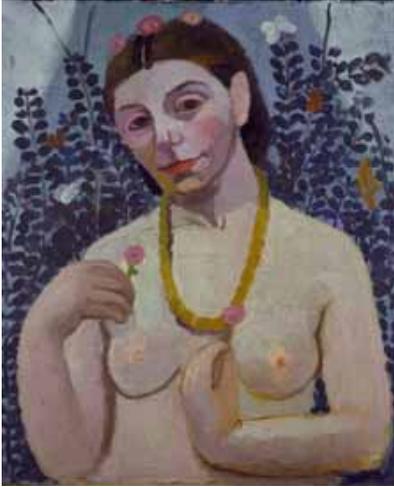
Schon als junger Mann von 26 Jahren also hat Otto Fischer drei weite Arbeitsfelder erkundet: die altdeutsche und die asiatische Kunst und schließlich die Kunst der Gegenwart. Dieses zielstrebige Arbeiten wurde jedoch durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen. Nachdem sein älterer Bruder Ernst gefallen war, fühlte sich Otto Fischer aus Liebe zum Vaterland dazu verpflichtet, selbst in den Krieg zu ziehen. Er überlebte ihn unverwundet, konnte aber in der Nachkriegszeit wie viele andere auch seinen einst eingeschlagenen Lebensweg eines Privatgelehrten nicht einfach weiterführen, sondern eröffnete in München ein Antiquariat. Daneben setzte er seine Studien zur chinesischen Kunst fort. 1921 konnte sein Buch „Chinesische Malerei“ erscheinen und musste schon ein Jahr später neu aufgelegt werden.

Leiter der Staatsgalerie in Stuttgart

1921 wurde Otto Fischer zum Hauptkonservator der Staatsgalerie in Stuttgart gewählt und im Jahr darauf zum Direktor ernannt. Während seiner Amtszeit gelang es ihm, für die Staatsgalerie Jerg Ratgebs Herrenaltar zu erwerben, eine Barockgalerie aufzubauen und die ersten Werke moderner Kunst auszustellen: Werke von Beckmann, Corinth, Otto Dix, Heckel, Hofer, Kirchner, Klee,

¹¹ Zitiert in: Das Neue Bild, S. 257, nach einem am 22. März 1949 in der „Neuen Zeitung“ München erschienenen Artikel.

¹² Ebd., S. 268.



Links: Paula Modersohn-Becker: Selbstbildnis mit Bernsteinkette II, 1906. Als Otto Fischer dieses außerordentliche Selbstporträt 1924 in der „Ausstellung Neuer Deutscher Kunst“ in Stuttgart präsentierte, wurde er von Frauenvereinen öffentlich kritisiert. 1939 konnte es sein Nachfolger in der Leitung des Basler Kunstmuseums Georg Schmidt mit einem Sonderkredit der Basler Regierung für die Öffentliche Kunstsammlung erwerben und so vor der Vernichtung durch die Nationalsozialisten retten. – *Rechts:* Paul Klee: Senecio (Baldgreis), 1922. Auch dieses Werk hatte Otto Fischer 1924 in Stuttgart gezeigt und 1931 für Basel erwerben können.

Otto Müller und Nolde. Als er Oskar Kokoschkas Porträt der Else Kupfer, obwohl mit Einverständnis der Museumskommission, erwarb, wurde er gezwungen, den Ankauf rückgängig zu machen.¹³

1924 organisierte er im Rahmen des Stuttgarter Kunstsommers die „Ausstellung Neuer Deutscher Kunst“ mit über 400 Gemälden, Plastiken und graphischen Blättern von Beckmann, Bissier, Campendonck, Dix, Feininger, Felixmüller, Hermann Haller, Heckel, Hodler, Hofer, Klee, Paula Modersohn-Becker, Munch, Nolde, Pechstein, Rohlf, Hermann Scherer, Schlemmer, Schmidt-Rottluff. Das kleine bräunliche bescheidene Ausstellungsheftchen enthält nur eine Werkliste, aber keinen Text, der die Werkauswahl begründen würde. Ihn publizierte Otto Fischer in der Veröffentlichung „Kunst und Kultur in Schwaben“. Der Text war eine mutige, großartige Kampfansage und sei hier ausführlich zitiert, weil er die Zeitstimmung und Otto Fischers künstlerische Absicht so gut wiedergibt: „Kunst ist nichts

¹³ Bruno Bushart: Meisterwerke der Stuttgarter Staatsgalerie, Honnef/Rhein 1957, S. 34. Siehe auch Peter Beye: Die Staatsgalerie Stuttgart, Geschichte und Auftrag, in: Stuttgarter Kunst im 20. Jahrhundert. Malerei, Plastik, Architektur, Stuttgart 1979, S. 136–143.

anderes als die sichtbare Gestaltung des Weltgefühls und der Weltanschauung. Auch in ihr hat noch jede Generation um die Verwirklichung ihres Weltbildes gerungen und gekämpft, noch jede hat es, war sie überhaupt schöpferisch, gegen die vorangehende und gegen die Tradition verwirklicht und durchgesetzt. Ohne diese Tatsache könnte von einer Kunstgeschichte im geistigen Sinn überhaupt nicht die Rede sein. Die Verwirklichung bedeutet auch hier einen Kampf, aber es ist nicht bloß ein Kampf der Künstler, den sie mit ihren Werken ausfechten, es ist auch ein Kampf, der immer wieder einsetzt, um die Wirkung, um die Geltung, um die Anerkennung einer neuen Kunst. Die schöpferische Jugend stürmt voran, sie tritt vor die Welt und verblüfft sie durch eine Anschauung, durch Werke, die allem Gewohnten widersprechen, sie erfährt Ablehnung und Widerspruch, Verachtung und Hohn, und lässt sich doch nicht beirren. Sie sucht und verfolgt mit innerer Notwendigkeit den ihr gegebenen Weg. Alle, die am Alten hängen, alle, denen die vollendeten Formen einer abgeschlossenen Kultur teurer sind als die gärenden und problematischen einer erst werdenden und sich erneuernden, werden zu allen Zeiten das Neue und Junge verachten und bekämpfen, sie werden es als unreif, als barbarisch, als gewollt und affektiert abreißen und ihm jede Geltung zu versperren suchen. [...] Diese einst revolutionären, nun aber fast durchweg zur Anerkennung schon gelangten Künstler, diese neue deutsche Kunst, die in den letzten zwanzig Jahren begonnen und allmählich sich durchgesetzt hat, in einem Gesamtbild zu zeigen, war die Absicht und die Aufgabe unserer Stuttgarter Ausstellung. Und es ist, soviel mir bekannt ist, zum ersten Mal überhaupt, dass in deutschen Landen eine solche Gesamtschau zu geben versucht worden ist.“¹⁴

Fachleute und Kunstkritik lobten diese Ausstellung,¹⁵ Aber die konfessionellen Frauenbünde forderten unter großem Protest, vielleicht allein schon wegen des Selbstbildnisses von Paula Modersohn-Becker – vom Berliner Tagblatt als „Schwabenstreich“ kommentiert –, die Entfernung gewisser „vollkommen unverständlicher Machwerke“, weil sie eine „unerhörte Zumutung gerade an die kunstsinnigen Frauen“ darstellten und allgemeines Ärgernis erregten. Die Studentenschaften schlossen sich an: „Da heißt es heraus zum Protest: Wacht auf und zieht den Degen für unsere deutsche Kultur und Kunst und duldet nicht, dass man uns Deutschen dermaßen Schmach antut. Wir Studenten vor allem haben die Pflicht, dafür einzutreten, dass man unsere deutschen Frauen und Mädchen nicht so beschimpft und entehrt.“ Der

¹⁴ Fritz Schneider und Julius Frank (Hrsg.): Kunst und Kultur in Schwaben (Stuttgarter Kunstsommer 1924), S. 82–96.

¹⁵ Die folgenden Zitate nach Bruno Bushart: Kurzer Stuttgarter Kunstsommer, in: Die zwanziger Jahre in Stuttgart, Stuttgart 1962, S. 32 ff., zitiert bei Tilman Osterwold: Der Württembergische Kunstverein Stuttgart 1827 bis 1977, in: 150 Jahre Württembergischer Kunstverein, S. 56–57.

Freiheitsdichterbund „Der Hain“ erhob bei der Staatsregierung „entschiedensten Einspruch gegen die Ausstellung Neuer Deutscher Kunst in Stuttgart“ und verlangte „entweder die sofortige Schließung oder die Entfernung solcher Bilder, die das deutsche Sittlichkeitsgefühl auf das gröbste verletzen.“ Ein „Kunstfreund“ konstatierte: „Was hier geboten wird, ist grobenteils ein Hohn auf das deutsche Empfinden. Man vergleiche nur einmal mit Grünewald und Dürer!“ und erinnerte an die politische Bedeutung einer solchen Ausstellung: „Jeder Ausländer würde mit Verachtung auf die Deutschen herabblicken.“ Als sollte die Geschichte vorweggenommen werden, trat kurz vor Schluss der Ausstellung noch die „Völkische Wacht“ auf den Plan. Die Macher der Werke müssten „als erste vor den von uns Völkischen so dringend geforderten Staatsgerichtshof zum Schutze des deutschen Volkes gezogen werden.“ Einen „Hauch bolschewistischen Geistes“ vermittelte Barlach; Nolde sei „von außerordentlicher malerischer Rohheit“ und gehöre mit Beckmann und Dix in die „Hochburg der Gemeinheiten“. Fischer wird einer „entarteten und volksfremden Literatur- und Virtuosen-gesellschaft“ zugezählt. „Wer sein deutsches Gefühl sich erhalten hat, der schaudert und zittert vor dieser neu-deutschen Kunst.“ Eine „sancte simplicitas“ rief schließlich in einer „harmlosen Plauderei“ den Stuttgartern zu, sie sollten nicht verzweifeln, die Ausstellung sei nur ein „Symptom einer vorübergehenden Zeitkrankheit, die bald der Vergessenheit anheimfallen wird“. Und ein „Simplicius Simplicissimus“ sekundierte eine Woche später, nach dem Besuch der Ausstellung sei ihn die Scham überkommen, „dass hier an geweihter Stätte solch unwürdige Gralsdiener hatten einziehen dürfen“.

Genug der Zitate. Otto Fischer konnte sich zwar von dem „Vorwurf der Obszönität“ amtlich reinigen lassen, der Landtag beschloss aber am 24. Januar 1925 einmütig, dass künftig „bei der Veranstaltung öffentlicher Kunstausstellungen auch Einfluss der Künstlerschaft durch Heranziehen ihrer Organisationen und ihrer selbst gewählten Vertreter in angemessener Weise sicher gestellt wird.“ Damit war Otto Fischer praktisch ausgebootet und als verantwortlicher Fachmann öffentlich gerügt. Recht eigentlich vorgeführt, musste er ahnen, welche Zeiten im Kommen waren. Im Landtag waren damals vor allem der Bauern- und Weingärtnerbund und der Vaterländisch-Völkische Rechtsblock vertreten gegen die Sozialdemokratische Partei; die Vertreter des Völkisch-Sozialen Blocks, die späteren Nationalsozialisten, waren vorerst eine Minderheit von nur 4 Prozent.¹⁶ Otto Fischer wurde gezwungen, das von ihm erworbene Gemälde Oskar Kokoschkas „Bildnis der Elfriede Kupfer“ zurückzugeben. Zum Ausgleich der modernen Ausstellung organi-

¹⁶ Vgl. Paul Sauer: Württemberg in der Weimarer Republik, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier und Meinrad Schaab, Bd. 4, Stuttgart 2003, S. 73–149, hier: S. 104.

sierte er ein Jahr später in der Staatlichen Kunstsammlung eine Präsentation schwäbischer Malerei des 19. Jahrhunderts.

Reise nach Asien

Nun sollte ihm zugute kommen, dass seinem 1921 erschienenen Buch „Chinesische Landschaftsmalerei“ Erfolg beschieden war und er sich damit einen Namen gemacht hatte, denn das Auswärtige Amt erteilte ihm den Auftrag, eine Reise nach Japan, China, Java und Bali zu unternehmen. Es war damals nicht unüblich, dass Kunsthistoriker etwa vom Auswärtigen Amt mit wissenschaftspolitischen Aufgaben betraut wurden. Die Beziehungen zwischen China und Deutschland waren seit dem Boxeraufstand 1900/1901 gegen die ausländischen diplomatischen Vertretungen in Peking und dessen Niederschlagung durch ein gemeinsames Expeditionsheer unter der Führung des preußischen Feldmarschalls Alfred Graf von Waldersee angespannt, vor allem auch wegen der berühmt-berüchtigten Hunnen-Rede Wilhelms II. Im August 1900 wurde Peking geplündert, und China war verurteilt, bis 1940 1,4 Milliarden Goldmark Reparationen zu zahlen.

Der Reisebericht Otto Fischers sollte ursprünglich nicht gedruckt erscheinen. Georg Schreiber jedoch, katholischer Priester, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster und als Vertreter der Deutschen Zentrumspartei Mitglied des Reichstages in den Jahren von 1920 bis 1933, nahm Otto Fischers Bericht in die Schriftenreihe „Deutschtum und Ausland“ auf, mit der er die Auslandsbeziehungen der deutschen Hochschulen fördern wollte.¹⁷ Seine Ernennung zum Ehrenberater der chinesischen Reichsmuseen in Peking, wie auf dem Titelblatt zu lesen ist, verlieh seinem Text eine eindrückliche Autorität. Wie erlebte er dieses Land, dessen Kunst ihn so begeisterte? Er verglich China mit Europa im Mittelalter: Zuerst sah er überall nur Schmutz, unreinliche Menschen, auffällige Häuser und die Baudenkmäler, meist aus Holz gebaut, zusehends verfallen. Er beklagte die Korruption der Beamten und den Niedergang der Geschäftsmoral. Überall stieß er auf vagabundierende Soldaten, denn nach dem Ende der Mandschu-Dynastie herrschte überall Chaos. Otto Fischer sollte eine Staats- und außenpolitische Analyse schreiben. Es ist bezeichnend für seinen weiten, offenen Blick, dass kaum die Hälfte seines Textes über das Verhältnis von China und Deutschland handelt, sondern auch die geschichtlichen und aktuellen Beziehungen zu England, Frankreich und Nordamerika in die Analyse einbezogen sind. Vor allem Frankreich bescheinigte er eine besondere Affinität zu China, lobte die französischen Forschungen zu Geschichte, Kunst und Literatur Chinas. Für die

¹⁷ Otto Fischer: China und Deutschland. Ein Versuch (Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur, hrsg. von Georg Schreiber, Bd. 12), Münster 1927.



Osaka. In der Universitätsbibliothek Basel befindet sich aus dem Besitz von Otto Fischer ein in blaues Leder gebundener, auf dem Vorderdeckel mit einer goldfarbenen Sonne verzierter und mit Goldschnitt versehener Band mit achtzig großformatigen Fotografien aus dem Volksleben und der Landschaft Japans.

deutsche Tradition chinesischer Kenntnis und Forschung nannte er für das 17. Jahrhundert den Jesuiten, Missionar und Astronomen Adam Schall, den Jesuiten und Polyhistor Athanasius Kircher, im 18. und 19. Jahrhundert die Dichter Herder, Goethe und Rückert und die Sinologen Ernst Faber, Georg von der Gabelentz und Ferdinand von Richthofen, der den Begriff „Seidenstraße“ geprägt hat, und schließlich im 20. Jahrhundert Friedrich Hirth, an dessen Festschrift sich Otto Fischer beteiligt hat.

Trotz dieser deutschen Tradition der Chinabegeisterung und Chinaforschung war sich Otto Fischer bewusst, dass die Chinesen allen Grund hätten, die Deutschen zu hassen, seitdem Kaiser Wilhelm II. den Begriff der „Gelben Gefahr“ geprägt hatte. Während seiner Reise konnte er jedoch feststellen – oder er wollte es so wahrnehmen –, dass die Deutschen in China wieder in einem besseren, ja guten Ruf stünden, ihr Ordnungssinn, ihr Arbeitsfleiß und ihre Sauberkeit geschätzt würden, ja sie wieder beliebt und geachtet seien. Vor allem stellte er fest, dass beide Länder, China und Deutschland, unter ungerechten Verträgen litten, beide trügen an der Last unabsehbarer Reparations-

zahlungen, aber beide hätten den Weg zu Freiheit und neuer Blüte entschlossen beschritten. Diesen äußeren aktuellen Bedingungen entspreche auch eine vergleichbare historische Entwicklung. Beide Länder nämlich seien über Jahrhunderte von fremden Mächten beherrscht gewesen, das deutsche Kaiserreich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, bis zu den Befreiungskriegen, und nun sei China in der gleichen politischen Situation. Diese Schicksalsverwandtschaft verpflichtet. Fischer fragte seine Leser: „Ein ähnliches Schicksal wiederholt sich im Osten wie im Westen. Ist es Zufall oder liegt es in einer Ähnlichkeit des inneren Wesens der Völker begründet?“¹⁸ Otto Fischer glaubte diese Ähnlichkeit beweisen zu können mit der ähnlichen universalen Herrschaft der beiden Kaisertümer und dem Glauben an die jenseitige Welt, welcher die chinesische wie die abendländische Kultur geprägt hatte. So wie erst dank der germanischen Völker die orientalischen, hellenistischen und römischen Traditionen im Christentum zu einer Erlösungsreligion verschmolzen worden seien, so sei der indische Buddhismus in eine chinesische Gestalt verwandelt worden. Und wenn er durch die alten chinesischen Gärten spazierte an den schlichten Lusthäuschen vorbei, da fühlte sich Fischer just an Weimar und Goethes Gartenhäuschen erinnert und knüpft daran die Feststellung an, beide Kulturen seien wesentlich literarische. Und er schloss: „Der Deutsche hat seit jeher das Hohe und Schöne auch der fremdesten Welten mit Begeisterung aufgefasst und mit Verständnis sich zu eigen gemacht. Kein Wunder, wenn das alte China tiefsinniger Weiser, wunderbar träumender Dichter und geheimnisvoller Künstler mit ehrwürdiger und rührender Sprache wie ein Verwandtes heute zu uns zu reden anhebt.“¹⁹ Die Aufforderung seines Berichtes an den Wissenschaftsorganisator Schreiber war kurz und bündig, dass in Deutschland die Erforschung Chinas gefördert werden müsse, wie in China deutsche Unterrichtsanstalten gefördert werden sollten.

In seiner kulturpolitischen Schrift steht die Kunst Chinas nicht im Zentrum, aber das Kapitel „China und das Abendland“ schließt Otto Fischer mit der Beobachtung: „Während Japan jede fremde Form unverändert und als Form übernahm und neben die bereits bestehenden eigenen Formen setzte, hat China stets die Aneignung, Durchdringung und Verschmelzung gesucht. Das Beispiel der Architektur ist typisch. Hier übernimmt das heutige China unbedenklich die Bautypen, Konstruktionsweisen und die Dekorationsmotive des Westens, aber es modelt sie gleichzeitig nach seinen eigenen Bedürfnissen, Überlieferungen, nach dem ihm eingeborenem Stilgefühl und Geschmack um. [...] Diese formende Kraft wird sich in allen geistigen und kulturellen Dingen bewähren. Das neue China wird sich durch noch so große Widerstände vollenden und eine Kultur in sich durchbilden, die für die ganze

¹⁸ Ebd., S. 75.

¹⁹ Ebd., S. 79.



Auf seiner Reise durch Japan von Dezember 1925 bis April 1926 hielt sich Otto Fischer verschiedene Male in Kyoto, dem kulturellen Zentrum Japans, auf.

Welt wertvoll sein wird.“²⁰ Deshalb hielt er auch fest, dass die ältere chinesische Kunst in der japanischen reiner erhalten sei als in der chinesischen selbst. Seit seinem Besuch von Paris im Jahre 1911 war Otto Fischer überzeugt, dass abendländische und ostasiatische Kultur und Kunst in Zukunft zueinander hin orientiert sein werden und müssen, und sah seine kunstgeschichtlichen Forschungen zur asiatischen Kunst als eine notwendige Ergänzung, ein notwendiges Gleichgewicht zu seiner Erforschung der abendländischen Kunst.

Wie musste dem Chinareisenden nach seiner Rückkehr das Leben in Stuttgart erschienen sein?

Otto Fischer übernimmt die Leitung der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel

Als die Stelle eines Leiters der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel zu besetzen war, bewarb er sich, zumal seine Mutter aus Basel stammte. Im folgenden

²⁰ Ebd., S. 42.

Jahr 1928 wird Alfred Rosenberg im Auftrag von Adolf Hitler den „Kampfbund für Deutsche Kultur“ gründen, und alle von Fischer erworbenen Bilder des Expressionismus werden bald im Kampf gegen die sogenannte „entartete“ Kunst beschlagnahmt werden, darunter Werke von Beckmann, Otto Dix, Ernst Ludwig Kirchner, Paul Klee!²¹

Basel konnte ihm vielleicht zu einer neuen Heimat werden, denn seine Mutter stammte aus der arrivierten Familie Linder. Auch seine beiden akademischen Lehrer Heinrich Wölfflin und Heinrich Alfred Schmid waren Basler, Schmid war inzwischen sogar Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität geworden und hatte in Museumsangelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzureden. Und Otto Fischer hatte schon früher in einzelnen seiner Schriften auf den Basler Bestand Bezug genommen.²² Otto Fischer verhandelte mit Regierungsrat Fritz Hauser, der in einem deutschen Stadtstaat den Titel Senator tragen würde, ein tüchtiger, willensstarker Sozialdemokrat mit einem untrüglichen Sinn für bedeutende, originelle Köpfe.²³ Er entschied sich über alle Kommissionen hinweg für Otto Fischer. Dass aber der Mann, der sich für die Moderne so stark machte, nach seinen in Stuttgart erfahrenen Kränkungen ausgerechnet in die Stadt zog, in welcher der konservative Jacob Burckhardt hoch verehrt wurde und in deren Kunstsammlung nur gerade ein modernes Bild zu sehen war, das des Schweizers Louis Moilliet „Im Zirkus“ von 1915, das verwundert doch. Suchte er bewusst die Herausforderung? Vielleicht hatte er einen stillen Fürsprecher in Georg Schmidt, streitbarer Kunstkritiker der Basler National-Zeitung und wie Fritz Hauser zum linken politischen Spektrum gehörend, Kämpfer für die Moderne und die jungen Basler Künstler, dem Otto Fischer als Autor des „Neuen Bildes“ und wagemutiger Veranstalter der Ausstellung „Neue Deutsche Kunst“ bekannt sein musste.

Otto Fischer wurde Ende 1927 zum Konservator, heute sagt man Direktor, der Öffentlichen Kunstsammlung, heute besser bekannt unter dem Namen Kunstmuseum Basel, gewählt. Zudem wurde er zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der asiatischen Kunst ernannt. Die Leitung des Museums bis 1938 wird die wichtigste

²¹ Nämlich 54 Gemälde und 355 Zeichnungen und graphische Blätter. Vgl. Corinna Höper: Vom „Museum der bildenden Künste“ zur neuen Staatsgalerie, in: Staatsgalerie Stuttgart. Die Sammlung. Meisterwerke vom 14. bis zum 21. Jahrhundert, München 2008, S. 9–22, hier: S. 14.

²² Otto Fischer: Oberdeutsche Federzeichnungen aus den Jahren 1457 und 1483, München 1923, v. a. S. 6–9.

²³ Zur Berufung des neuen Konservators Protokollbuch der Kommission für die Öffentliche Kunstsammlung 1925–1927, 11. Mai 1926; S. 62 f. und 64 f., 82, 132 f., 142 f., 148. Die Protokollbücher befinden sich im Archiv der Öffentlichen Kunstsammlung; im Folgenden zitiert mit den Jahreszahlen. – Otto Fischers Personalakten: Archiv der Öffentlichen Kunstsammlung G 07/14–16. – Zu Basel und Fritz Hauser siehe Charles Stirnimann: Die ersten Jahre des „Roten Basel“ 1935–1938 (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte, Bd. 13), Basel 1988.

Aufgabe seines Lebens werden. Die Basler Kunstsammlung ist eine der ältesten, wenn nicht die älteste öffentliche Kunstsammlung der Welt überhaupt. Übrigens wird Otto Fischer als Erster ihre Geschichte mit Unterstützung von Margarete Pfister-Burkhalter, Assistentin am Kupferstichkabinett, erforschen und darstellen; auf diese Geschichte der Kunstsammlung kann und muss man sich noch heute stützen.²⁴ Schon 1661 hatten die Basler Bürger selbst das berühmte Kabinett der Familie Amerbach erworben, in dem sich wichtige Gemälde und Zeichnungskonvolute der Holbein und anderer deutscher Künstler der Holbein-Zeit befanden. Diese Sammlung vermochte Besucher aus dem ganzen Kontinent anzuziehen. Ähnliche Kabinette, etwa der Familie Praun in Nürnberg, sind längst verkauft, andere in fürstliche Sammlungen integriert worden. Das Basler Kabinett war allerdings nur ausgewählten Besuchern zugänglich und niemand kümmerte sich um den Bestand, bis, wie an anderen Orten auch, Ende des 18. Jahrhunderts der allgemeine bürgerliche Kunstsinn recht eigentlich erwachte, die Sammlung gepflegt und mehr und mehr geöffnet und schließlich 1849 in einem neu erbauten Museum, dem ersten Museumsbau der Schweiz, repräsentativ ausgestellt wurde.²⁵ Wie bei den meisten Museen wuchs dank regen Sammelns der Bestand und wurden die Räumlichkeiten im Laufe der Zeit zu klein, so dass man schon Anfang des 20. Jahrhunderts ein neues Museum plante. Ein Wettbewerb löste den nächsten ab, bis schließlich, kurz nachdem Otto Fischer sein Amt antrat, ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben wurde. Diese doppelte Aufgabe musste ihn reizen: in der Heimatstadt seiner Mutter einer alten Sammlung vorzustehen, ihren Bestand zu pflegen und zu mehren und erst noch auf den Bau eines neuen Museums Einfluss nehmen zu können. Der Stadt Basel wiederum war es mit der Berufung Otto Fischers gelungen, einen bedeutenden und erfahrenen Kunsthistoriker mit weitem Horizont zu gewinnen.²⁶

Bei der Planung des neuen Kunstmuseums, der Beurteilung der verschiedenen Entwürfe, der Mitarbeit der Jury, der Baubegleitung lernte Otto Fischer die Basler sehr bald kennen. Auf verschiedenste Kommissionen war Rücksicht zu nehmen. Für den Deutschen Otto Fischer musste die Auseinandersetzung unter den Einwohnern der Stadt Basel befremdlich gewesen sein. Bisweilen wird diese Diskussionsdemokratie nicht nur sein Staunen erweckt, sondern auch seinen Ärger regelrecht provoziert haben. Er sah sich in ein ihm

²⁴ Otto Fischer; Margarete Pfister-Burkhalter: *Geschichte der Öffentlichen Kunstsammlung*, in: *Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums Basel 1936*. – Christian Geelhaar: *Kunstmuseum Basel. Die Geschichte der Gemäldesammlung und eine Auswahl von 250 Meisterwerken*, Basel 1992.

²⁵ Nikolaus Meier: *Identität und Differenz*, zum 150. Jahrestag der Eröffnung des Museums an der Augustinergasse in Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 100 (2000), S. 121–192.

²⁶ Die Akten zu Otto Fischer im Staatsarchiv Basel: ED-REG 1 a1/375; Erziehung CC 28 a; Universitätsarchiv XI 3.3.352.

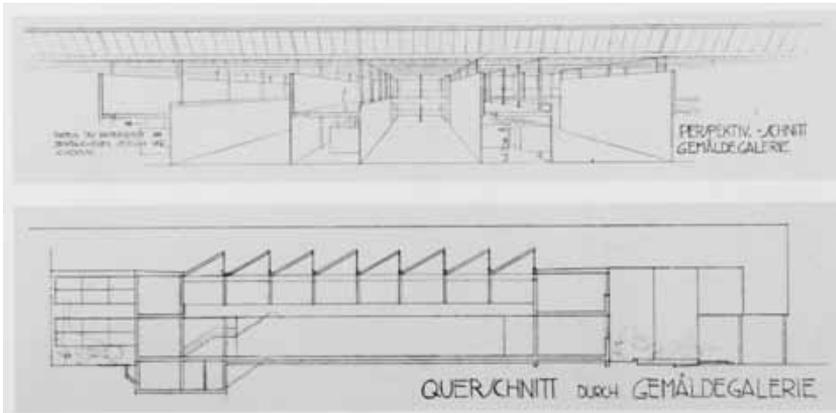
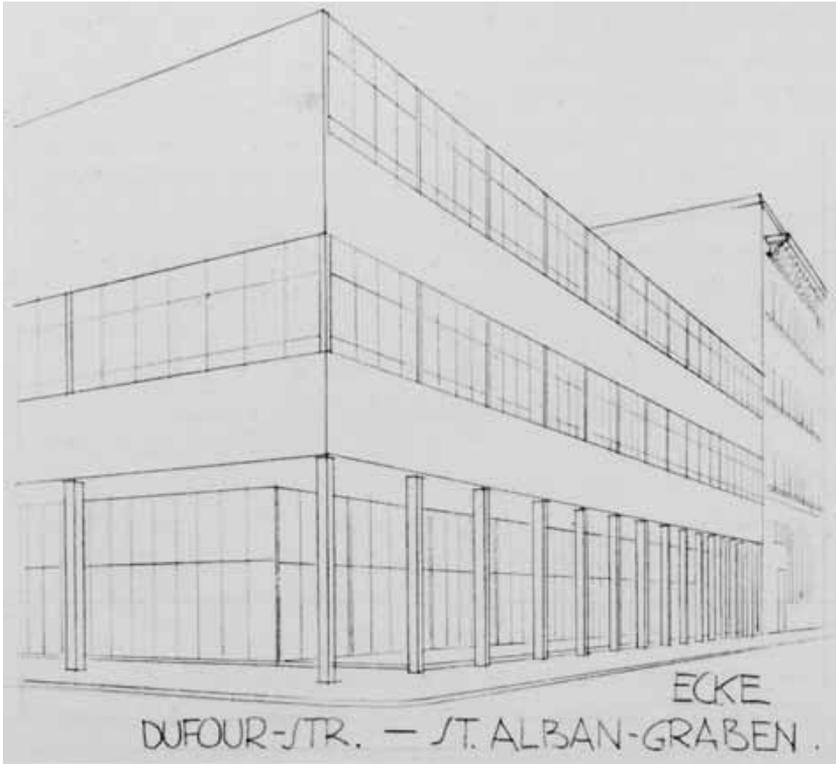
fremdes politisches Milieu versetzt – für einen so intelligenten und ungedulden Menschen eine wahre Prüfung. Er wehrte sich dagegen, dass in den Kommissionen auch Laien mitentscheiden, und wurde dafür von der Regierung gerügt.

Jetzt ist daran zu erinnern, dass Handlungen und Meinungen von Kommissionen, Kunstkritikern und Publikum immer bestimmt sind von der jeweiligen Gegenwart. Das ist eine Binsenwahrheit, und auf sie müsste nicht besonders hingewiesen werden, wenn unsere Geschichte nicht in jenen Zwanziger-, Dreißiger- und Vierzigerjahren spielte; sie waren nicht nur politisch unruhig, gefährlich und schließlich tragisch, auch um Kunst und Architektur wurde gestritten, weil man Werke der Bildenden Kunst und der Architektur immer als Ausdruck eines politischen Bekenntnisses sah. Alle waren in den Zeitumständen gefangen, in der Polarität von links oder rechts, gut oder böse, ehrlich oder verlogen. Deshalb hat sich damals eine künstlerische Diskussion bald einmal zu einem handfesten Kunststreit entwickeln können. Auch Otto Fischer wurde nolens volens bald in einen solchen Streit hineingezogen.

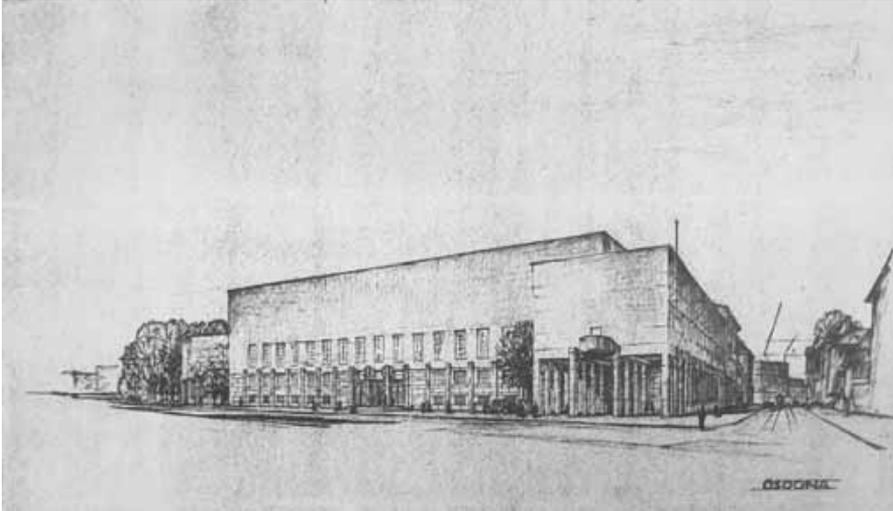
Auf die verschiedenen kleinlichen Querelen muss hier nicht eingegangen, sondern nur auf das hingewiesen werden, was für die Kenntnis von Otto Fischers kunstwissenschaftlichen Überzeugungen aufschlussreich ist. Wichtig ist, den Irrtum, der in der Literatur herumgeistert, zu korrigieren, dass Otto Fischer für den Museumsbau Paul Bonatz engagiert und mit ihm zusammen das Museum geplant habe. Das trifft in keiner Weise zu.²⁷ Paul Bonatz wurde zwar zu einem Mitglied der Jury bestimmt, aber Otto Fischers Kandidat war er nicht. Gemeinsam mit Fritz Hauser hatte er sich niemand anderen als Le Corbusier gewünscht, weil dieser unabhängig sei und von „einigermaßen internationalem Ruf“.²⁸ Der Basler Baudirektor lehnte dieses Ansinnen ab. Auch ihren zweiten Kandidaten, Karl Moser, der in Basel eben die erste moderne Betonkirche gebaut hatte und die noch heute in jeder Architekturgeschichte als Ikone modernen Bauens abgebildet wird, wurde nicht in die Jury gewählt, denn die Konservativen wehrten sich mit Händen und Füßen gegen Vertreter der modernen Architektur. Le Corbusier versus Bonatz – diese Konstellation hatte ihre Parallele in Stuttgart: Le Corbusier war 1927 am Bau der Weißenhofsiedlung, der modernen Mustersiedlung des Deutschen Werkbundes, beteiligt, Bonatz 1933 am Bau der Kochenhofsiedlung, mit ihrer kleinbürgerlichen Architektur ein bewusstes Gegenmodell. Otto Fischer war unbestreitbar für die moderne Baukunst! Er gehörte zu den Mitarbeitern der Schrift „Museum der Gegenwart“ und publizierte einen Aufsatz über Max Beckmann just in jener Nummer, in der Karl Schneiders Gebäude des

²⁷ Wolfgang Vogt; Roland May (Hrsg.): Paul Bonatz (1977–1956), Tübingen 2010, S. 228–230.

²⁸ Nikolaus Meier: Die Stadt Basel den Werken der Kunst, Basel 1986, S. 60.



Werner Moser: Wettbewerb Kunstmuseum Basel 1928, Ansicht von der Wettsteinbrücke und Schnitt durch die Gemäldegalerie. Werner Moser war zur Zeit des Wettbewerbes Mitglied der „Kollektivgruppe Schweizer Architekten“ an der Werkbundaustellung in Stuttgart-Weißenhof (1927).



Rudolf Christ, Paul Büchi: Wettbewerb Kunstmuseum Basel 1928, Ansicht von der Wettsteinbrücke aus. Rudolf Christ ging schließlich als Gewinner aus den Wettbewerben hervor. Er passte den Stil des Museums dem monumentalen Neorenaissancestil der unmittelbar benachbarten Nationalbank an und bemühte sich doch, den traditionellen Bauformen ein modernes Aussehen zu geben. Paul Büchi eröffnete ein eigenes Architekturbureau in Amriswil.



Hans Schmidt: Wettbewerb Kunstmuseum Basel 1928, Ansicht von der Wettsteinbrücke aus. Hans Schmidt war führender Theoretiker und Architekt des Neuen Bauens in der Schweiz. Die Ansicht und der Grundriss seines Projekts sind als Beispiele eines modernen Museumsbaus bekannt geworden.

Hamburger Kunstvereins publiziert wurde, einem der frühesten kubischen Bauten in Deutschland.²⁹

Der Wettbewerb für das neue Museum erbrachte 107 Entwürfe. Alle aktuellen Stilrichtungen waren vertreten. Die modernen fanden gar keine Gnade, denn Paul Bonatz plädierte dafür, dass die Architektur eines Museums „dem alten Kulturwert“ einer Kunstsammlung entsprechen müsse.³⁰ Deshalb wurden nur Entwürfe prämiert, die diesen Kulturwert zu veranschaulichen versprachen. Den ersten Preis errang das Projekt des Architekten Rudolf Christ aus Basel. Die modernen Entwürfe waren aber in der Ausstellung des Wettbewerbes zu sehen, darunter etwa derjenige von Werner Moser, dem Sohn von Karl Moser, und derjenige von Hans Schmidt. Letzterer war übrigens der einzige, der in der Ausstellung mit dem Namen des Architekten beschriftet war – aus Propaganda-Zwecken, denn sein Bruder Georg schlug die Werbetrommel für das Projekt seines Bruders. Gemeinsam mit einem Künstlerfreund polemisierte er in der Presse gegen die „Stuttgarter Monumentalschule“.³¹ Mit diesem Begriff wollte man Paul Bonatz und, fälschlicherweise, auch Otto Fischer diskreditieren. Dieser war aber nach wie vor gegen die traditionelle Architektursprache: Was Bonatz „alten Kulturwert“ nannte, apostrophierte er in seinen Notizen geringschätzig als „Palazzo Ducale“, zu Werner Mosers Projekt notierte er sich aber „Stil Le Corbusier“.³² Da der Gewinner des Wettbewerbes Rudolf Christ bislang noch keinen so großen Bau mit komplizierten technischen und ästhetischen Ansprüchen ausgeführt hatte, wurde Paul Bonatz schließlich immer wieder für Beratungen beigezogen.

Indessen, die Erinnerung an Otto Fischer blieb in Basel leider an jenen monumentalen Stil gebunden, in dem schließlich das Museum gebaut wurde. Bald einmal wurde die Architektur des Kunstmuseums von den Architekturkritikern zu den Vorläufern nationalsozialistischer Architektur gezählt und im Ausland als siegreiche Manifestation der neuen faschistischen Architektur gefeiert.³³ In späteren Jahren wertete man die Architektur von Paul Bonatz als faschistoid, weil in den Dreißiger- und Vierzigerjahren sich in der Tendenz zur Monumentalität die politische Bewegung des Nationalsozialismus manifestiert hatte. Und fälschlicherweise wurde Otto Fischer mit diesen politischen Überzeugungen in Verbindung gebracht.

In Basel wurde der Museumsbau von Christ und Bonatz lange abgelehnt. Erst seit den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts spricht man neutral

²⁹ Museum der Gegenwart 1, 1930, S. 112–116.

³⁰ Meier (wie Anm. 28), S. 63.

³¹ Meier (wie Anm. 28), S. 79. – Theodor Fischers Fassade des Württembergischen Kunstvereins in Stuttgart wurde schließlich tatsächlich zu einem Vorbild für die Fassade des Basler Kunstmuseums; vgl. Winfried Nerdinger: Theodor Fischer. Architekt und Städtebauer, Berlin und München 1988, S. 257 f.

³² Meier (wie Anm. 28), S. 78 f.

³³ E. E. Pfannschmidt in: Baugilde vom 25. Feb. 1938.



Kunstmuseum Basel: Der Neubau des Architekten Rudolf Christ, 1936.

von der Architektur der Zwischenkriegszeit. Umso mehr genoss der Entwurf von Hans Schmidt großen Ruhm; gerade weil sein Museum nicht gebaut wurde, vermochte es als Phantom eine enorme Suggestion auszuüben und galt lange Zeit als die große verpasste Chance, bis eine Generation, die nicht mehr in der Dualität Tradition gegen Moderne befangen war, gelassener der Qualität der Architektur und ihrem Rang als Beispiel der Architektur der Zwischenkriegszeit gerecht werden konnte.³⁴

Otto Fischers Ankäufe

Jede Sammlung ist lebendig, sie ist dem Wandel des Geschmackes unterworfen, neue Werke kommen dazu, die gleich groß bleibenden Ausstellungsräume zwingen zur Selektion, Werke werden in ein Depot versorgt. Nach Jahren zeigt eine Sammlung ein anderes Gesicht, und so besteht in Basel der Bau des Kunstmuseums weiterhin, aber nicht mehr alle Erwerbungen Otto Fischers prägen den Charakter des Museums. Da jedoch die Erweiterung der Sammlung eine seiner wichtigsten Aufgaben war, muss hier seine Erwerbungsstätigkeit für die Basler Kunstsammlung in genügender Breite vorgestellt werden, auch wenn dieser Aufsatz in den Reutlinger Geschichtsblättern erscheint. Im Folgenden soll auf jene Erwerbungen hingewiesen werden, denen Otto Fischer selbst eine besondere Bedeutung beimaß und sie deshalb in den gedruckten Jahresberichten hervorhob. Zitate aus den gedruckten Jahresberichten oder den Protokollen der Kunstkommission sollen seine Begründungen deutlich werden lassen. Aus den Textpassagen erfährt man, welche Motive Otto Fischer leiteten: Manchmal waren die Erwerbungen wichtig zur Ergänzung eines schon vorhandenen Bestandes der Sammlung, manchmal – das gilt vor allem für die Ankäufe der Moderne –, um neue Sammlungsgruppen aufzubauen, und schließlich entschied er sich für einen Ankauf manchmal als schierem persönlichem Bekenntnis. Vergessen werden darf nicht, dass manch ein Ankauf hart erkämpft werden musste. Otto Fischer verfügte auch als leitender Konservator juristisch nur über das Vorschlagsrecht, er musste die Mitglieder der Kommission bisweilen einzeln überzeugen oder zwischen den verschiedenen Interessengruppen vermitteln, und nicht die leichteste Aufgabe war die Beschaffung der Ankaufsmittel.

Selbstverständlich hatte der Basler Museumsdirektor immer die Vermehrung des altdeutschen Bestandes im Auge, bildete er damals doch noch den einzigen bedeutenden Schwerpunkt der Öffentlichen Kunstsammlung und war doch die altdeutsche Malerei Otto Fischers erstes Forschungsgebiet. Schon im Jahr 1928 konnte er zwei Werke von Konrad Witz – „Ecclesia“ und „Engel der Verkündigung“ – erwerben, zwei Tafeln des Heilsspiegelaltars. Allerdings

³⁴ Nikolaus Meier: Kunstmuseum Basel. Die Architektur, Basel o. J.



Links: Konrad Witz: Verkündigungensengel, um 1435. Diese Tafel gehört zum sogenannten Heilsspiegelaltar, einem in der Zeit des Basler Konzils geschaffenen Flügelaltar. – *Rechts:* Meister von 1445: Die Speisung der beiden Einsiedler Antonius und Paulus. Beide Kunstwerke konnte Otto Fischer mit Sonderkrediten für Basel erwerben.

gelang es, so der Hinweis im Jahresbericht, nur dank eines Sonderkredites und Beiträgen der Gottfried Keller-Stiftung und Privater,³⁵ „unserer Sammlung zwei weitere Teile des großen Altarwerkes zu gewinnen, das jener Bahnbrecher einer neuen Malerei, einer der größten deutschen Meister, um die Mitte der dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts in unserer Stadt aufgerichtet hat.“³⁶

Die Geldbeschaffung zu dieser Erwerbung war selbst bei diesen beiden für die Geschichte und Kunstgeschichte der Stadt Basel außerordentlich wichtigen Werken recht mühsam gewesen. Aufgrund dieser Erfahrung beschloss der Große Rat 1932 – und da muss man hinzufügen: auf Drängen Otto Fischers –, den erst Ende 1927 im Rahmen des neuen Universitätsgesetzes erhöhten Kredit für die Öffentliche Kunstsammlung von 26 000 Franken mit

³⁵ Im Folgenden wird oft Bezug genommen auf die Protokollbücher der Kommission für die öffentliche Kunstsammlung Basel. Sie befinden sich in deren Archiv. – Protokollbuch 1927–1929, S. 23, S. 32 f., 38, 40 f. u. 45 f.; Staatsbeitrag 200 000 Franken, Gottfried Keller-Stiftung und Private je 50 000 Franken.

³⁶ Jahresberichte der Öffentlichen Kunstsammlung 1928–1930, S. 7 f. (im Folgenden abgekürzt zitiert Jahresberichte mit den betreffenden Jahreszahlen).

einem außerordentlichen Kredit von 300 000 Franken zu ergänzen, damit die Kunstsammlung außerordentliche Ankäufe tätigen könne. Im gleichen Jahr schon bot Fürst Prinz Max Egon II. von Fürstenberg aus seiner Gemäldegalerie in Donaueschingen ein für Basel besonders wichtiges Hauptwerk der frühen oberrheinischen Malerei, das Tafelbild „Die heiligen Einsiedler Antonius und Paulus“, via den Kunsthändler Karl Haberstock an: „[...] die Altartafel mit dem frommen Gespräch der heiligen Einsiedler Antonius und Paulus, die 1445 datiert ist und auf der man in der Tiefe der Landschaft ein Tor erblickt, das die größte Ähnlichkeit mit dem Basler Spalentor hat, wie es um jene Zeit ausgesehen haben muss.“ War die Tafel allein schon als geschichtliches Dokument ein wichtiger Zuwachs für die Galerie, so erst recht wegen ihrer künstlerischen Qualität: „Ihre harmonische Bildföugung, die stille Innigkeit frommer Empfindung in den Heiligen und der göttlichen Glorie, vor allem aber die zart und sorgsam durchgebildete intime Landschaft machen dieses Bild zu einem der stimmungsvollsten und schönsten oberdeutschen Werke aus jener Frühzeit unserer alten Malerei.“³⁷ Ebenfalls aus der Fürstenbergischen Sammlung erwarb Otto Fischer die zwei Tafeln „Christus am Ölberg“ und „Die Grablegung Christi“ des Meisters von Schloss Lichtenstein, auch sie Zeugnisse der Kunst um Konrad Witz.

Aus Treue zu seiner alten süddeutschen Heimat erwarb Otto Fischer 1931 ein Gemälde von Hans Thoma, der, zeit seines Lebens als ein großer Künstler gefeiert und auch in Basel durch Ausstellungen in der Kunsthalle hoch geehrt, heute zu jenem 19. Jahrhundert gehört, das man eher gering schätzt. Über den Erwerb des Gemäldes „Der Frühling“ heißt es im Jahresbericht: „Es ist sodann möglich gewesen, eines der schönsten Werke von Hans Thoma, den Frühling oder Fröhlingsreigen aus dem Jahre 1873 in unseren Besitz zu bringen. In seiner Verbindung von märchenseeliger Naturerfülltheit und höchster malerischer Frische vertritt dieses Bild die glücklichste Periode von Thomas Schaffen, es ist uns auch als ein Eindruck von der Landschaft der benachbarten Schwarzwäldertäler besonders lieb. Wir verdanken diese Erwerbung den Beiträgen zahlreicher großmütiger Stifter und einem Sonderkredit der Basler Regierung, ohne die sie nicht möglich gewesen wäre.“³⁸ Dieser Ankauf bedeutete ein Sieg Otto Fischers gegen die Kommission. Er hielt es „für eines der schönsten Bilder nicht bloß Thomas, sondern der ganzen deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts“, liest man im Sitzungsprotokoll. Otto Fischer wollte alle Mitglieder von dieser Erwerbung überzeugen, indem er darauf hinwies, dass auch Oscar Reinhart in Winterthur es gerne erwerben möchte.³⁹ Vergeblich – man sah wohl, dass der Thoma gut sich in das Böcklin-Ensemble ein-

³⁷ Jahresberichte 1933–1935, S. 6 f.

³⁸ Jahresberichte 1931–1932, S. 5.

³⁹ Sitzung vom 25. November 1930, Protokollbuch 1929–1931, S. 107 und ebenfalls S. 116 und S. 127.



Hans Thoma: Der Frühling, 1873. Diese Erwerbung – ein Geschenk der Basler Regierung – ein Geschenk der Basler Regierung, des Freiwilligen Museumsvereins und zahlreicher Kunstfreunde im Jahr 1931 – ermöglichte es Otto Fischer, den damals noch hochberühmten und hochverehrten Maler aus dem Schwarzwald auch in der Basler Galerie angemessen zu präsentieren.

fügen würde, hätte aber ein Werk von Gustave Courbet oder Vincent van Gogh vorgezogen und konnte sich nicht zu einem Kauf entscheiden. Aber Fischer verstand es, die Kommission zu umgehen, Fritz Hauser, den Vorsteher des Erziehungsdepartements, auf seine Seite zu ziehen, und auch der Präsident war davon überzeugt, dass man nicht bloß die französische, sondern auch die süddeutsche Kunst, so nah der Stadt Basel, ins Auge fassen sollte. Die Kommission war schließlich vor ein *fait accompli* gestellt. Das kostete Otto Fischer Sympathien! Um die besondere Bedeutung dieser Erwerbung zu betonen, organisierte er mit dem Geiger Adolf Busch, der von 1926 bis 1939 in Basel wohnte, und dem Pianisten Rudolf Serkin, dessen Schwiegersohn, im Böcklinsaal der Kunsthalle ein Morgenkonzert.

In Stuttgart hatte Otto Fischer in der Schau „Neue Deutsche Kunst“ auch Werke des Schweizerers Ferdinand Hodler ausgestellt. Die Basler Kunstsammlung besaß indessen nur wenige Werke, weil man in Hodler den Konkurrenten Arnold Böcklins

sah. Deshalb hielt Otto Fischer fest: „Ein besonders bedeutendes und bezeichnendes Werk von Hodler wäre für unsere Sammlung sehr wichtig.“ Als sich im Mai 1929 eine Gelegenheit bot, argumentierte er: „Das vorliegende Bild gehört zu seinen stärksten Schöpfungen, voller Kraft und Gewalt, aber noch ohne die späteren Manierismen. Es ist ein Bild von besonderer malerischer Kultur.“⁴⁰ Es dauerte über ein Jahr, bis der Ankauf schließlich zustande kam, weil man gleichzeitig eine umfangreiche Sammlung von Einblattholzchnitten erwerben wollte und einmal mehr Gönner suchen musste. Dann aber gelang es: „Bei weitem die wichtigste Erwerbung unter den Neueren hat unserem bisher eher bescheidenen Besitz an Werken Ferdinand Hodlers einen starken

⁴⁰ Sitzung vom 7. Mai 1929, Protokollbuch 1927–1929, S. 101 ff.



Ferdinand Hodler: Das mutige Weib, 1886. Otto Fischer gelang es, der Kunst Hodlers neue Freunde zu gewinnen und schließlich dieses frühe Werk 1929 mit finanzieller Unterstützung des Freiwilligen Museumsvereins und zahlreicher Kunstfreunde zu erwerben.

Mittelpunkt gegeben. Es ist das große Breitbild: ‚Das mutige Weib‘. 1886 entstanden, ist es vielleicht der gewaltigste und lebensvollste Wurf jener Jahre, da Hodler sich aus der zeichnerisch strengen und tonal zurückhaltenden Darstellung des Zuständlichen zu einer dramatischen und monumentalen Gestaltung von wandbildmäßiger Größe hindurchrang.“⁴¹

Auch die sogenannten Wegbereiter der Moderne erwarb Otto Fischer von allem Anfang an: schon 1928 Paul Gauguins Pastell „Les paroles du diable“ direkt aus der Ausstellung im Kunstverein und zwei Jahre später Gauguins „Bildnis des Malers Achille Granchi-Taylor“ von 1885. „Es scheint uns in seinen hellen blauen Tönen in dem feinen Spiel des Lichts ein besonders gutes Beispiel von Gauguins impressionistischer Zeit, darüber hinaus aber auch ein typisches Werk der französischen Bildnismalerei aus der Nachfolge Manets und seiner Altersgenossen. In der sicheren Natürlichkeit des menschlichen Ausdrucks, in der fein abgewogenen dekorativen Farbenverteilung lässt es schon den späten und reifen Gauguin ahnen.“⁴²

Bei bedeutenden Erwerbungen hilft immer auch der glückliche Zufall mit. Am 31. Januar 1934 lag ein überraschendes Angebot von über 60 Blatt Cézanne-Zeichnungen mit weit über 100 Einzelstudien vor, die meisten aus der

⁴¹ Jahresberichte 1928–1930, S. 35.

⁴² Jahresberichte 1928–1930, S. 55 f.

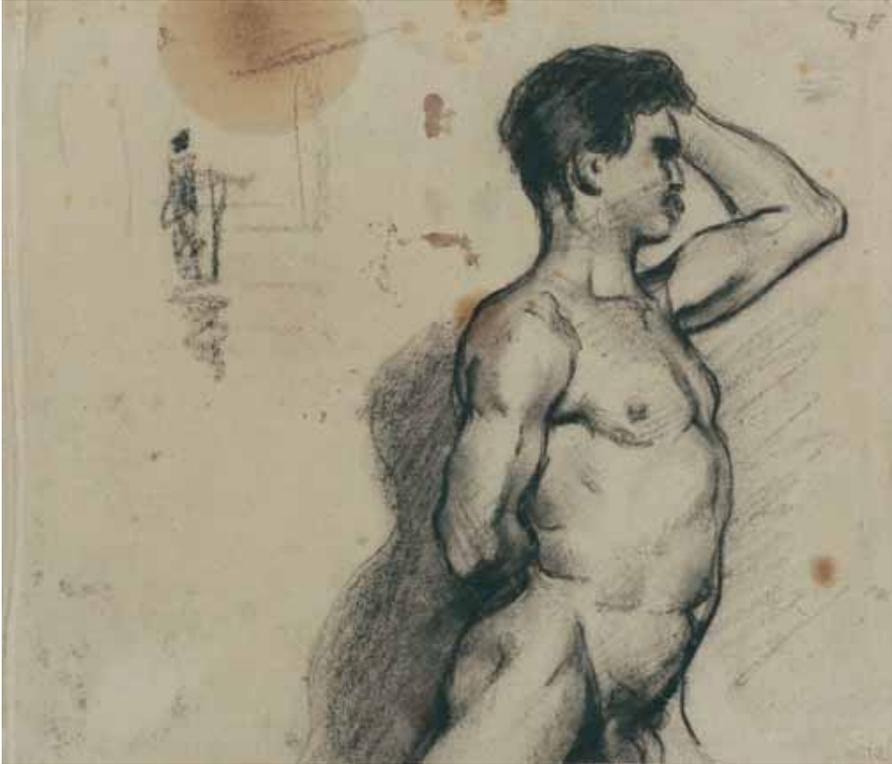


Paul Gauguin: Bildnis des Malers Achille Granchi-Taylor, 1885. Otto Fischer erweiterte während seiner Amtszeit in Basel nicht nur den Bestand altdeutscher Malerei, den bisherigen Schwerpunkt der Sammlung, sondern baute mit den ersten Ankäufen von Werken der Postimpressionisten das Ensemble französischer Malerei des 19. Jahrhunderts auf.

Frühzeit des Künstlers.⁴³ Im Jahresbericht wurde die erfolgreiche Akzession verkündet: „[...] eine Sammlung von 63 Blatt großenteils doppelseitiger Studien von Paul Cézanne, die aus dem Nachlass des Meisters stammen und die als wohl einziges Corpus dieser Art die wertvollsten Aufschlüsse über das gesamte Schaffen und die bildformende Anschauung dieses heute noch grundlegenden Künstlers geben.“⁴⁴ Und es war eine glückliche Fügung, dass es im folgenden Jahr nochmals möglich wurde, den Bestand der Cézanne-Zeichnungen um 75 Zeichnungen aus zwei Skizzenbüchern zu bereichern, dank des Sammlers Robert von Hirsch, der als jüdischer Flüchtling in Basel wohnte

⁴³ Protokollbuch 1932–1934, S. 127–130.

⁴⁴ Jahresberichte 1933–1935, S. 25 f.



Paul Cézanne: Aktstudie, 1867–1870. Dieses Werk kaufte Otto Fischer 1934 für die Öffentliche Kunstsammlung Basel an.

und die Hälfte des Kaufbetrages beisteuerte.⁴⁵ Und auch Otto Fischer schenkte ein Blatt.⁴⁶

Aber meistens reichten in Basel die finanziellen Mittel nicht aus, Werke des Impressionismus zu erwerben. Einzelne Mitglieder der Kommission wollten keine Werke neuerer französischer Kunst ankaufen: Man könne auch bei den aktuell günstigen Preisen nicht mit den französischen Museen mithalten, man solle nicht „großhausig“ werden, sondern die Erwerbspolitik „ihren heimischen Charakter“ behalten.⁴⁷ Im Jahr 1934 stellte Otto Fischer von Mai bis Oktober im Untergeschoss der Kunsthalle „eine große, früher in Deutsch-

⁴⁵ Protokollbuch 1934–1935, S. 77; Jahresberichte 1933–1935, S. 38; Dieter Koepplin: Der Erwerb des Cézanne-Zeichnungen in Basel 1934/5, in: Paul Cézanne. Die Basler Zeichnungen, Basel 1988, S. 12–18.

⁴⁶ Jahresberichte 1933–1935, S. 25 f.

⁴⁷ So etwa Prof. Speiser in der Sitzung vom 15. Februar 1933, Protokollbuch 1932–1934, S. 24.



Links: Emil Nolde: Blaue Iris II, 1915. Emil Nolde gehörte zu jenen Künstlern, die Otto Fischer 1924 in Stuttgart ausgestellt hatte und derentwegen er so sehr in Kritik geraten war, dass er schließlich 1927 die Stadt verließ und nach Basel wechselte. Dort war es ihm dann möglich, das eine oder andere 1924 präsentierte Werk zu erwerben. – *Rechts:* Vincent van Gogh: Mademoiselle Gachet am Klavier, 1890. Die finanziellen Mittel erlaubten es Otto Fischer nur einmal, ein Werk dieses berühmten Künstlers zu erwerben. Freilich zählt die Darstellung der Gemahlin von van Goghs Mäzen Paul Gachet zu dessen bedeutendsten Werken.

land befindliche Sammlung französischer Gemälde des 19. Jahrhunderts aus: Delacroix und Daumier, Corot und Courbet, Manet, Monet, Pissaro und Siyley, Degas, Toulouse-Lautrec, Cézanne und van Gogh waren hier mit insgesamt 60 Meisterwerken vertreten.“⁴⁸ Und so gelang es schließlich in diesem Jahr doch, van Goghs Bild „Mademoiselle Gachet au piano“ zu erwerben – der wichtigste Ankauf des Jahres, direkt von der Familie Gachet. „Wir hatten schon seit Jahren nach einem Hauptwerk van Goghs gesucht“, berichtete Otto Fischer, „und auch jetzt ist uns der endgültige Entschluss, vor allem aus finanziellen Gründen, nicht leicht geworden. Wir glauben aber, mit diesem in erstaunlicher Farbenfrische erhaltenen Werk nun ein prächtiges, eindrucksvolles

⁴⁸ Jahresberichte 1933–1935, S. 23 f.

volles Beispiel der Kunst des Meisters zu besitzen, der von allen seinen Zeitgenossen noch uns Heutigen das Stärkste zu sagen hat.“⁴⁹

Ankäufe der Moderne

Otto Fischer war der erste Konservator, der kontinuierlich Werke moderner Kunst erwarb. In der Galerie hing damals, wie bereits erwähnt, nur *ein* Gemälde moderner Kunst, der „Zirkus“ von Louis Moilliet, erworben 1915 von Paul Ganz, der das Museum von 1901 bis 1919 leitete und die Galerie als eine Nationalgalerie schweizerischer Kunst weiter ausbauen wollte, auch mit Werken der Gegenwart.

Bei seinen Ankäufen moderner Kunst setzte Otto Fischer seine in Stuttgart gemachten Erfahrungen um. Einer jener Künstler, die Fischer ausgestellt hatte, der aus Rümtingen im Markgräflerland gebürtige Hermann Scherer, war 1927 in Basel gestorben. Aus seinem Nachlass konnten für das Kupferstichkabinett 71 Blätter erworben werden und 20 Blätter kamen als Geschenk dazu. Auch wenn der Leiter des Kupferstichkabinettes, Hans Kogler, sich um die Ankaufsmittel bemühte, so war dieses Bekenntnis zum Künstler Hermann Scherer doch ganz im Sinne Otto Fischers. In Stuttgart hatte er auch Werke von Emil Nolde ausgestellt und war deshalb heftig kritisiert worden. In Basel war in der Kunsthalle 1928 vom 11. Oktober bis zum 4. November die erste monographische Ausstellung Emil Noldes in der Schweiz mit 169 Nummern zu sehen. Es war eine Verkaufsausstellung. Eine ganze Anzahl Aquarelle fanden Käufer, aber niemand konnte sich dazu entschließen, ein größeres Gemälde zu erwerben. Der Leiter der Kunsthalle Wilhelm Barth bedauerte in seinem Brief an Nolde vom 22. November 1928, dass „leider wieder der mit im Laufe meiner hiesigen Amtszeit so wohlbekannt gewordene Krämergeist der alten Kaufmannsstadt Basel neu erwacht und hartnäckig geblieben“ sei.⁵⁰ Ein Jahr später, im November 1929, wagte Otto Fischer die Erwerbung eines Gemäldes: Am 12. Dezember 1929 entschied man sich für das Blumenbild „Blaue Iris“ von 1915. Im Jahresbericht schrieb Fischer: „Er ist der Führer und Wegbereiter einer Gruppe von Künstlern, deren Wirkung auch bei uns stark verspürt worden und gewiss noch nicht erschöpft ist.“⁵¹ Dem Künstler schrieb er am 11. Februar 1930: „Es ist übrigens das erste Bild eines lebenden modernen deutschen Malers, das in unsere Galerie gekommen ist und es ist zu hoffen, dass es bald noch mehr und gute Gesellschaft finden wird.“⁵² Fischer hängt das Bild unter Werke der Basler Gruppe Rot/Blau als

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Beat Stutzer: Emil Nolde und die Schweiz, Chur 1998, S. 11.

⁵¹ Jahresberichte 1928–1930, S. 56.

⁵² Otto Fischer: Neuerwerbungen der Öffentlichen Kunstsammlung, in: Basler Nachrichten 86. Jg. Nr. 44, 14. Februar 1930, 1. Beilage.



Links: Hermann Scherer: Selbstbildnis, 1926. Große Hoffnungen setzte man in Basel in den aus Rümningen im Markgräflerland stammenden, von Ernst Ludwig Kirchner beeinflussten Künstler. Der Mitgründer der Gruppe „Rot-Blau“ starb jedoch schon 1927 im Alter von 33 Jahren. – *Rechts:* Ernst Ludwig Kirchner: Bildnis Otto Fischer, Kaltnadelradierung, 1924. Otto Fischer stand Ernst Ludwig Kirchner besonders nahe und setzte sich oft für ihn ein, wie zahlreiche Briefe belegen.

Beispiel und Herausforderung für die lokalen Künstler. In Stuttgart war 1924 auch Paul Klees „Senecio“ von 1922 zu sehen gewesen und 1931 erwarb es Otto Fischer aus der in der Kunsthalle gezeigten Klee-Ausstellung „als ein Beispiel der jüngsten, einer abstrakten Anschauung sich nähernden Kunst-richtung“⁵³.

Die engsten Beziehungen pflegte Otto Fischer zu Ernst Ludwig Kirchner. Schon in der Stuttgarter Ausstellung präsentierte er Werke Kirchners. Er besuchte im Sommer 1924 die von Georg Reinhart im Kunstverein Winterthur organisierte Kirchner-Ausstellung und versuchte, für Stuttgart das Bild „Bauernmittag“ zu erwerben.⁵⁴ Otto Fischer muss sich wohl dazu entschlossen haben, als er in einem an ihn gerichteten Brief Kirchners lesen konnte: „Ihre Ausstellung im verg. Sommer hat doch großes Aufsehen gemacht, noch

⁵³ Jahresberichte 1931, S. 5.

⁵⁴ Ernst Ludwig Kirchner: Der gesamte Briefwechsel: „Die absolute Wahrheit, so wie ich sie fühle“, hrsg. und komm. von Hans Delfs, Zürich 2010, im Folgenden zitiert mit Briefnummer und Bandnummer. Kirchner an Georg Reinhart am 15. Juli 1924, Nr. 1274, Bd. 2, S. 742.

jetzt höre ich öfter davon mit großer Anerkennung reden.“⁵⁵ Otto Fischer bemühte sich 1925 um das Bild „Der rote Turm“. Die öffentliche vehemente Kritik an seiner Ausstellung hielt ihn also keineswegs davon ab, den Bestand an moderner Malerei in der Stuttgarter Sammlung zu vermehren! Als er die Leitung der Kunstsammlung in Basel übernahm, besaß das Museum noch kein einziges Werk Ernst Ludwig Kirchners. Das war umso merkwürdiger, als Kirchner einen großen Einfluss auf junge Basler Künstler ausübte, vor allem auf Scherer und Albert Müller, und Kirchner verstand das selbst nicht, hatte er doch dem Kupferstichkabinett fünf druckgraphische Werke geschenkt. 1930 erwarb das Kabinett zwei und 1932 ein graphisches Blatt. 1935 organisierte Fischer gemeinsam mit Kogler im Kupferstichkabinett eine Ausstellung des Künstlers. Daraus wurden sechs Aquarelle und Zeichnungen erworben, zu denen der Künstler noch zwei dazuschienkte.⁵⁶ Das mochte an Otto Fischer gelegen haben, schrieb Kirchner doch an seine Frau Erna: „Fischer war furchtbar nett. Kaufte für etwa 500 frcs Blätter.“⁵⁷ Und Fischer lud ihn auch zu sich nach Hause ein, um mit ihm bis zwei Uhr früh seine Sammlung japanischer Graphik anzuschauen; Fischer verglich etwa Kirchners Holzschnitt „Waldfriedhof“ von 1933 mit Werken von Hirohige.⁵⁸ Ein paar Tage später teilte Kirchner seiner Frau mit: „Fischer ist sehr, sehr unbeliebt überall leider, armer Mensch. Zu mir ist er wieder sehr nett. Gestern sahen wir bei ihm Holzschnitte an aus Japan und China, wie ich sie noch nie sah. Es gibt chinesische, jap. ‚Expressionisten‘ und Daumiers etc. etc. Dienstag geht es weiter mit dem Ansehen der Arbeiten. Er hat eine ungeheure Sammlung und darin lebt er.“⁵⁹

Mit dem Erwerb eines Gemäldes war Otto Fischer jedoch kein Glück beschieden. Schon 1934, als er der Kommission ein Gemälde von Kirchner („Paar mit Cigarette“) und eines von Nolde („Duo“) als den Repräsentanten der beiden Pole im deutschen Expressionismus zum Kauf vorstellte und sich für sie mit der Bewertung aussprach, sie seien „von großem und noblem Stil“, da stimmten just die beiden Künstler der Kommission gegen den Ankauf.⁶⁰ Als Kirchner in der Basler Kunsthalle ausstellte, schrieb er an seine Frau Erna: „Der Boden ist sehr heiß hier auch und alles ist irgendwie verzankt oder gereizt. Fischer ist rührend jetzt. Er hat es auch nicht leicht, alle sind gegen ihn.“⁶¹ Man erfährt aus Kirchners Briefen auch ein wenig warum. So weigerte sich Fischer etwa, dem Kunstverein den Mitgliederbeitrag zu zahlen.⁶² Und

⁵⁵ Kirchner an Otto Fischer am 20. Feb. 1925, Nr. 1413, Bd. 2, S. 841–842.

⁵⁶ Die Ausstellung fand vom 24. Feb. bis zum 23. Juni 1935 statt. – Kirchner an Erna am 22. Feb. 1935, Nr. 3063, Bd. 3, S. 1838 f.

⁵⁷ Kirchner an Erna am 22. Feb. 1935, Nr. 3063, Bd. 3, S. 1838 f.

⁵⁸ Ebd. und Kirchner an Erna am 9. Mai 1935, Nr. 3091, Bd. 3, S. 1854.

⁵⁹ Kirchner an Erna am 12. Mai 1935, Nr. 3094, Bd. 3, S. 1856.

⁶⁰ Protokollbuch 1932–1934, S. 141 u. S. 146 f.

⁶¹ Kirchner an Erna am 12. Mai 1935, Nr. 3095, Bd. 3, S. 1857.

⁶² Kirchner an Huggler am 23. März 1933, Nr. 2823, Bd. 3, S. 1701 f.

1937 – in Deutschland war das Kesselreiben gegen Kirchner und andere moderne Künstler schon laut im Gange –, da wurde im Basler Kunstverein eine Kirchner-Ausstellung vorbereitet und der Künstler konnte dem Leiter der Kunsthalle Lucas Lichtenhan mitteilen, „daß Herr Fischer sehr warm dafür eintritt, daß die Ausstellung jetzt gemacht würde, so schön wie möglich. [...] Er meinte, die Basler wären der diffamierten Kunst gut gesinnt.“⁶³ In einem zweiten Brief hieß es: „Ein Tag nach dem ersten Brief an Sie kam ein sehr für eine jetzige Ausstellung eingestellter von Herrn Fischer, der versuchen will, etwas für das Museum zu erwerben.“⁶⁴ Kirchner stellte sich auch schützend vor Fischer; so schrieb er an den Leiter der Kunsthalle: „Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß Herr Dr. Fischer sehr warm dafür eintritt, daß die Ausstellung jetzt gemacht würde so schön wie möglich. Er ist Ihnen also gar nicht Feind, sondern durchaus freundlich gesinnt. Er hat eine raue Schaaale [sic], aber im Kern ein Mann, der für die Kunst ist, ein wenig brutal vielleicht. Er meint, daß vielleicht ein Ankauf fürs Museum kommen könne.“⁶⁵ Schließlich wurde doch kein Werk Ernst Ludwig Kirchners erworben. Am 15. Juni 1938 starb der Künstler, und seinem Förderer war es bei seinem besten Willen leider nicht gelungen, während seiner Amtszeit die Kunstsammlung mit einem Gemälde jenes Künstlers, den er immer gefördert hatte, zu bereichern. Auch wenn die Kommission sich 1937 zuerst für das Gemälde „Bergatelier“ erwärmen konnte, zog man nach weiteren Überlegungen doch eine schweizerische Berglandschaft vor und schließlich versandete die Sache ganz.⁶⁶

Sicher hätte Otto Fischer auch gerne ein Werk Max Beckmanns erworben. Denn während seiner Basler Jahre schrieb er 1930 einen Aufsatz über den Künstler, den dieser als einen der besten, wenn nicht den besten überhaupt hielt, der über ihn geschrieben worden ist: „Daß es wohl so das erste Mal ist, daß ich mich so etwas wie verstanden fühle“, schrieb Beckmann.⁶⁷ Der Verleger Piper, der von der gegenseitigen Hochachtung von Künstler und Kunsthistoriker wusste, wird Beckmann 1948 Otto Fischers Buch „Chinesische Plastik“ senden.⁶⁸ Aber offensichtlich hatte sich nie eine Gelegenheit ergeben, je über ein Angebot zu verhandeln.

Einen bedeutenden Ankauf regte Otto Fischer an, von dem in den gedruckten Jahresberichten nie die Rede ist: das großformatige Bildnis des Reichspräsidenten Friedrich Ebert von Lovis Corinth. In Basel war im Frühjahr 1936 in der Basler Kunsthalle eine Corinth-Ausstellung zu sehen. Otto Fischer

⁶³ Kirchner an Lucas Lichtenhan, 16. Okt. 1937, Nr. 3426, Bd. 3, S. 2056.

⁶⁴ Kirchner an Lucas Lichtenhan, auch 16. Okt. 1937, Nr. 3426, Bd. 3, S. 2056.

⁶⁵ Kirchner an Lucas Lichtenhan am 15. Okt. 1937, Nr. 3424, Bd. 3, S. 2053.

⁶⁶ Protokollbuch 1937, S. 45, 13. Nov. 1937, und S. 46, 29. Nov. 1937.

⁶⁷ Max Beckmann an Otto Fischer, Frankfurt 9. Nov. 1930 (Max Beckmann: Briefe II 1925–1937, bearb. von Stephan von Wiese, München 1994, Nr. 545, S. 180 f.).

⁶⁸ Beckmann, Briefe III, S. 480.



Lovis Corinth: Bildnis des Reichspräsidenten Friedrich Ebert, 1924. 1937 konnte das Porträt des seinerzeit verfeimten Sozialdemokraten für die Basler Sammlung erworben werden. Nach dem Krieg hing das Gemälde einige Jahre in der Villa Hammerschmidt in Bonn, dem damaligen Amtssitz des deutschen Bundespräsidenten.

regte die Mitglieder der Kunstkommission an, gemeinsam die Ausstellung zu besuchen und daraus ein Werk zum Ankauf auszuwählen.⁶⁹ Man fasste das „Herrenbildnis“ ins Auge und mit dem Argument, „das Bild selbst wäre ein sehr bedeutender Gewinn für unsere Sammlung, denn es ist eine der großartigsten Schöpfungen des Künstlers“, wollte Fischer in der Sitzung vom 4. Mai die letzten Zweifler überzeugen.⁷⁰ Da die Museumskasse wieder einmal leer war, suchte er geschickt beim Sozialdemokraten Fritz Hauser Unterstützung für den Ankauf des Bildnisses vom Parteiorganisator und Gewerkschafter Friedrich Ebert. Und Regierungsrat Hauser fand sogar seinerseits Geldmittel bei den Basler Gewerkschaften! Dieses Bild war in jener Zeit ein politisches Manifest, das Otto Fischer unterstützte. Allerdings war es schließlich nicht einfach, das Bild zu erwerben; man bewahrte vorerst Stillschweigen über den im Erziehungsdepartement am 12. April 1937 gefassten Entschluss. Um die Ausfuhr nicht zu gefährden, riet Otto Fischer der jüdischen Kunsthändlerin Helcia Täubler, über die der Ankauf abgewickelt werden sollte, Corinths Porträt von Reichspräsident Friedrich Ebert auf den Ausfuhrpapieren nur ein „Herrenporträt“ zu betiteln, damit die Nationalsozialisten, die Ebert verachteten, nicht aufgeschreckt würden und schließlich das Bild zurückhalten würden.⁷¹ Das Bild hing im Kunstmuseum vorerst getarnt als Leihgabe. Nach dem Krieg, als Gustav Heinemann Bundespräsident war, hing es zeitweilig in der Villa Hammerschmidt in Bonn, im damaligen Amtssitz des Bundespräsidenten.

Plastik im neuen Museum

Nach der Eröffnung des Museums im Jahr 1936 war es für die Gestaltung der Räume notwendig, nach Angebot und Möglichkeit frei stehende Plastiken zu erwerben. Das gelang Otto Fischer in seinem letzten Amtsjahr 1938. Aus dem Besitz von Harry Graf Kessler ersteigerte man Aristide Maillols „Cycliste“: „Der reizende, in der Ponderation so ausgewogene, im plastischen Spiel so lebendige Jünglingsakt“ wurde im Franzosensaal ausgestellt.⁷² Dann erwarb das Museum ein Werk großer Plastik, das, sobald es in der großen Halle des ersten Hauptgeschosses aufgestellt war, dem ganzen Raum einen neuen Sinn gab: „La grande ombre“, eine mächtige Bronzefigur Rodins. Der starke Ein-

⁶⁹ Sitzung vom 23. März 1936, Protokollbuch 1936–1937, S. 26

⁷⁰ Protokollbuch 1936–1937, S. 34.

⁷¹ Vgl. Sitzungsprotokolle 1936–1937, S. 72, 76, 97 u. 102 f.; Esther Tisa Francini und Anja Heuss: Fluchtgut – Raubgut. Der Transfer von Kulturgütern in und über die Schweiz 1933–1945 und die Frage der Restitution (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Bd. 1), Zürich 2001, S. 139 u. S. 314 f.

⁷² Jahresberichte 1936–1939, S. 40.

druck, der nun von Rodin'scher Plastik erweckt wurde, fand eine Ergänzung in dem großen Kopf, den Rodin beim Studium der Bronze­gruppe „Die Bürger von Calais“ machte. Und noch ein viertes Beispiel bedeutender französischer Plastik wurde in diesem Jahr erworben: der große „Frauentorso“ von Aristide Maillol.

Auffallend ist, dass Otto Fischer keine Werke des 17. und 18. Jahrhunderts erwarb; er hat auch nie darüber publiziert. Mit wenigen Werken ergänzte er den Bestand schweizerischer und deutscher Malerei des späten 18. und 19. Jahrhunderts, darunter Werke von Arnold Böcklin.

An der Universität

Seinem weiten kunsthistorischen Horizont entsprechend, hätte Otto Fischer einem Weltkunstmuseum vorstehen sollen. Die fernöstliche Kunst spielte indessen in Basel keine Rolle. Im Kupferstichkabinett waren während seiner Amtszeit zwei Ausstellungen zur asiatischen Kunst zu sehen: „Chinesische Graphik aus dem Besitz von Otto Fischer“⁷³ und „Chinesische Bilder und Drucke aus der Sammlung DuBois-Raymond“.⁷⁴

Wenigstens an der Universität Basel konnte Otto Fischer Vorlesungen zur asiatischen Kunst halten.⁷⁵ Wann immer seine verschiedenen Aufgaben wie administrative Leitung des Museums, Begleitung des Museumsbaus, Konzeption der Sammlung und Erforschung ihrer Geschichte es erlaubten, hielt er Vorlesungen und Übungen. Er hatte nur zwei Schüler: Heinz Mode schrieb seine Dissertation über „Die Skulptur Ceylons“ und Claus Krieg über



Aristide Maillol: *Le coureur cycliste*, 1907/8. Otto Fischer begann nicht nur, die Sammlung französischer Malerei aufzubauen, sondern erwarb im Hinblick auf die Eröffnung des Kunstmuseums 1936 auch plastische Werke, unter anderem von Aristide Maillol, Auguste Rodin und Wilhelm Lehmbruck.

⁷³ 15. Dezember 1928 bis 3. Januar 1929.

⁷⁴ Sammlung in Berlin-Potsdam, 24. April bis 22. Mai 1932.

⁷⁵ Staatsarchiv Basel UA XI 3,3.

„Chinesische Möbel der späten Ming- und der frühen Ch'ing-Zeit“.⁷⁶ Claus Krieg wandte sich später der modernen Kunst zu⁷⁷ und Heinz Mode begründete nach dem Zweiten Weltkrieg an der Universität Halle die Asiatische Kunstwissenschaft.

Rückzug aus dem Amt

Wer sich in die Otto Fischer betreffenden Akten vertieft, dem zeigt sich eine gescheite Persönlichkeit: kompetent, kenntnisreich in Museumstechnik, sensibel in der Ausstellungspraxis, ideenreich, inspirierend, aber auch zur Ungeduld neigend und bisweilen von intellektuellem Hochmut – eine reiche Persönlichkeit, der es aber nicht gelingen wollte, die Menschen für sich zu gewinnen.

Otto Fischer agierte manchmal zwar sachlich begründet, aber höchst un-diplomatisch. Als etwa die Katholische Administration in St. Gallen 1930 einem deutschen Händler graphische Werke verkaufte, weil das Angebot der Öffentlichen Kunstsammlung etwas niedriger war, da forderte Otto Fischer – durchaus zu Recht –, dass die Schweiz wie die meisten anderen Länder auch ein Kunstschutzgesetz erlassen und, da die Mittel der Gottfried Keller-Stiftung immer weniger wurden, einen Eidgenössischen Fond zum Erwerb alter Kunst einrichten sollte, wie einer bereits für die moderne Kunst bestand. Er forderte also Anstrengungen zur Erhaltung nationalen Kunstgutes. Aber er, der Deutsche, schließt seinen Aufruf in der Neuen Zürcher Zeitung erschreckend undiplomatisch: „Denn wir leben nicht für den Tag und die Werke unserer alten Meister sind es wert, daß sie Gemeingut des ganzen Volkes werden. Andere Völker, z. B. das faschistische Italien, geben uns ein starkes Beispiel, wie die lebendige Gegenwart einer großen Vergangenheit den Stolz auf das eigene Wesen und den Willen, Neues zu schaffen, beflügelt.“⁷⁸

Dass Otto Fischer sich nicht in dieses schweizerische System einfügen konnte, nahm man ihm, der an einer exponierten Stellung repräsentieren musste, übel: Was damals ein Deutscher tat, beobachtete man in jenen Jahren sehr genau, gängige menschliche Eigenheiten war man in einer solchen Zeit zu tolerieren wenig bereit. Außer zu Alfred Heinrich Schmid pflegte Fischer keinen Kontakt zu anderen Kunsthistorikern, erst recht nicht zu den beiden

⁷⁶ Joseph Gantner: Der Unterricht in Kunstgeschichte an der Universität Basel 1844–1938, in: Kunstwissenschaft an Schweizer Hochschulen 1 (Beiträge zur Geschichte der Kunstwissenschaft in der Schweiz, Bd. 3), Zürich 1976, S. 9–24.

⁷⁷ Claus Krieg u. a.: Walter Kurt Wiemken, Basel 1942.

⁷⁸ Zum St. Galler Kunstausverkauf: Neue Zürcher Zeitung, 151. Jg., 28. Okt. 1930, Abendausgabe No. 2083. – Auch das Kupferstichkabinett erwarb 11 der frühesten Einblattholzschnitte, Jahresberichte 1928–1930, S. 60 f.: „Durch diese Bereicherung kann sich unser Kabinett nun auch auf dem Gebiet des frühesten Holzschnitts getrost neben die größten ausländischen Sammlungen stellen.“



Otto Fischer beim Bilderhängen in der Galerie des Kunstmuseums Basel, hier von Anselm Feuerbachs „Der Tod des Aretino“. Das Foto rechts zeigt ihn im Direktionszimmer.

berühmten Emigranten, Schüler Heinrich Wölfflins wie er: Adolph Goldschmidt und Werner Weisbach, beide einst Professoren in Berlin.

Otto Fischer erinnert an Alexander Dorner, Museumsdirektor in Hannover, der wegen seines Engagements für moderne Kunst nach Amerika emigrieren musste, sich dort aber missliebig machte wegen seiner undemokratischen Arbeitsweise, und man ihm schließlich sogar vorwarf, ins nationalsozialistische Machtgefüge verstrickt zu sein, und andere Emigranten wie Siegfried Giedion und Walter Gropius ihm gegenüber misstrauisch blieben.⁷⁹

In einer Referendums- und Konkordanzdemokratie ist Macht nie klar verteilt; ihr übergeordnet ist das vielfältige Gewebe von gegenseitiger Rücksichtnahme und auch vertuschter Verbündelungen. Otto Fischer wurde immer wieder in Querelen mit den verschiedensten Institutionen verwickelt – schlimm für den selbstbewussten, kompetenten, aber auch eigenwilligen und bisweilen auch kleinlichen Beamten. Er suchte deshalb wiederholt, vielleicht allzu oft, Unterstützung bei der Regierung, die sich allerdings selbst nicht immer in alle Geschäfte einmischen wollte. So kam es mit der Zeit zu

⁷⁹ Ulrike Wendland: Überbrückungsversuche in der Provinz, Alexander Dorner in Hannover, in: *Überbrückt, Ästhetische Moderne und Nationalsozialismus, Kunsthistoriker und Künstler 1925–1937*, hrsg. von Eugen Blume und Dieter Scholz, Köln 1999, S. 80–90. – Zu möglichen Mentalitätsunterschieden zwischen deutschen und schweizerischen Gelehrten siehe auch David Tréfas: Deutsche Professoren in der Schweiz – Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 209 (2009), S. 103–128, v. a. S. 105–110.

Ermüdungserscheinungen auf beiden Seiten. Von Korrespondenz zu Korrespondenz nahm die Ungeduld der Verwaltung zu. Hatte Otto Fischer, wie Zeitgenossen beobachteten, eine Neigung zum stillen Privatgelehrten, lag ihm letztlich öffentliches Wirken nicht?

Es verwundert nicht, dass er schließlich auf den 1. August 1938 „auf Grund unverschuldeter Dienstunfähigkeit“ aus dem Staatsdienst entlassen wurde.⁸⁰ Man war sich gegenseitig leid geworden. Jedoch steht fest, dass die Stadt Basel, als Otto Fischer in den Ruhestand trat, einen kompetenten und auch international anerkannten Museumsmann verloren hat. Der offizielle gedruckte Jahresbericht über das Jahr 1938 würdigte Otto Fischers Ankaufspolitik kurz und bündig so: „Für die Mehrung der Sammlung hat er hauptsächlich im Hinblick auf die Altdeutschen gewirkt. Aber auch der modernen Abteilung, den französischen Impressionisten, den deutschen Malern wie Hans von Marées und den großen Schweizern wie Hodler galt seine Aufmerksamkeit.“⁸¹

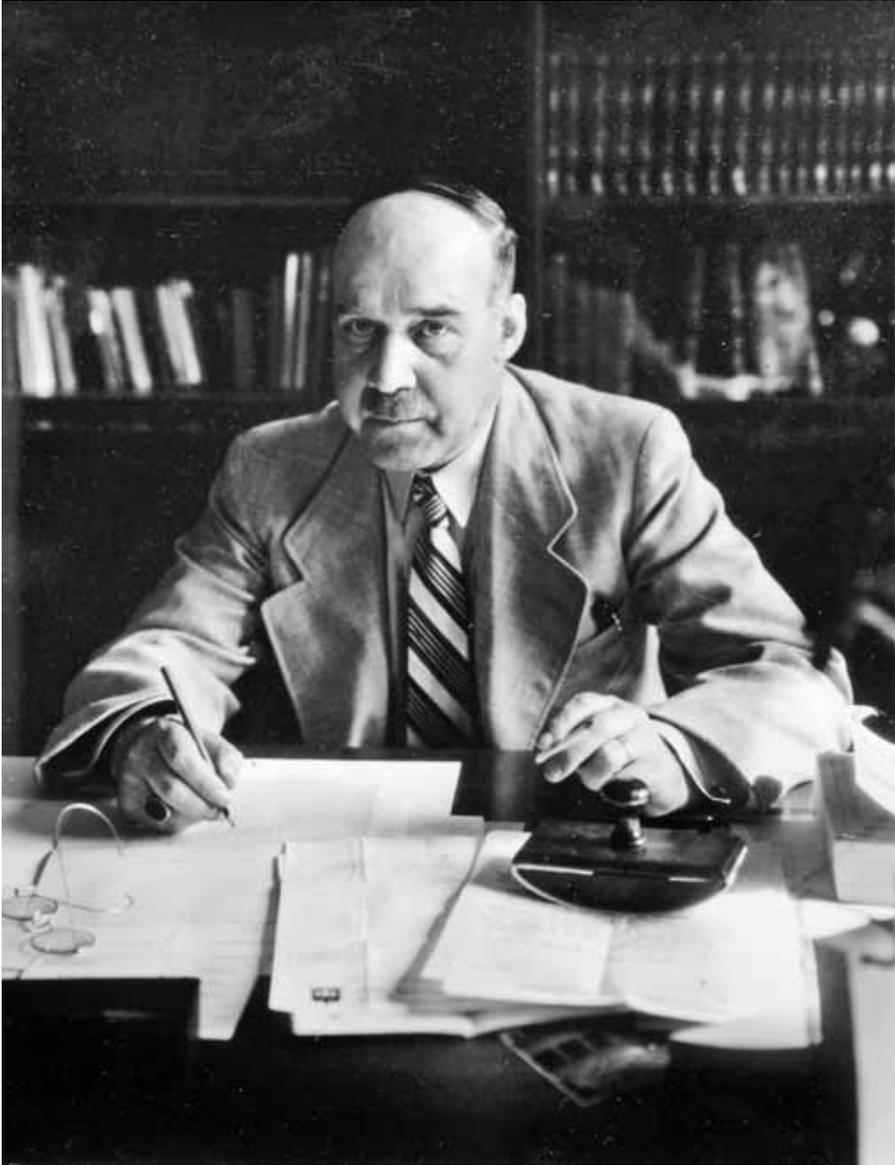
Georg Schmidt, der 1939 Otto Fischer im Amt nachfolgt, konnte schon in seinem ersten Amtsjahr das Verkaufsangebot sogenannter entarteter Kunst durch das Deutsche Reich nutzen und für Basel ein ganzes Ensemble neuester Kunst erwerben.⁸² Dank dieser Auktion erhielt die Öffentliche Kunstsammlung ein berühmtes und für die Entwicklung der Sammlung wichtiges Konvolut moderne Kunst. Diese war aber, dank Otto Fischer, in Basel schon früher mit einzelnen Werken vertreten. Und unter den 1939 erworbenen Werken war auch Paula Modersohn-Beckers Selbstbildnis, das Otto Fischer schon 1926 in Stuttgart ausgestellt hatte. Sein Wirken wirkte also fort in Georg Schmidts Ankäufen. Damit war die Öffentliche Kunstsammlung in Basel noch lange über den Zweiten Weltkrieg hinaus das Museum mit der bedeutendsten Sammlung moderner Kunst im deutschen Sprachraum. Als Initiator dieser Erfolgsgeschichte wird immer Georg Schmidt genannt und Georg Schmidt war es auch, der nach dem Krieg, im Deutschland der Fünfzigerjahre, mit den sogenannten Blauen Büchern die moderne Kunst bekannt machte. Die jungen Kunsthistoriker der 68er-Generation machten ihn zu ihrem Helden, da schon er die sozialen Bedingungen der Kunst in seine Überlegungen mit einbezogen hatte.

Georg Schmidt wird nach Otto Fischers Tod seine Verdienste für die Öffentliche Kunstsammlung so würdigen: „In seine Amtszeit fällt vor allem der Bau des neuen Kunstmuseums, das im Grundrisslichen, in der Organisation der Betriebes und in der Disposition der Säle wesentlich sein Werk ist. Heute,

⁸⁰ Jahresberichte 1936–1939, S. 38.

⁸¹ Jahresberichte 1936–1938, S. 38; Jahresberichte 1928–1930, S. 54.

⁸² Gesa Jeuthe: Die Moderne unter dem Hammer. Zur Verwertung der „entarteten“ Kunst durch die Luzerner Galerie Fischer 1939, in: Uwe Fleckner (Hrsg.): Angriff auf die Avantgarde: Kunst und Kunstpolitik im Nationalsozialismus, Berlin 2001 (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“, Bd. 1), S. 189–305.



Otto Fischer am Schreibtisch.

nach zwölfjähriger praktischer Erprobung, sind wir wohl in der Lage, das Positive und das Negative dieses Baus abzuschätzen. Das entscheidend Positive ist sicherlich die Realisierung des Neubaus überhaupt. Bewährt haben sich im wesentlichen die hochqualifizierten technischen Anlagen. Und bewährt haben sich vor allem – in Grösse, Belichtung und Bespannung – die Säle mittleren Ausmaßes: Konrad Witz, Holbein d. Ä., Niklaus Manuel, und im 2. Obergeschoss die Trakte zwischen den großen Ecksälen. Im Wachstum unserer Kunstsammlung waren die zwölf Jahre der Konservatorenschaft Prof. Otto Fischers außerordentlich fruchtbar, denn es war ihm gelungen, den ordentlichen Staatsbeitrag gegenüber früher beträchtlich zu erhöhen und bedeutende Sonderkredite flüssig zu machen. Die wichtigsten Ankäufe zwischen 1927 und 1938 sind: Konrad Witz: Verkündigungseln und Ecclesia; Basler Meister 1445: Paulus und Antonius; Hans Pleydenwurff: Schmerzensmann; sechs St. Galler Einblattdrucke; Oberdeutscher Meister 1470–1480: Bildnis eines Baumeisters; Niklaus Manuel: Thomas von Aquino; Lucas Cranach: Bauernkopf; Greco: Jakobus; Caspar Wolf: Lauteraargletscher; Böcklin: Klara Bruckmann, Pan erschreckt einen Hirten; Marées: Das Kind; Courbet: Die Mühle; Anker: Gerechtigkeitsgasse; Hodler: Der Knabe mit der Feder, Mutiges Weib, Die Gestorbene; Cézanne: 75 Zeichnungen; van Gogh: Mlle Gachet; Gauguin: Paroles du diable; Munch: Küstenlandschaft, Gespenster; Ensor: Stilleben; Nolde: Iris; Rouault: zwei Köpfe; Klee: Senecio; Lüscher: Trinker; Pellegrini: Weihnachtsbäumchen; Auberjonois: Dame italienne; Meyer-Amden: sechs Bilder; Rodin: Grande ombre, Kopf eines Bürgers von Calais; Maillol: Cycliste, Action enchainée.“⁸³

Otto Fischer baute in Ascona ein Haus⁸⁴ und verbrachte zusammen mit seiner Frau Katharina Fischer-Forster dort die meiste Zeit seines Ruhestandes. Ihre beiden Kinder Hilde und Ernst besuchten weiterhin in Basel die Schulen.

Otto Fischer – ein Nationalsozialist?

Diese Frage muss hier erörtert werden wegen des sogenannten Tessiner Aufstandes am 8. Mai 1945, als man die Fenster von Otto Fischers Haus einschlug und dabei eine Buddha-Statue zu Schaden kam.⁸⁵ Dazu nur so viel: Kaum war das Ehepaar Fischer nach Ascona gezogen, meldete man nach Basel, dass sich Otto Fischers Frau in auffälliger Weise zum Nationalsozialismus bekenne. Otto Fischer, der sicher stolz war, ein Deutscher zu sein, hat wohl da und dort

⁸³ Jahresberichte 1946–1950, S. 88.

⁸⁴ Anfang August wohnte er in der Casa Oehningen, seit Sept. 1938 in der Casa Margot, bis er schliesslich März 1940 ins eigene Hause „Roccolo“ einziehen konnte.

⁸⁵ Dazu die Akten im Staatsarchiv Basel unter der Signatur ED-REG 1 a1, 375. – Die Akten der politischen Abteilung, Basel, in der wohl mehr Unterlagen zu dieser leidigen Geschichte zu finden gewesen wären, wurden alle in den Jahren 1960/62 vernichtet.

einen falschen Eindruck hinterlassen. Kommt dazu, dass sein Haus in Ascona in der Nachbarschaft von Julius Ammer, Oberhaupt aller politisch-deutschen Vereine im Tessin, stand. 1943 warf man im Tessin ihm denn auch irrtümlicherweise vor, er habe die Führung der dortigen nationalsozialistischen Organisationen inne. Fremdenpolizeiliche Untersuchungen bestätigten dies nicht. Gerüchte haben aber ein eigenes Leben, erst recht in jener Zeit, in welchem Land auch immer. Kommt dazu, dass Frau Elsa Bruckmann, die Gattin des Verlegers Hugo Bruckmann, Otto Fischer mehrere Male besuchte, weil er während seiner Jahre in Ascona mehrere Bücher für den Bruckmann-Verlag schrieb. Gerüchte nannten sie eine Spionin. Als in Basel in den Polizeiakten ihr Name auftauchte, wird man sich an einen Bericht über Frau Bruckmann in der National-Zeitung vom 14./15. Oktober 1944 wohl erinnern haben: „Folgendes ist, wie wir aus authentischer Quelle erfahren, in Luzern während der Festwochen passiert. Die Frau des bekannten Münchner Kunstverlegers Bruckmann, eine alte Dame, zu den Festwochen eingereist aus dem Lande, wo Kunst nichts mit Politik zu tun hat, gab in einer Unterhaltung mit einer Schweizerin in einem Luzerner Geschäft ihrem Ingrimme gegen die Amerikaner lebhaftesten Ausdruck, die, wie sie sich ausdrückte, mit Absicht Kinder-spitäler bombardieren. Die Schweizerin replizierte der erregten Kundin, dass man in Deutschland keinen Grund habe, sich gerade über Unmenschlichkeit gegen Kinder aufzuregen, da doch allgemein in der Welt und auch in Deutschland bekannt sei, wie Kinder jeglichen Alters bis herab zu den Säuglingen in Wagen zusammengepfercht einem entsetzlichen Tode zugeführt worden sind. Die alte Dame gab daraufhin wörtlich zur Antwort: Das können Sie doch nicht vergleichen, das waren doch jüdische Kinder!“ Und die Zeitung fügte ihrem Bericht bei, „die Annahme, dass nur die junge Generation in Deutschland vertiert sei, beruhe offenbar auf einem Irrtum“. Und man kann sich vorstellen, was man sich dachte, als man aus den Tessiner Polizeiberichten in Basel entnehmen musste, dass Frau Bruckmann bei Otto Fischer zu Besuch gewesen war!

Nach dem Friedensschluss begann im Tessin die sogenannte „epurazione“. Die Bevölkerung ging gegen Faschisten vor, die während des Krieges in der Südschweiz aktiv gewesen waren und den Anschluss des Tessin an Italien betrieben hatten. Man jagte sogar Schweizer Politiker, die mit den Faschisten geliebäugelt hatten, zum Teufel. Am Abend des 8. Mai kam es in fast allen Zentren des Kantons zu Aufständen, auch in Ascona. In der Basler National-Zeitung war zu lesen, „gegen Nazi, so den Gauleiter Ammer und den Professor Fischer“. ⁸⁶ Diese Mitteilung schlug in der Stadt wie eine Bombe ein. Im Rahmen der politisch notwendigen und rechtlich zulässigen Säuberung von „nationalsozialistischen Elementen“ wurde im Basler Großen Rat am 7. Juni

⁸⁶ Basler Nachrichten, 15. Mai 1945.

1945 von Strafgerichtspräsident Dr. Walter Meyer eine sogenannte Kleine Anfrage gestellt, ob die in der Presse erhobenen Vorwürfe zuträfen, und Auskunft erbeten „über die Frage des Weiterbezugs der ungeschmälernten Pension, falls die behaupteten Tatsachen stimmen“. Die Basler Regierung verlangte eine polizeiliche Untersuchung durch die Tessiner Behörden. Die Akten veranschaulichen, dass es Otto Fischer und seiner Frau noch weniger als in Basel gelungen ist, sich in Ascona zu integrieren, und sie beide es an Gespür für einen angemessenen Umgang haben fehlen lassen. Man warf ihnen enge Beziehungen zu führenden Nationalsozialisten im Tessin vor. Es standen schließlich oft Aussagen gegen Aussagen. In jenen Tagen handelte man kurzentschlossen: Der Kanton Tessin verfügte am 29. August Otto Fischers Ausweisung, sie wurde indessen am 15. Januar 1946 vom eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement wieder aufgehoben. Aber noch in der Basler A. Z. vom 9. Februar 1946 wurde Fischer als „Naziprofessor“ attackiert. Am 28. Juni 1946 stellte man im Basler Großen Rat öffentlich fest: „Tatsache ist, dass die Ehegatten Fischer während ihres Aufenthaltes in Ascona mit dem Leiter der Deutschen Kolonie Beziehungen gepflogen und durch ihr Betragen verschiedene Zwischenfälle provoziert haben. Sie erregten unter der Bevölkerung einen großen Groll, der nach Beendigung der kriegerischen Auseinandersetzungen im Mai 1945 zu tumultuarischen Manifestationen führte. Es kam soweit, dass die Tessiner Behörden eingreifen mussten.“ Das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement habe aber festgestellt, „dass die Ehegatten Fischer durch ihre Anwesenheit keinen Gefahrenkeim für die öffentlichen Interessen bilden.“⁸⁷ Diese Feststellung in der Angelegenheit Fischer war den Zeitungen allerdings nur eine kurze Mitteilung wert.⁸⁸

Wenn Otto Fischer bei den polizeilichen und gerichtlichen Einvernahmen Wert darauf legte, sich nie für Politik interessiert, sondern nur um die Wissenschaft gekümmert zu haben, dann belegte er damit, dass ihm jeglicher politischer Sinn für die Situation, in der er und seine Frau als Deutsche sich im Tessin befanden, abging. In einer solchen Zeit jedoch nahm die Politik jeden in ihren Griff, ob er wollte oder nicht. Bei all seiner Intelligenz – Otto Fischer war politisch unklug.

⁸⁷ Alles nach den Akten wie Anm. 85.

⁸⁸ National-Zeitung und die Basler Nachrichten am 1. Juli 1946. – Vgl. allgemein den gedruckten Bericht des Regierungsrates über die Abwehr staatsfeindlicher Umtriebe in den Vorkriegs- und Kriegsjahren sowie die Säuberungsaktion nach dem Kriegschluss, vorgelegt am 4. Juli 1946, 215 Seiten = Regierungsratsbeschluss Nr. 4254. – Patrick von Hahn: Liquidation der Vergangenheit. Die „politische Säuberung“ nach dem Zweiten Weltkrieg in Basel, Basel 1998, S. 43 ff. – Otto Fischer hatte im Februar 1945 noch die Absicht gehabt, sein Haus in Ascona der Öffentlichen Kunstsammlung zu schenken, änderte seinen Entschluss aber, sicher aufgrund der geschilderten Erfahrungen, und entschied sich im August, das Haus seiner Tochter Hilde Flory-Fischer zu vermachen; StadtA Rt., N17 Teilnachlass Otto Fischer Nr. 21.

Otto Fischers Umgang mit der sogenannten „entarteten“ Kunst

Untadelig, ja beispielhaft dagegen war sein Verhalten in den Diskussionen um die sogenannte entartete Kunst, jene Kunst, die von den Faschisten verleumdet, verkauft und oft auch zerstört worden war. Die Schweiz ist in den letzten Jahren wegen ihrer verdeckten Zusammenarbeit mit der nationalsozialistischen Regierung berechtigt in Kritik geraten. Die „Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg“ untersuchte deshalb sehr streng die Erwerbungen der Schweizer Museen und also auch die Ankäufe Otto Fischers. Man fand nichts, was man ihm hätte vorwerfen können. Er verhielt sich sehr umsichtig: Als etwa Anfang 1937 der Kunsthändler Wilhelm Ettle aus Frankfurt, der bekanntermaßen mit der Gestapo zusammenarbeitete, ein Gemälde „aus einer Nachlasssache“, wie er schrieb, zum Kauf anbot, ging Fischer nicht darauf ein.⁸⁹

Wie untadelig Otto Fischer im Umgang mit Kunst war, das zeigt auch ein Vergleich mit Graf von Baudissin, den Otto Fischer in Stuttgart als Konservator engagiert hatte und der sich damals der zeitgenössischen Kunst offen zeigte. Dieser übernahm nach Otto Fischers Wegzug nach Basel interimistisch die Leitung des Stuttgarter Museums, wurde bald Direktor des Folkwang Museums in Essen, das für sein Ensemble moderner Kunst berühmt war. 1932 trat er aber der NSDAP bei, und kaum war 1933 Adolf Hitler an der Macht, diente er sich den neuen Machthabern an und organisierte vom 10. bis zum 24. Juni 1933 im Kronprinzenpalais in Berlin die Ausstellung „Novembergeist – Kunst im Dienste der Zersetzung“.⁹⁰ Der Begriff „Novembergeist“ assoziiert an die sogenannten „Novemberverbrecher“, die nach der Revolution vom 9. November die Versailler Verträge eingegangen waren. Mit einem politischen Schimpfwort wurde Kunst auf übelste Weise verächtlich gemacht. Baudissin war willfährig, ein Verräter der eigenen Kunstüberzeugungen geworden und organisierte sogar die Räumung der Museen von der sogenannten entarteten Kunst.

Im Archiv der Öffentlichen Kunstsammlung liegt ein eigenartiger Brief Otto Fischers an Baudissin, Kommissar für Volksbildung im Reichserziehungsministerium, datiert auf 13. August 1937: „Wie ich höre, sind Sie zu hohen Würden und großem Einfluss aufgestiegen – lassen Sie mich von Herzen Ihnen Glück dazu wünschen.“ Man traut seinen Augen nicht: Ist das eine unbedachte Floskel, auf die Otto Fischer nicht besser verzichtet hätte? Er fuhr fort: „Ich war um den 20. Juli in München und hatte – ich weiß nicht, welchem Umstand ich das zu verdanken hatte – eine Einladung zur Eröffnung des

⁸⁹ Esther Tisa Francini und Anja Heuss (wie Anm. 71), S. 188.

⁹⁰ Mario-Andreas von Lüttichau: Der Verlust in der Moderne, in: Das schönste Museum der Welt, Göttingen 2010, S. 201 ff. – Laura Lauzemis: Die nationalsozialistische Ideologie und der neue Mensch, in: U. Fleckner (wie Anm. 82), S. 5–87, zu Otto Fischer S. 34.

Hauses der Deutschen Kunst erhalten. Ich hoffte, Ihnen dort zu begegnen und hätte mich sehr darüber gefreut, aber leider scheinen Sie nicht dabei gewesen zu sein; Demmler, Buchner und Hanfstaengl waren die einzigen Kollegen, die ich sah. Der letztere ist inzwischen in den Orkus gesunken, und Sie selbst scheinen, wenn die Zeitungen Recht haben, das Schicksal der deutschen Museen heute massgebend mit zu bestimmen. Ich habe damals die Ausstellung der entarteten Kunst nicht mehr gesehen, da ich schon am Montag früh weiter reiste, habe sie aber dann Anfang August auf dem Rückweg von einer Tour durch den Bayerischen Wald und auf der Donau nach Wien doch noch angesehen und manche alte Bekannte wiedergefunden. Ich weiß nicht, wie weit Sie selbst an dieser Ausstellung beteiligt sind, und will mich über diese nicht weiter äußern. In der Zeitung las ich einen Erlass von Ministerpräsident Göring, wonach die deutschen Museen von allen modernen Greueln rücksichtslos zu säubern seien, über das Los über die entfernten Kunstwerke behalte er sich die Entscheidung vor, bis die endgültige Liste aufgestellt sei. Sind Sie wohl schon irgendwie orientiert, was etwa mit den Bildern beabsichtigt ist: Autodafé, dauernde Verbannung in die Keller oder ev. auch Verkauf? Im letzteren Fall dürften manche ausländischen Museen Interesse für einzelne Werke haben. Da diese, wie aus den beigeschriebenen Ankaufspreisen zu ersehen ist, größtenteils von den verfemten Museumsleitern verhältnismäßig billig, nach heute maßgebender Ansicht aber immer noch viel zu teuer erworben worden sind, so könnten sie ja zu bescheidenen Preisen abgegeben werden, besonders wenn dadurch Devisen gewonnen werden können. Kurz und gut, die Frage ist mir nicht nur theoretisch interessant, sondern es könnte auch praktisch der eine oder andere Ankauf wohl ins Auge gefasst werden. Ich wäre Ihnen deshalb außerordentlich dankbar, wenn Sie mich über das Grundsätzliche der Frage und, wenn diese aktuell wird, auch über die Einzelheiten des Was und Wie orientieren wollten. Wir sind hier ja so verkommen, dass es sich für unser Museum bei Bilderkäufen nicht um die politische oder weltanschauliche Gesinnung des Urhebers und um die moralische Volkserziehung, sondern nur um den künstlerischen Rang der Werke handelt. Und hierin ist auch in den Jahren von 1918 bis 1933 m. E. in Deutschland viel Bedeutendes geschaffen worden, das ebensogut in einem Museum jenseits der Grenze wie in deutschen Magazinkellern dem Urteil der Zukunft aufbewahrt werden könnte. Womit ich keineswegs den Schund verteidigen will, der ebenfalls in jenen Jahren entstanden und sogar gekauft worden ist. Es würde mich freuen, von Ihnen zu hören, auch Persönliches, wie es Ihnen und Ihrer werten Familie geht und ob Sie dauernd von Essen nach Berlin übersiedeln.“⁹¹

⁹¹ Archiv der Öffentlichen Kunstsammlung Basel: F 59. – Das Haus der Kunst in München, der erste nationalsozialistische Monumentalbau, wurde am 17. Juli 1937 eröffnet mit der „Großen deutschen Kunstausstellung“. Die Ausstellung „Entartete Kunst“ war in München vom Juli bis November 1937 zu sehen. Theodor Demmler, Spezialist für altdeutsche Plastik,

Baudissin dankte nur kurz und wollte Otto Fischer beschwichtigen mit dem Hinweis, der Kampf gegen die moderne Kunst werde übertrieben. Graf Baudissin, Karrierist und Wendehals, stilisierte sich nach dem Krieg zum Förderer und Verteidiger der Moderne und versuchte, seine Vergangenheit abzuschütteln.⁹² Otto Fischer dagegen war seinem Kunstbekenntnis immer treu geblieben, auch in Basel gegen konservative Kreise! Er war gradlinig, passte sich nicht an, war nicht zu künstlerischen Konzessionen bereit. Hätte er nach 1933 eine Stelle in Deutschland annehmen, hätte er in das Land des wütenden Österreichers zurück können – er, der aus seiner Meinung nie einen Hehl machen konnte?⁹³

Welche wissenschaftlichen Ansichten Otto Fischer vertrat, zeigen seine Schriften. In einer Zeit, beherrscht von völkischem Pathos, kann man in seiner 1942 erschienenen „Geschichte der deutschen Malerei“, die bis Corinth, Slevogt, Hodler, Marées führt, im Vorwort lesen: „Die Kunst der Malerei ist vom deutschen Volke nicht aus eigenen Voraussetzungen geschaffen und zur Reife entwickelt worden. [...] An ihrer Fortbildung haben die führenden Nationen Europas alle mitgewirkt.“⁹⁴ Jede enge Denkweise war ihm fremd. In den Werken des Konrad Witz sah er nicht nur den Einfluss niederländischer Kunst, sondern auch der französischen, damals, als Frankreich Deutschlands Erzfeind war. Wilhelm Pinder, Großordinarius der Kunstgeschichte in Berlin, beschrieb die Kunst des Konrad Witz so: „Ein hammerkräftiger Gestaltenschmied ist das. Er härtet Raum und Gestalt mit dichten, klangvollen Schlägen.“⁹⁵ Hades, der Kriegsgott, als Kunstschöpfer – solche Vorstellungen, so typisch für jene Zeit, waren Otto Fischer gründlich fremd. In seinen Schriften finden sich keine Spuren der nationalsozialistischen Kulturrevolution. Der mit ihr eng verbundene Kult der Schönheit mit seiner Verehrung von Gewalt und Opfer zugleich war dem Morgenlandfahrer ebenso fremd. Er setzte sich in Basel sogar für einen Flüchtling ein, den Maler und Radierer Paul Kleinschmidt, dessen Werke damals der Art von

Autor von Die Grabdenkmäler des württembergischen Fürstenhauses und ihre Meister im XVI. Jahrhundert, Straßburg 1910. Ernst Buchner, Kenner altdeutscher Malerei und damals Generaldirektor der Bayrischen Staatsgemäldesammlungen München, unterstützte die Nationalsozialisten bei der Konfiszierung in jüdischem Besitz befindlicher Kunstwerke. Eberhard Hanfstaengl, von den Nationalsozialisten zum Direktor der Nationalgalerie ernannt, weigerte sich aber, 1937 verpönte Werke aus der Galerie zu entfernen und wurde entlassen.

⁹² Andrea Schmidt: Klaus Graf Baudissin, Kunsthistoriker zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Heidelberg 1991.

⁹³ Otto Fischer lässt in seinen Briefen an Regierungsrat Hauser durchblicken, dass er darauf verzichtet hatte, in Deutschland eine führende Stellung anzunehmen.

⁹⁴ Otto Fischer: Geschichte der deutschen Malerei, München 1942, Vorwort, S. 8.

⁹⁵ Wilhelm Pinder: Kunst der ersten Bürgerzeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Leipzig 1937 (W. P.: Vom Wesen und Werden deutscher Formen. Geschichtliche Betrachtungen, Bd. II), S. 263 f.

Grosz verwandt waren. Dieser wollte im März 1936 in die Schweiz emigrieren, wurde aber ausgewiesen.⁹⁶

Otto Fischer in Ascona – seine Forschungen zur chinesischen Kunst

In Ascona schrieb Otto Fischer noch verschiedene Bücher: ein Buch über „Karl IV. Deutscher Kaiser, König von Böhmen“ und zwei Auftragswerke des Bruckmann-Verlages „Geschichte der deutschen Malerei“ und „Geschichte der deutschen Zeichnung und Graphik“. Er war nach seiner Pensionierung nach Ascona gezogen, weil dort der Sammler Baron von der Heydt wohnte. Und zudem übten Ascona und der Monte Verità seit Anfang des Jahrhunderts eine eigentümliche Faszination auf verschiedenste Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Kultur aus.⁹⁷ Eduard von der Heydt pflegte einen ausgedehnten Bekanntenkreis, etwa mit den Kunsthistorikern Wilhelm Hausenstein, Julius Meier-Graefe und Ludwig Justi und zu den Kennern ostasiatischer Kunst Wilhelm Cohn, Eckhardt von Sidow und Karl Wirth.⁹⁸ In dieses intellektuelle Netzwerk gehörte auch Otto Fischer. Die beiden kannten sich dank ihrem gemeinsamen Interesse für die „Neue Künstlervereinigung“.⁹⁹ Schon 1928 hatte Otto Fischer in der kunsthistorischen Zeitschrift *Pantheon* „Die Sammlung von der Heydt in Ascona“ vorgestellt und noch während seiner Amtszeit in Basel einen ausführlichen Text für den Ausstellungskatalog „Ostasiatische Gemälde der Sammlung von der Heydt“ geschrieben, die vom 24. November 1934 bis zum 28. Februar 1935 im Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich gezeigt wurde.¹⁰⁰ Deshalb schrieb von der Heydt an Otto Fischer zu Recht: „Ich freue mich sehr, dass wir hier in Ascona so nahe Nachbarn sein werden, und ich bin überzeugt, dass wir Ersprießliches leisten werden.“¹⁰¹

⁹⁶ Wolfgang Schürle (Hrsg.): Paul Kleinschmidt. Die Ulmer Zeit 1927–1936, Ulm 1994.

⁹⁷ Harald Szeemann: Monte Verità. Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie, Mailand 1978, zu von der Heydt S. 99–105. Dessen Vater August von der Heydt war ihm ohnehin schon bekannt, war jener doch Kunstmäzen in Elberfeld, wo 1910 die Neue Künstlervereinigung auch schon ausgestellt hatte.

⁹⁸ Eduard von der Heydt und Werner von Rheinbaben: Auf dem Monte Verità. Erinnerungen und Gedanken über Menschen, Kunst und Politik, Zürich 1958, S. 73–75.

⁹⁹ Antje Birthälmer: August und Eduard von der Heydt – Zwei Mäzene und ihr Lebenswerk, in: Henrike Junge (Hrsg.): Avantgarde und Publikum. Zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905–1933, Köln/Weimar/Wien 1992, S. 157–163.

¹⁰⁰ Ostasiatische Gemälde der Sammlung von der Heydt (Wegleitungen des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich, 122), Zürich 1934, S. 4–22.

¹⁰¹ Brief ohne Datum im Archiv des Museums Rietberg Zürich, Ordner Baron von der Heydt. Ich danke Frau Esther Tisa für ihre Auskünfte.

Lebenslang galt Otto Fischers größte Liebe der chinesischen Kunst. Seit ihn 1909 „die Malerei Chinas in den Bann gezogen“¹⁰² hat, publizierte er kontinuierlich über die chinesische Malerei: zuerst über ihre Kunsttheorie, dann über die Landschaftsmalerei und nach seiner Reise nach China stellte er sie in seinem Buch „Die Kunst Indiens, Chinas und Japans“¹⁰³ in einem größeren Umfeld dar, und noch in Basel schloss er 1931 sein Buch „Chinesische Malerei der Han-Dynastie“ über die frühesten Zeugnisse chinesischer Malerei ab.¹⁰⁴ Die Reise nach China hatte ihn zu diesem Buch inspiriert, weshalb er es auch seinen Förderern widmete: Eduard von der Heydt, dem Geheimen Rat Dr. Wilhelm Solf, ehemals Reichsminister



Otto Fischers Haus in Ascona.

und Botschafter, der sich für die Verständigung der Völker engagiert hatte, und Prälat Professor Georg Schreiber, wichtiger Exponent der Zentrumspar- tei. Es erschien in opulenter Aufmachung. Otto Fischers Untersuchung und Darstellung der Malerei der Han-Zeit war wissenschaftlich bedeutend, weil die Malerei jener frühen Epoche (206 v. Chr. – 221 n. Chr.) für die Entwicklung der chinesischen Kunst in den späteren Jahrhunderten grundlegend und fruchtbar war. Alle formalen Möglichkeiten der chinesischen Kunst seien, so Fischer, in der Kunst der Han-Zeit entwickelt worden, wie das Han-Reich die staatlichen Strukturen geschaffen habe, die bis ins 20. Jahrhundert gültig gewesen seien.

Diese Darstellung ist wohl Otto Fischers bedeutendstes wissenschaftliches Werk. Da aus jener Zeit, nach damaliger Kenntnis, kaum Werke der Kunst überliefert sind, musste Otto Fischer alles, was nur irgendwie im Zusammenhang mit der Malerei der Han-Zeit gesehen werden konnte, beiziehen: Reliefs, gravierte Ziegel, reliefartige Steinplatten und bedruckte Seidenstoffe. Das

¹⁰² Otto Fischer: Die Chinesische Landschaftsmalerei, Berlin/Wien 3. Aufl. 1943, S. 9.

¹⁰³ 1928 in Berlin erschienen als vierter Band der renommierten Propyläen-Kunstgeschichte, der auch ins Spanische übersetzt wurde: Otto Fischer: Arte de India, China y Japon, Cambodge, Siam, Ceilan, Corea, Turquestan, Afghanistan, traduida del aleman por J. Ernesto Martinez Ferrando (Historia del arte Labor, Bd. 4), Barcelona 1933.

¹⁰⁴ Otto Fischer: Die chinesische Malerei der Han-Dynastie, Berlin 1931.



Hirano, Kyoto: Motiv aus dem prachtvollen Fotoband im Besitz Otto Fischers.

Buch ist weit mehr als eine bloße formale Kunstgeschichte. Da die Malerei der Han-Zeit in Grabfunden überliefert ist, musste er zur Deutung der Werke auch die chinesische Grabkultur jener Epoche und die in ihr zum Ausdruck kommenden Glaubensvorstellungen miteinbeziehen, etwa die Grabsitten und den Jenseitsglauben der Chinesen vom 1. Jh. v. Chr. bis zum 3. Jh. nach Chr. Die Totenhäuser waren von verschiedenartigen und reichen Bauformen mit in Steinplatten eingetieften Gravierungen. Seit ungefähr anderthalb Jahrtausenden wurden in China diese Reliefs auf Papier beliebig oft reproduziert, also im Tiefdruckverfahren, lange bevor im 9. Jahrhundert mit Holzplatten im Hochdruckverfahren Bücher und Bilder gedruckt wurden. Dank dieser Übertragungen auf Stein war die Malerei bekannt. Diese Malereien stellen die Reise der Seele, ihre Wanderung durch die Reiche der Dämonen in den äußersten Weltgegenden und schließlich ihre Aufnahme im Palast der Geistesfürsten, ihre Wandlung zum unsterblichen Geist und eine Art gottähnlicher Existenz im Jenseits mit Freuden des Mahles und der Jagd dar. Alfred Salmony, damals stellvertretender Direktor des Museums für ostasiatische Kunst in Köln, das Erste seiner Art in Mitteleuropa, und nach seiner Emigration bald Professor für chinesische Kunst am Institute of Fine Arts in New York und mit Baron Eduard von der Heydt befreundet, besprach dieses Buch positiv und schätzte,

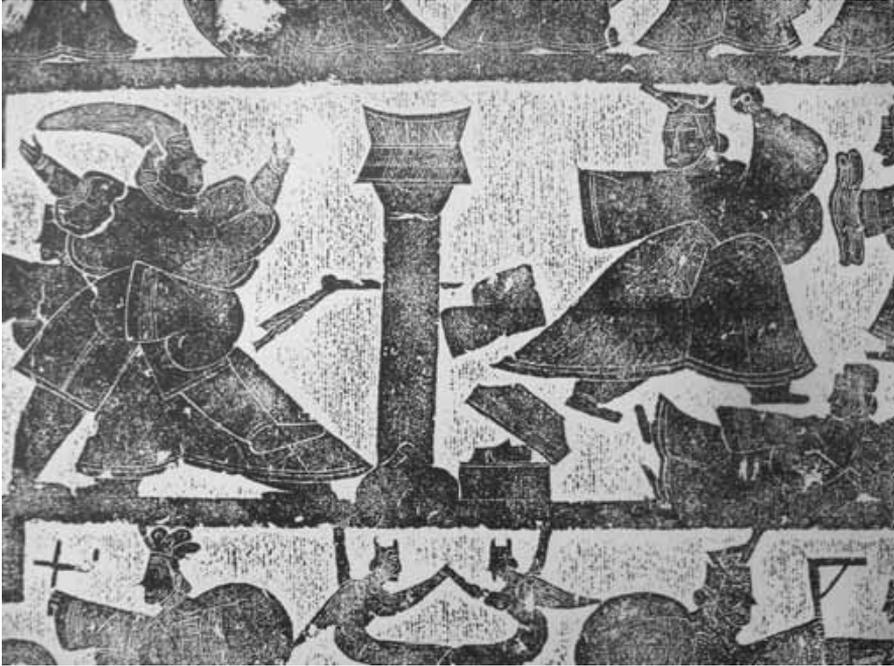


Diese Abreibungen von gravierten Steinplatten (Alter Mann und Luhan mit Wanderstab) gehören zu dem Ensemble von etwa 200 Stücken, die Otto Fischer in China als Geschenk erhielt, heute im Museum Rietberg, Zürich.

dass Otto Fischer die europäische kunstwissenschaftliche Methode so gründlich auf die Erforschung der einzelnen Werke angewandt hatte.¹⁰⁵

In Peking hatte Otto Fischer Steinabklatsche geschenkt erhalten und seither selber weiter gesammelt, u. a. im Hinblick auf sein Buch zur Malerei der Han-Dynastie. Einen Teil seiner etwa 250 Stück dieser ältesten Zeugnisse der

¹⁰⁵ Besprechung in *Sinica* 6 (1931), S. 261–264.



Der Mordanschlag auf Kaiser Ts'in Shih Hoang durch King Kong, Abklatsch einer Wandplatte aus der Opferkammer des Wu Pan, errichtet 147 n. Chr. Für seine Publikation über die chinesische Malerei der Han-Dynastie erforschte Otto Fischer vor allem auch die Grabkultur der Zeit von etwa 200 v. Chr. bis 200 n. Chr.

graphischen Kunst hat er 1944 im Kunstgewerbemuseum in Zürich ausgestellt.¹⁰⁶ Und es ist ein besonders schönes Zeichen, dass Otto Fischers Tochter, Frau Hilde Flory-Fischer, dem Museum Rietberg – von der Heydts Sammlung bildete übrigens den Grundstock dieses Museums¹⁰⁷ – in Erinnerung ihres Vaters die chinesischen Steinabklatsche und einen Buddha-Kopf geschenkt hat. Die Steinabklatsche sind ein wertvolles wissenschaftliches Arbeitsmaterial.

Aus Otto Fischers Nachlass erschien 1948 noch die Publikation „Chinesische Plastik“.¹⁰⁸ Ziel des Buches war es, die chinesische Plastik endlich ins rechte Licht zu rücken, denn Otto Kümmel, der große andere deutsche

¹⁰⁶ Otto Fischer: Chinesische Steinabklatsche (Wegleitungen des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich, Nr. 161), Zürich 1944, S. 7–31.

¹⁰⁷ Pantheon 2 (1929), S. 276–279. – Ostasiatische Gemälde der Sammlung von der Heydt (Wegleitungen des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich, Nr. 122), Zürich 1935.

¹⁰⁸ Im Piper-Verlag München, 200 Seiten Text, 136 Tafeln.

Kenner asiatischer Kunst, war, wie etwa auch Henri d'Ardenne de Tizac, der Überzeugung, dass die Chinesen allein in der Malerei Bedeutendes geschaffen und ihre plastischen Werke nie den gleichen künstlerischen Rang erreicht hätten. Solche Fehltritte lagen für Fischer im Umstand begründet, dass diese Einschätzungen immer noch von der griechischen Plastik bestimmt seien, und selbst das chinesische ästhetische Schrifttum beachte die Werke der Plastik kaum, denn der Bildhauer sei den Chinesen ein bloßer Handwerker. Otto Fischer suchte nun in der Einheit alles formenden Schaffens das Wesen der chinesischen Kunst zu erfassen, eben auch in den Werken der Plastik. Er suchte „eine gemeinsame Kraft, einen durchwaltenden Formwillen, ein geheimes inneres Bildungsgesetz“, die das „einheitliche Antlitz des chinesischen Schaffens“ geprägt haben.¹⁰⁹



Chinesisch, Luhan Torso, 16./17. Jh., ein Geschenk der Familie Fischer an das Rietberg-Museum, Zürich.

Otto Kümmel, einst Leiter des Völkerkundemuseums und des Ostasiatischen Museums in Berlin und damals einer der wenigen Kenner asiatischer Kunst in Deutschland, hatte schon 1948 in seinem Nachruf auf Otto Fischer die Mängel seiner Arbeiten zur asiatischen Kunst moniert.¹¹⁰ Kümmel und Fischer waren eigentlich Konkurrenten, Kümmel ein Spezialist,¹¹¹ Fischer ein Allrounder. Bezeichnenderweise publizierte Fischer sein Buch „Die Kunst“ 1926 im Ullstein-Verlag als einen Band der Propyläen-Kunstgeschichte, die sich an das gebildete Publikum wendete und mit drei- bis vierhundert Bildern ausgestattet war, wogegen Otto Kümmel sein Werk „Die Kunst Chinas, Japans und Koreas“ nur gerade ein Jahr später in der wissenschaftlichen Reihe des „Handbuches der Kunstwissenschaft“ erscheinen ließ.¹¹² Aber Otto Fischer zählte unter die Kenner asiatischer Kunst. Deshalb konnte er sich 1920 auch mit einem Beitrag an der Festschrift für Friedrich Hirth beteiligen, der

¹⁰⁹ Ebd., S. 5 f. u. 11.

¹¹⁰ Otto Kümmel: Otto Fischer zum Gedächtnis, in: *Das Kunstwerk* 2 (1948), Heft 7, S. 45.

¹¹¹ Hartmut Walravens: Otto Kümmel. Streiflichter auf Leben und Wirken eines Berliner Direktors, in: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* 24 (1987), S. 137–149.

¹¹² Otto Kümmel: *Die Kunst Chinas, Japans und Koreas*, Berlin 1929.

als Deutscher 1902 den Lehrstuhl für Sinologie an der Harvard University begründet hatte. Die Festgabe erschien in nur 350 nummerierten Exemplaren, ein Zeichen dafür, dass die Sinologie ein sogenanntes Schmetterlingsfach war, ein Forschungsgebiet, das nur Begüterte betreiben konnten. Otto Fischer publizierte dort ein chinesisches Musterbüchlein für die verschiedenen Möglichkeiten, Figuren darzustellen. Er wollte also wieder einen Beitrag zur chinesischen Kunsttheorie leisten.¹¹³

Kein anderes seiner Fachgebiete betrieb Otto Fischer so konsequent wie die Erforschung chinesischer Kunst. Deshalb setzte sich, als er in Basel 1945 in Bedrängnis war, nicht nur Professor Dr. Alfred Gigon, der Begründer der chinesisch-schweizerischen Gesellschaft, für ihn ein, sondern auch Dr. h. c. Alfred Sarasin, Begründer der Bank Sarasin in Basel und Mitglied der Aufsichtskommission der Schweizerischen Nationalbank. Letzterer war selbst an asiatischer Kunst seit seiner Reise mit einem guten Freund Heinrich Wölfflins nach Indien so sehr interessiert, dass er seine Indienbibliothek schließlich der Universitätsbibliothek Basel schenkte und sich auch für Otto Fischers Schüler Heinz Mode einsetzte. Sarasin war Otto Fischer eine sichere Stütze.¹¹⁴

Weltkunstgeschichte – ars una

In seiner Antrittsrede an der Universität Basel über „Die Entstehung des Bildes im Abendland und im Osten“ hatte Otto Fischer die Überzeugung vertreten, dass die Kunst des Ostens derjenigen des Westens ebenbürtig sei. Er rügte, dass man die chinesische Kunst immer noch an der europäischen, der griechischen Kunst messe, und zeigte in der Entwicklung des chinesischen wie des europäischen Bildes analoge Stufen und Bewegungsrhythmen des Künstlerischen.

Alfred Salmony lobte Otto Fischers Malerei der Han-Dynastie, weil er sie nach den Kriterien der westlichen Kunstwissenschaft dargestellt habe. Fischer entdeckte und beschrieb die formale Entwicklung von der flächig linearen zur perspektivischen Darstellung von Innenräumen, von der linearen Umrisszeichnung zur klassischen Durchbildung von Körper und Raum bis zur barocken Steigerung und zum raffinierten Manierismus. Als er 1932 in der Festschrift für Ludwig Klages „Die Wissenschaft am Scheidewege von Leben und Geist“ seinen Aufsatz „Die Stufen der Plastik“ publizierte, nahm er diese Theorie der Entwicklung wieder auf.¹¹⁵ In einem gedrängten Text versuchte Fischer eine allgemeingültige Entwicklungstheorie der Plastik vorzustellen,

¹¹³ Otto Fischer: Achtzehn Stilarten der chinesischen Figurenmalerei, in: Festschrift für Friedrich Hirth zu seinem 75. Geburtstag 16. April 1920, Berlin 1920, S. 85–101. Die chinesischen Texte musste Fischer sich allerdings von Gelehrten in Leipzig und München übersetzen lassen, da seine Sprachkenntnisse noch keine selbständige Übertragung erlaubten.

¹¹⁴ Gertrud Oeri-Sarasin: Alfred Sarasin-Iselin, in: Basler Jahrbuch 1955, S. 27–38.

die sich auch auf die Entwicklungsgeschichte der Malerei übertragen lässt. Er griff auf das althergebrachte Geschichtsmodell vom Wachsen, Blühen und Verfall zurück: das langsame Heranwachsen aus einem Chaos von Formen, die das Kommende schon in sich bergen, daraufhin die volle, klassische Blüte eines plastischen Stiles, die kurze Zeitspanne, in der er seine gültige Gestaltung zeigt und die ganze Fülle von Religion und Idealen zur Anschauung bringt, und schließlich die wieder länger dauernde Zeitspanne des Verfalls in Pathos, Naturalismus und Illusionismus, wo die geordnete Form sich wieder verliert.

Dieses sozusagen pflanzliche Entwicklungsmodell war zwar keineswegs neu, neu aber war Otto Fischers Vorschlag, dieses Entwicklungsmodell vom Blühen und Verfall in der gesamten Geschichte des plastischen Schaffens zu sehen. Er unterschied fünf Kulturkreise plastischen Schaffens, die er in eine bestimmte historische Verknüpfung brachte. In seiner Weltkunstgeschichte der Plastik wird die jeweils klassische Form eines Kulturkreises zu Anregung und Vorbild des nächsten: „Im 7. und Jahrhundert v. Chr. ist die ägyptische Gestalt Urbild für die archaische Plastik der Griechen. Die Skulptur des Hellenismus und der römischen Ausbreitung ist auf die Formung des indischen Bildens im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. von Einfluss gewesen. Die späteste Antike und die buddhistische Plastik Indiens sind für die chinesische Götter- und Menschendarstellung in mehreren Phasen bestimmend während des 4. bis 8. Jahrhunderts n. Chr., der Ausklang der antiken Form bildet über Byzanz die Grundlage der Anschauung für die entstehende Kunst des christlichen Abendlandes (9. bis 12. Jahrhundert), griechisch-römische Vorbilder sind in der frühgotischen Plastik wirksam (12. bis 13. Jahrhundert in Frankreich), und die Antike kehrt noch einmal wieder in der italienischen Renaissance und ihren Auswirkungen bis Klassizismus und zur Gegenwart.“¹¹⁶ Diese formalen Zusammenhänge lassen Otto Fischer aber fragen, ob es denn purer Zufall sei, dass eine Stilentfaltung sich immer chronologisch einer anderen anfügt, dass zwischen das Ende der Antike (3. Jh.) und den Anfang der nordisch-christlichen Kunst (12./13. Jh.) die jeweilige Blüte der indischen und ostasiatischen, die eine nach der anderen, sich einfügt? „Entdecken wir nicht, gerade wenn wir die plastische Schöpfung vergleichen, eine wechselnde Stufenreihe, in der immer die jüngere Entwicklung, gleichsam im Widerspiel, die ältere ablöst und auf einer neuen Ebene eben das bildet, was jener auszusprechen versagt blieb?“¹¹⁷

In seinem Beitrag umriss Otto Fischer eine Menschheitsgeschichte der Plastik, von den frühesten Formen in Höhlen und Gräbern zu den ägyptischen

¹¹⁵ Otto Fischer: Die Stufen der Plastik, in: Hans Prinzhorn (Hrsg.): Die Wissenschaft am Scheideweg von Leben und Geist. Festschrift Ludwig Klages zum 60. Geburtstag, Leipzig 1932, S. 65–71.

¹¹⁶ Ebd., S. 67.

¹¹⁷ Ebd., S. 68.

Bildwerken „in der strengen Ruhe eines gerichteten Seins, die Augen groß der letzten Ferne geöffnet“, zur „Anschauung einer leiblichen Vollkommenheit, der Freiheit und Freude der schönen menschlichen Fülle des Seins“ der griechischen Werke, zur indischen Plastik, die geprägt von der Buddha-Lehre die „Einkehr selber, die Innenschau, die geistige Milde“ darstellt, die „Aufhebung des Ich in dem Geheimnis des geistigen Seins“, zur chinesischen Plastik, die ein „Widerschein von der tiefen Stille und Ferne der Landschaft“ ist, auch wenn sie „Charakterköpfe und Masken von einer viel individuelleren Kraft als selbst die Antike“ geformt hat, so ist „ihr das Einmalige ein Vorübergehendes im ewigen Strom der Wandlungen“, bis zu den Bildwerken im Abendland: „Der plastische Mensch der Antike wird im Norden zum dynamischen, zum faustischen Menschen. Das Ewig-Gültige wird nicht als ein Wesendes angeschaut, sondern als ein Ziel eines potentiell-unendlichen Bemühens errungen. [...] Die Gegenstände dieser Plastik sind selber Kampf und Leiden, Tod und Überwindung. [...] Wir wissen nicht, ob ihr Ende die Maschine oder ein Chaos ist, das einen neuen Anfang verbirgt. Die Selbstbewusstheit des Menschen hat in ihr bis zur Selbstzerstörung geführt.“¹¹⁸ Eine beängstigende Vision: die Kultur technisch durchorganisiert oder im Regellosen kollabierend. Otto Fischer beschwor eine Endzeitvision.

Auch wenn nur ein Entwurf, gerade in seiner Kürze macht er klar, wie Otto Fischer die Geschichte der Kunst sah: als Ausdruck allgemeiner geschichtlicher Entwicklungen und Zustände, eine Weltgeschichte, eine Weltkunstgeschichte an Beispielen der Plastik. Das Ziel war nicht eine Formengeschichte, sondern eine Geschichte seelischer Dispositionen, Befindlichkeiten und Qualitäten, eine „Stufenfolge immer gesteigerter geistiger Bewusstheit“.¹¹⁹ Das Ziel seines Aufsatzes war also nicht, eine kunstwissenschaftliche Systematik, ähnlich den Entwicklungsmodellen seines Lehrers Heinrich Wölfflin, sondern er wollte eine Diagnose seiner Zeitumstände geben!

Ludwig Klages wurde damals für einen der einflussreichsten Denker gehalten. In München hatte er 1903 das „Psychodiagnostische Seminar“ gegründet. Otto Fischer besuchte es, wie Ernst Bertram, Norbert von Hellingrath, Karl Jaspers, Rudolf Otto und Heinrich Wölfflin. Nach dem Ersten Weltkrieg wollte man den Historismus in seinem Hang zum archivalischen Detailwissen überwinden und suchte die lebendigen, überall wirkenden Kräfte zu erkennen und sie wissenschaftlich zu ordnen. Deshalb kam dieser weltkunstgeschichtliche Aufsatz in der Festschrift für Ludwig Klages gut an.¹²⁰

Diese Überlegungen zu dem entwicklungsgeschichtlichen Konzept der Stufen der Plastik haben bezeichnenderweise ihren Ausgang von der chinesi-

¹¹⁸ Ebd., S. 71.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Otto Fischer ließ sein Schriftbild von Ludwig Klages analysieren; vgl. StadtA Reutlingen, N17 Teilnachlass Otto Fischer Nr. 35: „Was Klages aus meiner Schrift las.“

schen Malerei genommen. Otto Fischer bekannte in seinem Buch über die chinesische Landschaftsmalerei offen seine Betroffenheit, aber auch sein Glück und seine seelische Bewegtheit – eine Bekenntnisform, die in der wissenschaftlichen Literatur selten zu finden ist. Die chinesische Landschaftsmalerei war Otto Fischer nicht nur „das Immateriellste und Geistigste, was jemals eine Kunst hervorzubringen vermocht hat“, sondern er war überzeugt, „dass aus diesen Werken des Fernen Ostens und lang versunkener Menschen auch in unsere Kunst und unsere Zukunft eine Befruchtung fallen wird, die wir gar sehr gebrauchen können.“ Im Rückblick auf seine gesamten Forschungen zur Kunst Chinas bekannte er: „Noch heute ist mir dieses Buch [über die chinesische Landschaftsmalerei] das liebste von allem, was im Lauf von nun 35 Jahren einer oft widerstrebenden Feder sich abringen ließ.“¹²¹

Kunstgeschichte und Bildmeditation

Als Otto Fischer 1934 im Kunstgewerbemuseum die asiatischen Gemälde der Sammlung von der Heydt ausstellte, schloss er seinen Text zu den präsentierten Gemälden, die meist in gerolltem Zustand aufbewahrt und nur zu besonderen Anlässen entrollt und einzeln betrachtet wurden, mit der Feststellung: „Der Beschauer versenkt sich ganz in das Bild, er erlebt es und bringt es so zu seiner tiefsten Wirkung, indem er sich versenkend mit ihm eins wird. So ist auch eine Ausstellung, in der so vielerlei gleichwertig nebeneinander hängt, eigentlich ein dem Wesen dieser Kunst fremdes Verfahren, da man nur ein Bild, oder nur wenige zugleich betrachten sollte. Der Besucher, dem solche Bilder überhaupt etwas sagen, wird darum gut tun, sich nur einzelne auszuwählen, diese dann aber ganz und rein auf sich wirken zu lassen. Erst dann wird das Erleben, das in dieser fremden Kunst Form gewann, wird die Seele, die in sie gebannt ist, der verwandten Seele sich öffnen.“¹²²

Wer Otto Fischers Forschungen nur als wissenschaftliche Arbeiten sieht, wird seinem Lebenswerk nicht gerecht. Es überrascht nicht, dass der Religionsforscher Rudolf Otto in seinem Buch „Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen“ sich auch auf Otto Fischers im Kunstblatt 1920 erschienenen Aufsatz „Chinesische Landschaft“ und sein ein Jahr später gleichnamiges Buch bezieht, als er die Ausdrucksmittel für das Numinose in der Kunst abhandelte.¹²³ Fischer sprach mit seinen Schriften vielleicht weniger die anderen Kenner ostasiatischer Kunst als vielmehr die Gebildeten an, die sich in jener schwierigen Zeit um eine neue Weltorientierung bemüht haben. Schon 1922 trug er in dem

¹²¹ Otto Fischer: *Chinesische Landschaftsmalerei*, 3. Aufl. München 1943, S. 9 f.

¹²² Ebd., S. 22.

¹²³ Rudolf Otto: *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*, Gotha 1929, S. 91.

Sammelband mit dem bezeichnenden Titel „Das Licht des Ostens. Die Weltanschauungen des mittleren und fernen Asiens Indien–China–Japan und ihr Einfluss auf das religiöse und sittliche Leben, auf Kunst und Wissenschaft dieser Länder“ die Kapitel zur Kunst bei. Dieser Band war entstanden aus dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges. Der Zusammenhang zwischen Himmel und Erde sollte wiederhergestellt werden.¹²⁴ Auch Otto Fischer wollte mit seinen Büchern zur chinesischen Kunst diese geistesgeschichtliche Bewegung einer Neuorientierung bereichern. Fischer suchte das Verbindende, in seiner Stufentheorie übertrug er die in der europäischen Kunst beobachtete Entwicklung auf die asiatische Kunst.

Um die Kontinuität in Otto Fischers kunstgeschichtlichem Werk und auch dessen seelische Färbung aufzuzeigen, seien die ersten Sätze aus seiner Programmschrift „Das Neue Bild“ von 1912 erinnert: „Unser Kunstleben ist verworren. Es fehlt die Einheit eines gemeinsamen Stils, eines gemeinsamen Wollens, ja einer durchwirkenden Gesinnung. Die bindende und verbindende Tradition ist verloren gegangen. Dem Leichtsinne und der Willkür des einzelnen ist zu viel überlassen. Es mangelt auch die sicheren Maßstäbe des Urteils. Die Künstler scheiden sich in Richtungen, doch ohne Gewissheit; die Menschen, für die sie schaffen, schwanken hierhin und dorthin, ohne Entscheidung.“¹²⁵ Im Zen und im Tao bewunderte er die Tugenden der Gelassenheit und der Harmonie. Auf seinen Reisen in Asien traf er immer wieder die „Stille des erlösten Daseins“¹²⁶. Er gab sich der kontemplativen Kraft ostasiatischer Bildwerke hin. Hat er damit seine eigenen Spannungen, die Polaritäten, unter denen er litt, ausgleichen wollen? Nach dem Ersten Weltkrieg und während des Zweiten ohnehin galt es, aus einer nationalen Kultur zu einer menschlichen überzugehen, wie Eduard von der Heydt ganz im Sinne Otto Fischers formulierte.¹²⁷

In dieser Wertung und Anerkennung traf er sich mit Eduard von der Heydt, welcher der erste Sammler war, der seine Kollektion, die neben der asiatischen Kunst auch Werke der klassischen Moderne umfasste, nach der Vorstellung einer Weltkunst aufbaute, nach der Idee einer *ars una*. West und Ost sollen sich ergänzen, wie alte und neue Kunst. Wie andere Kunsthistoriker, Max Sauerlandt und Ernst Gosebruch, wollten sie eine allen Völkern gemeinsame Weltsprache der Kunst beweisen und waren geprägt von einem utopischen

¹²⁴ Vorwort des Herausgebers Maximilian Kern; er weist auf Kurt Breysigs Stufen der Weltgeschichte.

¹²⁵ Otto Fischer: *Das neue Bild*, München 1912, S. 7.

¹²⁶ Otto Fischer: *Kunstwanderungen auf Java und Bali*, Stuttgart/Berlin 1941, S. 72.

¹²⁷ Rainer Stamm: *Eduard von der Heydts Sammlung außereuropäischer Kunst*, in: *Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien. Eduard von der Heydt als Sammler außereuropäischer Kunst. Katalog zur Ausstellung des Von der Heydt-Museums und des Kunst- und Museumsvereins Wuppertal aus den Beständen des Museum Rietberg, Zürich 2002*, S. 9–19, hier: S. 13.



Otto Fischer mit Abt Maruyama Denei anlässlich der Einweihung eines neu erbauten Nebenklosters des Zen-Klosters Ryoshoji (Kyoto) und der damit verbundenen Teezeremonie am 6. März 1926.

Glauben an eine weltumspannende Wesensverwandtschaft künstlerischer Hervorbringungen. Otto Fischer versuchte, sie in einer Entwicklungssystematik zu verbinden.¹²⁸ Seine Reisebeschreibung nach Japan, China, Java und Bali endet mit einer großartigen religionsphilosophischen und religionspsychologischen Apotheose: Er beschwört die Entwicklung der Menschheit aus seelischen Urkräften, die uns alle ernähren und bisweilen beherrschen und unsere Friedlichkeit stören; die platte Ideologie des Herrenmenschen, die damals so viele beherrschte, hatte in dieser Vision keinen Platz.

1941 blickte Otto Fischer zurück auf seine Reise nach Asien und stellte schließlich fest: „Die Geschichte der Menschheit und ihrer vielfach einander ablösenden, vielfach einander bedingenden Kulturen ist unsere eigene Geschichte. Sie hat uns zu dem geformt, was wir sind, und birgt auch die Keime aller kommenden Möglichkeiten. Nichts, was vergangen ist, hat keine Spur in uns zurückgelassen, und nichts, was in den fernsten Völkern noch heute lebt, hat keine Verwandtschaft in den Abgründen unseres eigenen Ich. Der große, schicksalhafte Weg, den die Menschheit durch hundert oder tausend Generationen gegangen ist, und den sie, sei es zum Heil, sei es zum Untergang, fortzuschreiten muss, heißt die Entfaltung des denkenden Bewusstseins. Dieser Weg führt über viele eigentümliche Stufen. Die meisten sind in noch immer fortlebenden Zuständen oder sichtbaren Zeugnissen aufbewahrt. [...] Aber die großen Mächte des Blühens, Reifens und Welkens, des Vergehens und des Werdens sind lebendig wie immer. Nicht die Entwicklung der materiellen Güter, auch nicht die der Staaten, sondern die Entwicklung der Gedanken ist die wahre Geschichte der Menschheit. Ahnung und Denkung haben die Religionen und die Künste, das Dasein der Völker und jedes einzelnen Menschen geformt.“¹²⁹

In Ascona finden jedes Jahr die Eranos-Tagungen statt. Die 1933 von Carl Gustav Jung und Olga Fröbe-Kapteyn ins Leben gerufenen Tagungen – den Namen Eranos empfahl Rudolf Otto – wollten die Begegnung von Ost und West und seit 1946 auch der Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften befördern.¹³⁰ Aus großer seelischer Not suchte man dort in jenen Jahren einen Ausweg, in den ersten Jahrestagungen in der Kunst und Literatur und schließlich in der Spiritualität des Fernen Ostens. Ob Otto Fischer an diesen Gesprächen teilgenommen hat, lässt sich nicht nachweisen und es ist schließlich nicht entscheidend; fest steht, dass er auf seine Weise nach Gleichem

¹²⁸ Stamm zählt fälschlicherweise auch Heinrich Wölfflin dazu. Gerade im Vergleich mit Otto Fischer zeigt sich Wölfflins traditionelles Geschichtsbild, das vom Antagonismus Deutschland–Italien geprägt blieb.

¹²⁹ O. Fischer, *Kunstwanderungen* (wie Anm. 126), S. 223 f.

¹³⁰ Hans Thomas Hakl: *Der verborgene Geist von Eranos. Unbekannte Begegnungen von Wissenschaft und Esoterik. Eine alternative Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Bretten 2001.



Abt Kawakami führte Otto Fischer am 3. März 1926 in den Arbeitsraum seiner Einsiedelei beim Myoshin-ji Tempel (Kyoto), um für ihn ein Bild zu malen und ihm dabei die künstlerische Vorgehensweise zu demonstrieren.

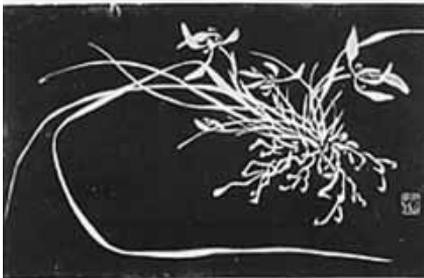
strebte. Er und sein Werk passen ausgezeichnet in jene besondere geistige Topographie des Monte Verità und seiner Wahrheitssucher.¹³¹

Otto Fischers Nachleben im Nachkriegsdeutschland

Otto Fischer war nach dem Krieg seiner Heimat wohl entfremdet. Er gehörte ja zu jenen, die in der „Idylle Schweiz“ den Krieg haben überleben können und von der Kriegsnot, unter der man litt, keine Ahnung hatten. Dass er wegen seines Bekenntnisses zur sogenannten „entarteten Kunst“ in Deutschland zur Nazizeit kaum ein geruhames Dasein hätte führen können, dass er eigentlich zu den Emigranten zu zählen ist, darüber wollte man sich kurz nach Kriegsende keine Gedanken machen.¹³² Die Fachgemeinschaft der Kunsthistoriker zeigte sich mit politisch belasteten Kollegen solidarisch aus

¹³¹ Harald Szeemann (wie Anm. 97) nennt wohl von der Heydt, nicht aber Otto Fischer.

¹³² Martin Papenbrock (Hrsg.): *Kunstgeschichte an den Universitäten in der Nachkriegszeit* (Kunst und Politik, Bd. 1), Göttingen 1999.



der Überzeugung, dass man doch irgendwie im Recht gewesen sei. Die Regimekritiker erlebte man als lebendigen Vorwurf.

Otto Fischers Leben war bestimmt von den vielen Irrungen und Wirrungen seiner Zeit. Selbst von schwierigem Charakter, selbstsicher, eigenwillig, nie bereit, von seinen Überzeugungen zu lassen und sich anzupassen, fiel es ihm besonders schwer, sich in den Zeitumständen zurechtzufinden. Otto Kümmel z. B., Generaldirektor der Berliner Museen, schrieb in seinem Gedächtnisblatt auf Otto Fischer mit auffälliger Deutlichkeit, dass seine offiziellen Tätigkeiten „ziemlich dramatisch und in heftigem Streite [endeten], wie oft genug auch seine Beziehungen zu den Menschen, mit denen ihn das Schicksal in nähere Berührung brachte.“ Und er stellte fest: „Die Häufigkeit, beinahe gesetzmäßige Regelmäßigkeit, mit denen solche Strudel im Fluss von Fischers Leben wiederkehren, lässt aber darauf schließen, dass sie in seinem Wesen tiefer begründet waren.“ Kümmel mochte etwas Wahres formuliert haben, allerdings liest man das nicht gerne geschrieben von einem überzeugten Nationalsozialisten, der als Generaldirektor der Berliner Museen nicht parteikonforme Kollegen gefeuert und durch treue Parteigenossen ersetzt hat und der beteiligt war an der Erstellung der Wunschliste

Text und Blumen, Abklatsch einer Steingravierung, aus dem Besitz Otto Fischers, heute im Museum Rietberg, Zürich.

deutscher Kunst im Ausland, mit deren Hilfe die Raubzüge der Nationalsozialisten organisiert werden konnten.¹³³ Gerne zitiert man aber sein Lob: „Otto Fischer schreibt nicht nur ein klares und klingendes Deutsch, wie es unter den zünftigen Kunsthistorikern gar nicht mehr üblich ist, sondern findet auch die rechte Form, durch die Sprache die Erkenntnisse wirklich anschaulich zu machen, die ihm eine reiche Kennerschaft und ein künstlerisch empfindendes Auge vermittelt, auch wenn er seine Leser in sehr ferne und fremde Welten führt.“¹³⁴

„Also“, so fragte sich Theodor Musper, „ein Mann, der sich nicht durchzusetzen vermochte, der mehrfach scheiterte? Nichts wäre verkehrter, als so zu urteilen. Im Gegenteil müsste man sagen: endlich ein Mann, der den Mut zum Scheitern hatte. Gerade darin liegt das Vorbildliche von Otto Fischer, dass er das besaß, was den Deutschen meist abgeht, nämlich Zivilcourage, und dass er sich nicht mit allem abfand, was von durchschnittlichen Köpfen durchzusetzen versucht wurde.“ Musper sah in ihm sogar einen chinesischen Weisen: „Eine hohe, früh kahle, ungewöhnlich wohlgeformte Stirn und auch die übrigen Züge riefen die Erinnerung an ostasiatische Kunstwerke, an gewisse Buddhastatuen, genauer an eine ganz bestimmte Kwanon der Tang-Zeit wach.“¹³⁵ In den Basler Nachrichten erinnerte man sich so: „Seine ganze Veranlagung hat ihn mehr für die stille Arbeit als für ein Wirken in der Öffentlichkeit bestimmt; so ist er auch in unserer Stadt im Grunde ein Einsamer geblieben, und gelegentliche Versuche des Ausbrechens haben sich in erster Linie gegen ihn selber gerichtet. So war sein Leben bei allem Reichtum des Wissens, bei seinem Geschmack und hoher Begabung ein schweres.“¹³⁶

Otto Fischer hat seinen Kollegen und Freund Hans-Otto Schaller einmal so gepriesen: „Er hat alles besessen, was in der öffentlichen Verwirrung unserer Tage gerade der schwäbischen Heimat am bittersten not tut: die echte künstlerische Begeisterung, das scharfe kritische Auge, die frische Tatkraft, das Gefühl der Verantwortung und den Mut zu unbedingter Wahrhaftigkeit.“¹³⁷ In der Persönlichkeit seines Freundes hat Otto Fischer jene Ideale beschrieben, denen auch er nachzuleben versuchte.

Nach seinem Tod war Otto Fischer bald in Vergessenheit geraten, bis die Stadt Reutlingen zu seinem 100. Geburtstag eine Erinnerungsschrift publizierte und auch seines 125. Geburtstages mit einer Feier und einer Aus-

¹³³ Jonathan Petropoulos: *The Faustian Bargain*, Oxford 2000, S. 55–56.

¹³⁴ Otto Kummel: *Otto Fischer zum Gedächtnis*, in: *Das Kunstwerk* 2 (1948), Heft 7, S. 45.

¹³⁵ Theodor Musper: *In memoriam Otto Fischer*, in: *Schwäbische Heimat* 1 (1950), S. 132–133, hier: S. 132. Theodor Musper war übrigens nach dem Krieg nicht willens, Baudissins Bemühungen um Rehabilitation zu unterstützen!

¹³⁶ -ch- : +Prof. Dr. Otto Fischer, in: *Basler Nachrichten*, Samstag/Sonntagsblatt 10./11. April 1948.

¹³⁷ Otto Fischer: *Schwäbische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts*, Stuttgart 1925, Vorwort.

stellung im Stadtarchiv gedachte – erneut ein Anlass, Otto Fischers wissenschaftliche Eigenart und seine wissenschaftlichen Verdienste kritisch darzustellen, die falschen Urteile über seine Persönlichkeit zu korrigieren und schließlich seinen Rang in der Kunstwissenschaft zu würdigen.

Urschel, Nachtfraülein und andere Gespenster Überlieferungen und Sagen in Reutlingen und Pfullingen

Von Klaus Graf

„Eine Gegend ist romantisch“, schrieb Ludwig Uhland 1807 in einem handschriftlich verteilten Aufsatz *Über das Romantische*, „wo Geister wandeln; mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehn noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen“.¹ Etwa hundertachtzig Jahre später, 1984, formulierte der Volkskundler und Erzählforscher Rudolf Schenda (1930–2000) in einem Artikel über *Deutsche Sagen im Vormärz*: „Mehr und mehr wissen wir heute, daß dieses ‚Volksgut‘ nur vielfach gefiltert zu uns gelangt ist, gemahlen durch die Denkmühlen bürgerlichen Bewußtseins und neu gekocht oder gebacken für ein Publikum, dessen Interessen nur selten identisch waren mit denen des Volkes.“² Während in populären Sagenbänden Sagen unverdrossen als mündliche Überlieferungen aus uralter Zeit ausgegeben werden, hat sich die moderne Erzählforschung

¹ Ludwig Uhland: *Über das Romantische*, in: Ders.: *Werke*, hrsg. von Hartmut Fröschle und Walter Scheffler, Bd. 2, München 1980, S. 400 f. Zu Uhland und der Volkspoesie vgl. zusammenfassend Klaus Graf: *Johann Ludwig Uhland*, in: *Enzyklopädie des Märchens*, Band 13 Lief. 3 (2010), Sp. 1128–1134. Der folgende Aufsatz, der auf einen vor dem Reutlinger Geschichtsverein am 10. November 2009 gehaltenen Vortrag zurückgeht, lehnt sich in Teilen wörtlich an zwei frühere Arbeiten an: *Sagen der Schwäbischen Alb*, hrsg. von Klaus Graf, Leinfelden-Echterdingen 2008 (insbesondere die Einleitung, S. 7–22) und Ders.: *Schwabensagen. Zur Beschäftigung mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert*, 2007. Online: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3459/> (erweiterte und überarbeitete, somit maßgebliche Fassung des Aufsatzes „Zur Verherrlichung des Schwabenlandes“). Die Beschäftigung mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950*, hrsg. von Manfred Bosch u. a., Bd. 2.1: *Aufsätze*, Biberach 2006, S. 279–309). Die dort gegebenen allgemeinen Literaturhinweise und Belege werden hier nicht wiederholt. Soweit von den zitierten eigenen Arbeiten Online-Fassungen (Retrodigitalisate oder E-Texte) existieren, sind diese unter <http://archiv.twoday.net/stories/4974627/> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SmEL7ai>) nachgewiesen. Links gebe ich im Folgenden nur bei entlegener Literatur. Digitalisate zu Reutlingen listet auf: <http://de.wikisource.org/wiki/Reutlingen>, Materialien zu den Pfullinger Sagen: <http://de.wikisource.org/wiki/Pfullingen>. Alle zitierten Internetadressen wurden am 10. Januar bzw. 27. März 2012 überprüft, weshalb ich auf die Angabe des Abrufdatums verzichte.

² Rudolf Schenda: *Volkserzählung und nationale Identität: Deutsche Sagen im Vormärz (1830–48)*, in: *Fabula* 25 (1984), S. 296–303, hier: S. 302.

entschieden von den romantischen Auffassungen über das vermeintliche Wesen der Sage distanziert.

Eine vielleicht etwas zu einfache Definition der Sage könnte lauten: Sagen sind das, was man in Büchern, die Sagenbücher heißen, vorfindet. Seit wann gibt es solche Sagenbücher? Die erste moderne Sagensammlung, Johann Carl Christoph Nachtigals *Volcks-Sagen*, erschien im Jahr 1800. Sie ist seit kurzem dank Google Book Search auch im Internet einsehbar.³ Entscheidend aber wurde ein anderes Sammelwerk: Ohne die umfangreichen *Deutschen Sagen* der Brüder Grimm, erschienen in zwei Bänden 1816 und 1818, hätte das Sagensammeln wohl kaum zu der Flut von Sagenbüchern geführt, die im deutschsprachigen Raum im 19. und 20. Jahrhundert herauskamen. Die romantische Begeisterung für die „Volks poesie“ hat die literarische Gattung Sage wesentlich geformt. Sagen sind keine Überbleibsel aus grauer Vorzeit, sondern zuallererst literarische und volkskundliche Dokumente ihrer Zeit, nämlich der Zeit, in der sie aufgeschrieben wurden, also Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Im Folgenden möchte ich meine bisherigen Arbeiten zum Thema Sage, die sich aus der Perspektive des Historikers vor allem der Quellenforschung und der historischen Kontextualisierung der „Sagen“ gewidmet haben, nicht nur zusammenfassen, sondern auch in einigen Punkten weiterführen. Neu sind neben Materialien zur Reutlinger Traditionsbildung in der frühen Neuzeit (in Abschnitt I) vor allem die Beobachtungen zur Gegenwart, die von der Präsenz der Sagen im Internet ausgehen (in Abschnitt VII). Hinsichtlich der Sagen im 19. und 20. Jahrhundert konzentriere ich mich auf die ergiebigen Pfullinger Beispiele. Es geht um die Einordnung der regionalen Überlieferung in die allgemeine Entwicklung, nicht um einen erschöpfenden Bestandskatalog.

I. Traditionsbildung in Reutlingen vor 1800

Gab es überhaupt Sagen vor 1800? Die Brüder Grimm haben, wenn man so will, den „Sagenton“ erfunden. Aus einem bunten Allerlei überwiegend schriftlicher Vorlagen – die „Mär von der mündlichen Überlieferung“ muss weitgehend aufgegeben werden – schufen sie ein Korpus von Prosasagen, die sie rigoros sprachlich so hobelten, dass ein einheitlicher „Sagenton“ entstand. Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Geschichten tilgten sie konsequent. Da sie dämonologische Erzählungen und historische Traditionen in den gemeinsamen Topf der „Volkssage“ warfen, ist die Sage also, salopp gesagt, ein Bastard aus historischen Überlieferungen und Gespenstergeschichten. Indem sie lokale mündliche Überlieferungen und Chronikexzerpte vermischten,

³ E-Text und Scans zugänglich auf Wikisource: <http://de.wikisource.org/wiki/Volcks-Sagen>.

nahmen die Brüder Grimm, meinte Hermann Bausinger, „dem Begriff der Sage alle Präzision“ und machten ihn fragwürdig.⁴ Vor 1800 von Sagen zu sprechen, halte ich für irreführend.⁵ Wenn es um „historische Sagen“ aus der Zeit vor 1800 geht, sollte man von „historischen Überlieferungen“ sprechen.⁶

Städte waren erfüllt mit Geschichten, doch nur die wenigsten davon haben den Weg in die Schriftlichkeit gefunden. Es gab Klatsch und Gerüchte, die auf einen kleinen Kreis beschränkt blieben, und es gab Themen, die zum Stadtgespräch wurden. Neben Geschichten, die wenige Tage lang erzählt und dann wieder vergessen wurden, gab es Traditionen, die über einen längeren Zeitraum weitergegeben wurden – oft sowohl mündlich als auch schriftlich. Solche „prominenten“ Überlieferungen und Erinnerungen hatten für das Gemeinwesen eine besondere Bedeutung und sind meistens in die Chronistik eingegangen.⁷

Für Reutlingen ist an erster Stelle die von Heinz Alfred Gemeinhardt untersuchte Traditionsbildung um die Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247 zu nennen.⁸ Zeitgenössische Quellen aus der Stauferzeit existieren dazu nicht, die schriftliche Überlieferung setzt erst etwa hundert Jahre später ein. Offen muss bleiben, ob es das Gelübde der Reutlinger Bürger an Maria tatsächlich gegeben hat, von dem Hugo von Reutlingen und der Fortsetzer der lateinischen *Flores temporum* (er schrieb möglicherweise in Reutlingen) berichten.⁹

⁴ Hermann Bausinger: Literatur und Volkserzählung, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 8, Berlin/New York 1996, Sp. 1119–1137, hier: Sp. 1123.

⁵ Klaus Graf: Sagensammler vor dem 18. Jahrhundert? Anmerkungen zum Sagenbegriff, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 4 (1991), S. 295–304.

⁶ Klaus Graf: Thesen zur Verabschiedung des Begriffs der ‚historischen Sage‘, in: Fabula 29 (1988), S. 21–47.

⁷ Zu der am Ende des 16. Jahrhunderts einsetzenden Reutlinger Chronistik vgl. Michael Klein: Aus der Werkstatt eines Reutlinger Chronisten. Die Angaben von Lorenz Hoffstetter über seine Vorlagen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 221–236; Gerald Kronberger: Weinpreis, Mordtat, Jubelfeier – Die Reutlinger „Cronica“ 1687–1738 des Johann Georg Launer, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 46 (2007), S. 115–159, hier: S. 120–124. Zur städtischen Traditionsbildung habe ich, ausgehend von der Untersuchung der Geschichtsschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, vor längerer Zeit eine Fallstudie vorgelegt: Klaus Graf: Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert, Schwäbisch Gmünd 1984.

⁸ Heinz Alfred Gemeinhardt: Die Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247. Erinnerung an ein wichtiges Datum der frühen Stadtgeschichte, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 189–236.

⁹ Vgl. Klaus Graf: Maria als Stadtpatronin in deutschen Städten des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Frömmigkeit im Mittelalter. Politisch-soziale Kontexte, visuelle Praxis, körperliche Ausdrucksformen, hrsg. von Klaus Schreiner, München 2002, S. 125–154, hier: S. 146. Da Gemeinhardt die Stelle in den *Flores temporum* nicht angibt, trage ich sie hier nach: Hermann Gyngantis [...] *Flores temporum* [...], hrsg. von Johann Gerhard Meuschen, Leiden 1743, S. 125. Online: <http://books.google.de/books?id=ucAWAAAAQAAJ&pg=PA125>. Zur mutmaßlichen Entstehung dieser *Flores temporum*-Redaktion in Reutlingen habe ich, die Quellenstudien in Klaus Graf: Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers „Schwäbische Chronik“ und die „Gmünder Kaiserchronik“, München 1987, S. 170–174 weiterführend, in

Aber für das Selbstverständnis der Reichsstadt war die Erinnerung an die Abwehr der Gefahr und die gerettete Freiheit von immenser Bedeutung. Selbst die dürftige Notizenreihe zur Reutlinger Geschichte, die der württembergische „Historicus“ David Wolleber seiner 1591 datierten *Chorographia* einverleibte, hat als zweite Notiz nach der Stadtgründung 1240 den Abzug der Belagerer 1247 nach „manlicher gegenwer“ der Bürger.¹⁰

Der ehemalige Reutlinger Schulmeister Jakob Frischlin erwähnt in seinem 1602 in Tübingen gedruckten lateinischen Lobgedicht auf Reutlingen *Encomion Reutlingense* die Belagerung sogar zweimal. Hier kommt nun auch der berühmte „Sturmbock“ ins Spiel, eine bemerkenswerte „profane Reliquie“, die Frischlin als Reutlinger Altertum (*antiquitas*) und Denkmal (*monumentum*) würdigt.¹¹ Ob das Belagerungsgerät tatsächlich aus dem Jahr 1247 stammt? Es war ursprünglich in der Marienkirche untergebracht und wurde 1563 auf einen Ratsbeschluss hin am neuen Rathaus aufgehängt. Nur kleine Reste überstanden den Stadtbrand von 1726, und auch diese, die man wieder in der Marienkirche aufbewahrte, sind im 19. Jahrhundert verloren gegangen. HAP Grieshaber schuf für das Reutlinger Rathaus-Foyer eine 12 Meter lange Nachbildung mit Bildern aus der Stadtgeschichte.¹²

Die Belagerung im 13. Jahrhundert wurde nicht vergessen, sie wurde erinnert und mit dem Mauerbock, der „zue ewiger gedächtnus“¹³ aufbewahrt wurde, sozusagen handgreiflich belegt. Gegenstand und Geschichte standen in einem symbiotischen Verhältnis: Der Mauerbrecher beglaubigte die Tradi-

Klaus Graf: Die „Flores temporum“ und Balingen, in: 750 Jahre Stadt Balingen 1255–2005, Balingen 2005, S. 13–18 u. 489–490 (zu benutzen in der ungekürzten Wiedergabe in: Klaus Graf: Hie Welf – hie Waibling, in: Archivalia vom 16. Juli 2011. Online: <http://archiv.twoday.net/stories/34628773/> Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SlxaR89>) nochmals Stellung genommen.

¹⁰ Universitätsbibliothek Tübingen, Mh 6,1, Bl. 239 r (Autograph). Online: <http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/Mh6-1/0491>. Das ist nicht der einzige Abschnitt über Reutlingen in Wollebers Werken. So findet sich in einer 1585/87 entstandenen Ausarbeitung zur württembergischen Geschichte ebenfalls diese Notizenreihe, Abschrift in der Universitätsbibliothek Basel, Cod. E II 60, Bl. 144 r–145 r, vgl. Klaus Graf: Ein württembergisches Geschichtswerk von David Wolleber in Basel, in: Archivalia vom 28. Juli 2011. Online: <http://archiv.twoday.net/stories/38723979/> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66Slldat>).

¹¹ Jakob Frischlin: *Encomion Heroicvm Latinum Reutlingae* [...], Tübingen 1602, Bl. 14 r. Online: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/frischlin1602/0028>. Zum Werk vgl. auch Klaus Graf: Sehr seltene lateinische Beschreibung Reutlingens online, in: Archivalia vom 7. Februar 2011. Online: <http://archiv.twoday.net/stories/11897243/> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SIWokYj>). Werner Krauß: Die Reutlinger Frischlin-Chronik. Bearbeitung – Vergleich mit der Fitzion-Chronik – Forschungen über M. Jakob Frischlin, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 9 (1971), S. 69–199 hat den Druck nicht benutzt.

¹² Gemeinhardt, Belagerung (wie Anm. 8), S. 205–213.

¹³ So die in den 1590er Jahren entstandene Chronik von Alexander Camerer und Christoph Laubenberger: Die Camerer-Laubenbergische Chronik. Herausgegeben nach dem Original im Stadtarchiv Reutlingen und mit Kommentar versehen von Theodor Schön, in: Reutlinger Geschichtsblätter 4 (1893), S. 25–28, 65–68, 76–81, hier: S. 25.



Für das Foyer des neuen Reutlinger Rathauses schuf HAP Grieshaber eine künstlerische Nachbildung des ehemals am alten Rathaus aufgehängten Sturmbocks. Zu den Bildern aus der Reutlinger Geschichte auf dem zwölf Meter langen Stamm gehört auch die Belagerung der Stadt 1247.

tion, während umgekehrt die Tradition ihn mit einem historischen Kontext versah, ihn erklärte. Das Denkmal diente als „Erzähl-Mal“, als Anlass, seine Geschichte zu erzählen.¹⁴ Erinnert wurde mit der Abwendung der Gefahr gleichsam der Stiftungsakt der städtischen Freiheit. Die Reutlinger Belagerungsüberlieferung reiht sich damit ein in ein großes Korpus von Zeugnissen aus dem Feld des städtischen Schlachtengedenkens.¹⁵

¹⁴ Das bekannteste „Erzähl-Mal“ in Reutlingen war (und ist) das von Hans Ulrich Knapp: Das Steinbild an der Spitalkirche, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 33 (1994), S. 89–108 behandelte „Wahrzeichen“ an der Spitalkirche. Als Wahrzeichen bezeichnete man üblicherweise Bilder, die Handwerksgesellen kennen mussten, um den Aufenthalt in einem Ort zu beweisen. Dass mit der Arbeit von Knapp eine abschließende Darstellung vorliegt, wird man nicht behaupten können. Volker Trugenberger wies in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 56 (1997), S. 568 darauf hin, bei der Darstellung in der Mitte könne es sich um den Fabelvogel Tragopa handeln. Zum Kontext des rätselhaften Bilds könnte man manches ergänzen, etwa Anton Mailly: Abgötter an christlichen Kirchen, in: Die christliche Kunst 25 (1928/29), S. 42–52 oder Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder, Stuttgart 1968, S. 149. Nach der Camerer-Laubenbergischen Chronik (wie Anm. 13), S. 26 befand sich eine Inschrift, die der Inschrift des Spitalbilds sehr ähnlich ist, bei einem am Rathaus angebrachten alten Holzbild.

¹⁵ Vgl. nur Klaus Graf: „Der adel dem purger tregt Hass“. Feindbilder und Konflikte zwischen städtischem Bürgertum und landsässigem Adel im späten Mittelalter, in: Adelige und bürgerliche Erinnerungskulturen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, hrsg. von Werner Rösener, Göttingen 2000, S. 191–204. Reutlingen wird erwähnt in Klaus Graf: Schlachtengedenken in der Stadt, in: Stadt und Krieg, hrsg. von Bernhard Kirchgässner und Günter Scholz, Sigmaringen 1989, S. 83–104, hier: S. 92.

Es war die „Multimedialität“, die solchen identitätsstiftenden Überlieferungen Wirkmächtigkeit verlieh. Bildliche Darstellungen und Objekte, die mitunter von Inschriften begleitet wurden,¹⁶ konnten Erinnerungen breitenwirksam wach halten und die mündliche Weitergabe unterstützen. In Reutlingen erinnerte eine Holztafel mit einer Inschrift an einem Steinhaus neben der Marienkirche an die Ereignisse von 1247 (eine neue Holztafel wurde 1977 am Haus Wilhelmstraße 99 angebracht).¹⁷ Neben dem Mauerbock gab es noch ein zweites einprägsames Symbol, das mindestens seit dem 16. Jahrhundert an die Gründung der Marienkirche, die ja aufgrund des Gelübdes der Reutlinger Bürger erbaut worden sein soll, erinnerte: das Bild eines Brotlaibs, der die „Wohlfeile“ in der Mitte des 13. Jahrhunderts demonstrieren sollte. 1248 sei der Kirchbau begonnen worden, liest man in der um 1613 zu datierenden Beschreibung durch Jakob Frischlin, „da es dann sehr wohlfeil ist gewesen und zwey pfund brodt ein pfennig golten, wie noch zu Reutlingen solches zuer gedächtnuß und wahrzeichen bey der kürchen angezeichnet, und ein leiblin brodt im eyßern thorturn abgerissen worden, in ohngefahrer größen wie ein halb batzen leiblin ietziger zeit seyn möchte.“¹⁸ Es gab demzufolge nicht nur die Abbildung des Brots auf der erwähnten Inschriftentafel an der Kirche (die Camerer-Laubenbergische Chronik deutet die Größe des einen Pfennig kostenden Brots mit einem Strich an¹⁹), sondern auch eine Abbildung am äußeren Torturm. Solche Verweise auf frühere billige Zeiten im Kontext von Bau-Erinnerungen gab es auch andernorts.²⁰

Der zweite große Triumph der Reutlinger städtischen Freiheit im Mittelalter, der Sieg über das Adelsaufgebot in der Schlacht von Reutlingen 1377, wurde nicht nur durch schriftliche Tradierung des Schreibens (Missive), mit dem die Reutlinger sich gegenüber den Bündnisstädten rechtfertigten, erinnert, sondern auch durch die Namen und Wappen der erschlagenen Adeligen auf den Glasscheiben im Rathaus.²¹ Auch die rostigen Antiquitäten auf dem

¹⁶ Vgl. Regula Schmid: *Geschichte im Dienst der Stadt*, Zürich 2009, S. 170, eine Arbeit zur spätmittelalterlichen Schweiz, die mit Gewinn auch für andere hier thematisierte Aspekte der städtischen Erinnerungskultur heranzuziehen ist.

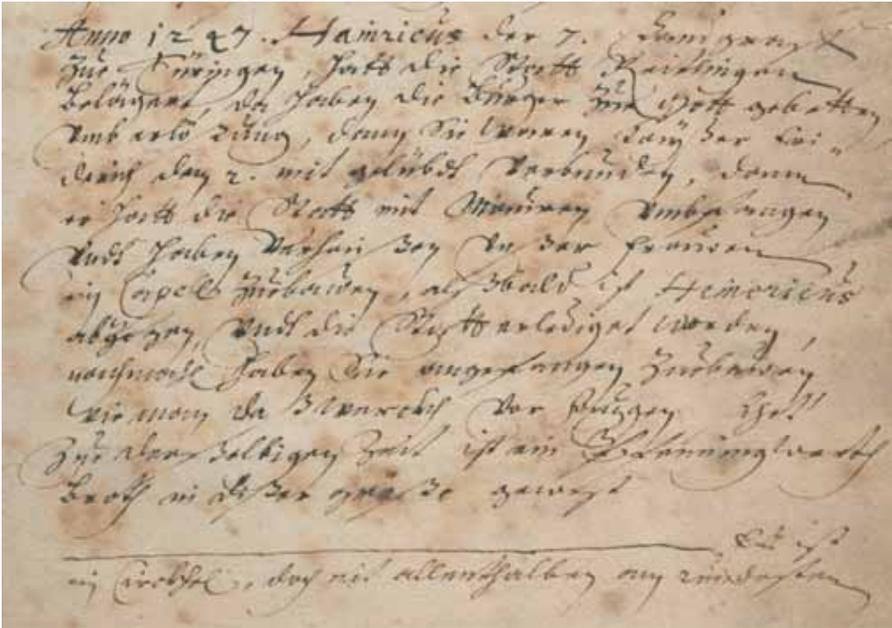
¹⁷ Gemeinhardt, *Belagerung* (wie Anm. 8), S. 204 f.

¹⁸ Krauß, *Frischlin-Chronik* (wie Anm. 11), S. 93.

¹⁹ *Camerer-Laubenbergische Chronik* (wie Anm. 13), S. 25. Vgl. auch die Beschreibung bei Johann Georg Beger: *Umbständliche Relation wie es mit der Reformation der Stadt Reutlingen [...] hergangen [...], ohne Ort [Reutlingen] 1717*, S. 22.

²⁰ In der *Schwäbisch Gmünder Chronik* des Dominikus Debler (um 1800, Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, Bd. 5, S. 29) heißt es zum Jahr 1351 und zur Erbauung der Gmünder Pfarrkirche: „Der erste Baumeister hatte täglich 1 Pfennig, 1 Maaß Wein und einen Laib Brod. Daraus läßt sich die Wohlfeile der Zeit schließen.“ Vgl. Klaus Graf: *Die Heilig-Kreuz-Kirche in Schwäbisch Gmünd im Mittelalter. Kirchen- und baugeschichtliche Beiträge*, in: *einhorn-Jahrbuch* 1989, S. 81–108, hier: S. 92.

²¹ Johann Fizion: *Cronica unnd Grindtliche beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reütlingen [...]*, hrsg. von Adolf Bacmeister, Stuttgart 1862, S. 158; Christoph Fried-



Die in den 1590er Jahren entstandene Chronik von Alexander Camerer und Christoph Laubenberger liegt in einer schmucklosen Abschrift des 17. Jahrhunderts vor. Ganz unten sieht man den Strich, der die Größe des 1 Pfennig kostenden Brotes (um 1247) verdeutlichen soll.

Rathaus, von denen Frischlin weiß („alt tartschen armbrust und viel pfeil“), die nur „zur gedächtnuß“ aufbewahrt wurden,²² konnte man leicht auf dieses Ereignis beziehen.

In der städtischen Erinnerungskultur hatte das stolze Gedenken an die erfolglose Belagerung 1247 und die Schlacht von Reutlingen 1377 einen Ehrenplatz, weil einer der Grundwerte des Gemeinwesens tangiert war: die städtische Freiheit. Nur durch die Einigkeit der Bürger, einen weiteren Grundwert, sei es, so glaubte man, möglich gewesen, die Anschläge des feindlichen Adels abzuwehren.

rich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, izt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen, Bd. 1, Reutlingen 1840, S. 86; vgl. Karl Keim: Die Schlacht bei Reutlingen 14. Mai 1377. 600 Jahrestag. Wahrheit und Dichtung in Uhlands Ballade, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 15 (1977), S. 7–30, hier: S. 25. Rüdiger Becksmann: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Schwaben von 1350 bis 1530 (ohne Ulm), Berlin 1986, S. 354 mit Regest S. 372 Nr. 39 sagt allerdings zutreffend, zu den Glasmalereien geben es „nur Fragen ohne befriedigende Antworten“.

²² Krauß, Frischlin-Chronik (wie Anm. 11), S. 156 f.

Diese spätmittelalterliche Konfliktgeschichte Städte versus Adel bildet wohl auch den Hintergrund der im 17. Jahrhundert greifbaren Tradition von den Reutlinger Raubhäusern. In der bis 1639 erstellten Reimchronik des Schulmeisters Johann Fizion heißt es, das Dorf Reutlingen sei ursprünglich in einem „grewlich“ dicken Wald gelegen. Böse Buben hätten dort Tag und Nacht die Leute beraubt. Der gemeine Mann wolle diese Überlieferung damit beweisen, dass er noch die Raubhäuser („Raubheisser“) in der Stadt zeige. Fizion distanziert sich aber von dieser Tradition: „Jeder mag glauben, was er will“, es sei nicht viel daran gelegen.²³ Dass Reutlingen seinen Namen vom Roden (Reuten) des Waldes habe und dass es in der Stadt sechs (bzw. sieben) mit den Namen ihrer Besitzer genau lokalisierte alte Häuser gab, die schon vor der Stadtgründung von Edelleuten bewohnt worden seien, konnte man schon am Ende des 16. Jahrhunderts im gedruckten lateinischen Geschichtswerk von Martin Crusius und in der Camerer-Laubenbergischen Chronik nachlesen.²⁴ Vermutlich existierte damals bereits die Raubhaus-Tradition in Reutlingen. Mit der Behauptung, solche Überlieferungen seien „volkstümlich“ gewesen, sollte man vorsichtig sein, da das „gemeine Gerede“, auf das schriftliche Quellen Bezug nehmen, nicht notwendigerweise alle Schichten der Stadt erfasste und womöglich nur die Diskussionen der historisch Interessierten im Umkreis des Rats, die jedoch nicht als Gelehrte akzeptiert wurden, spiegelte. Trotzdem möchte ich aus dem Verweis Fizons auf den gemeinen Mann eine gewisse Breitenwirkung der Raubhäuser-Erzählung ableiten.

Die Ursprungsüberlieferung, dass eine Stadt auf ein Räubernest zurückgeführt wird, begegnet nicht nur in Reutlingen, sondern auch in einigen anderen Städten. Bereits im 15. Jahrhundert sagt der um 1482 schreibende Luzerner Chronist Melchior Russ, vor der Stadtgründung von Luzern habe es an der Reuss zwei Schlösser oder Raubhäuser gegeben, die noch vorhanden seien (er gibt ihre Lage genau an).²⁵ Spätere Autoren haben diese Überlieferung übernommen.²⁶ 1592 ist die Vorrede der Chronik der Stadt Hof in Oberfranken aus der Feder des Enoch Widmann datiert. Im Kapitel *Von erbawung der stad Hof* erfährt man, an der Stelle der jetzigen Stadt habe vor der Stadtgründung eine Wildnis und ein finsterer, unsicherer Wald gelegen voller Räuberei und Morderei. Man habe etwas unternehmen müssen, um die Raubschlösser, darin

²³ Fizion: *Cronica* (wie Anm. 21), S. 5. Entsprechend Lorentius Hoffstetter vieljähriger Praeceptor zu Reutlingen *Reutlinger Chronic von Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691*, hrsg. von Paul Schwarz, in: *Reutlinger Geschichtsblätter NF 20/21* (1981/82), S. 5–483, hier: S. 43.

²⁴ Martin Crusius: *Schwäbische Chronick [-]*, übersetzt von Johann Jakob Moser, Bd. 2, Frankfurt am Main 1733, S. 435; Camerer-Laubenbergische Chronik (wie Anm. 13), S. 26.

²⁵ Maya Vonarburg Züllig: Melchior Russ: *Cronica. Eine Luzerner Chronik aus der Zeit um 1482*, Zürich 2009, S. T 6.

²⁶ Vgl. Peter Xaver Weber: Über den Standort und das Aussehen der „roubhüser“ des alten Luzern, in: *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde NF 14* (1912), S. 154–156.



In der Luzerner Bilderchronik des Diebold Schilling d. J. (1511/13) findet sich die Darstellung eines angeblichen ehemaligen „Raubhauses“ am Weinmarkt. Es ist das hochragende Steinhaus links, das spätere Gawertschenhaus am Metzgerainle.

sich die Räuber aufhielten, loszuwerden. Als Zeit, in der diese Räubereien vor allem im Schwange waren, vermutet Widmann das 11. Jahrhundert.²⁷

Nach einer frühneuzeitlichen Quelle soll das bayerische Straubing zuvor Raubing geheißsen haben. Das Manuskript will von drei Raubhäusern mit heimlichen Ausgängen unter der Erde wissen, die als unterirdische Gänge aus der Stadt führen. Diese altertümlichen Bauten galten dem Autor als Beglaubigung der Raubing-Überlieferung.²⁸ An der Stelle, wo sich Gardelegen in der Mark Brandenburg befindet, soll ebenfalls ein Räubernest gewesen sein. Einer der Räuber habe zur Strafe das Spital St. Jürgen stiften müssen. Der brandenburgische Historiograph Johann Christoph Bekmann (1641–1717), der davon berichtet, beruft sich auf eine Ausarbeitung des Gardelegener Bürgermeisters Arnold Bierstedt (1542–1597).²⁹

Näher an Reutlingen liegt Esslingen. Zu den sieben Esslinger Raubtürmen heißt es in einer Stadtbeschreibung von 1798: Es seien „kleine, einfache Kastele“ gewesen, „von welchen aus ihre ehemaligen adelichen Besitzer Strassenraub trieben“. ³⁰ Schon Martin Crusius leitete den Namen der Esslinger Vorstadt Beutau vom „Beiten“ (Warten) der Straßenräuber ab,³¹ und für Marbach am Neckar gab er an, dort habe einst in einem dicken Wald ein riesenhafter Straßenräuber gelebt, der alle Vorbeigehenden getötet und gefressen habe.³²

Bei den angeblichen Raubhäusern handelte es sich wohl um romanische oder gotische Steinhäuser oder Geschlechtertürme, deren Funktion nicht mehr verstanden wurde, die aber aufgrund ihres altertümlichen Aussehens sich von den jüngeren Bauten unterschieden und als Erzähl-Male die Frage nach ihrem Ursprung aufwarfen. Sonderbare alte Bauten hat man mitunter auch als Tempelhäuser, also ehemalige Niederlassungen des Tempelordens gedeutet, beispielsweise in Erbach im Odenwald.

²⁷ Die Chronik des M. Enoch Widmann, hrsg. von Christian Meyer, in: Hohenzollerische Forschungen 2 (1893), S. 1–128 u. 230–434, hier: S. 7.

²⁸ Martin Sieghart: Geschichte und Beschreibung der Hauptstadt Straubing [–], Bd. 1, Straubing 1833, S. 58 zitiert das Manuskript aus dem 17./18. Jahrhundert.

²⁹ D. Johannis Christophori Becmanni Aufsatz von der Stadt Gardelegen, in: *Historicorum Palaeo-Marchicorum Collectio III* [...], hrsg. von Julius Konrad Rüdemann, Salzwedel 1728, S. 341–352, hier: S. 349. Online: <http://books.google.de/books?id=LfNBAAAAcAAJ&pg=PA49>. Vgl. auch Jodocus Temme: Die Volkssagen der Altmark, Berlin 1839, S. 23–25.

³⁰ Johann Jakob Keller: Eßlingen Stadt und Gebiet, Esslingen 1798, S. 118 f.; vgl. Klaus Graf: Sagen rund um Stuttgart, Karlsruhe 1995, S. 133. Schon Abraham Saur: *Theatrum urbium* [–], Frankfurt 1610, S. 297 sagt, Esslingen habe „sechs Schlösser darinne“. Dankbar erinnere ich mich der Hilfe bei der Ermittlung Esslinger Sagen, die mir das Stadtarchiv Esslingen (Walter Bernhardt) 1993 angedeihen ließ.

³¹ Crusius: *Chronick* (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 436; vgl. Paul Eberhardt: *Aus Alt Eßlingen*, 2. Auflage, Esslingen 1924, S. 20.

³² Crusius: *Chronick* (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 416. Gustav Schwab widmete der Überlieferung sein Gedicht *Der Riese von Marbach*.

Wenn Städte auf Räubernester zurückgeführt wurden, wollte man wohl die eigene zivilisatorische Leistung hervorheben: Aus Wildnis wurde Zivilisation, aus den Stätten des Raubs und des Unrechts wurden Orte des Friedens und des Rechts. Die überwundene Epoche der adeligen Räuber diente als starker Kontrast. Das Eigene wurde dem Fremden, dem Anderen, der Alterität gegenübergestellt.³³

Aber es spielte wohl auch das nachwirkende Trauma der spätmittelalterlichen Adelsangst eine Rolle. Im 14./15. Jahrhundert waren adeliger Städtehass und städtische Adelsangst komplementäre Phänomene.³⁴ Die Erinnerung an die politische Blockbildung Städte versus Fürsten und Adel floss in der frühen Neuzeit zusammen mit der Erinnerung an die zahlreichen Fehden und Übergriffe der Adeligen gegen die Städte und ihre Kaufleute. Das anti-adelige Schlagwort „Raubritter“ ist nicht mittelalterlich, sondern nach jetzigem Kenntnisstand erstmals 1672 belegt.³⁵ Burgruinen wurden in der frühen Neuzeit üblicherweise als gebrochene Raubhäuser gedeutet. Als Vorläufer der im 19. Jahrhundert so beliebten Raubrittersagen³⁶ existierten Erzählungen, die sich an die Reste der verfallenen Burgen knüpften. Eine solche überliefert der Reutlinger Schulmeister Fizion: Die Bewohner des Gomaringer Burgstalls seien sonntags mit roten Mänteln in die Kirche gekommen; vormittags hätten sie das Feld bestellt, nachmittags hätten sie geraubt.³⁷

In den Augen der Bürger waren Stadt und Raubhaus die größtmöglichen Gegensätze. Das Raubhaus stand als einprägsame Metapher für einen Hort des Bösen, für Sodom und Gomorra.³⁸ Belege aus verschiedenen Städten

³³ In meinem Aufsatz Klaus Graf: Ursprung und Herkommen. Funktionen vormoderner Gründungserzählungen, in: *Geschichtsbilder und Gründungsmythen*, hrsg. von Hans-Joachim Gehrke, Würzburg 2001, S. 23–36, hier: S. 31 habe ich die Raubhäuser-Überlieferungen (mit Nennung von Luzern, Gardelegen, Esslingen, Reutlingen und Hof) kurz als Beispiel dafür erwähnt, wie man das Fremde bewusst in den eigenen Ursprung hineingenommen hat. Bernd Roeck: Trojaner, Goten und Etrusker: Städtische Gründungsmythen der Renaissance, in: *Städtische Mythen*, hrsg. von Bernhard Kirchgässner und Hans-Peter Becht, Ostfildern 2003, S. 55–74, hier: S. 65 hat darauf Bezug genommen: „Sehr häufig scheint dieses Modell aber nicht vorzukommen; es war wohl doch etwas sehr ‚sophisticated‘.“

³⁴ Klaus Graf: Feindbild und Vorbild. Bemerkungen zur städtischen Wahrnehmung des Adels, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 141 (1993), S. 121–154.

³⁵ Kurt Andermann: Raubritter, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, Stand: 11. August 2011. Online: <http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel-45355>.

³⁶ Klaus Graf: Ritter, in: *Enzyklopädie des Märchens*, Bd. 11, Berlin/New York 2004, Sp. 707–723.

³⁷ Fizion: Cronica (wie Anm. 21), S. 94.

³⁸ In einer von Julius Otto Opel: Naumburg im schmalkaldischen Kriege, Halle 1873, S. 86 edierten Naumburger Quelle des 16. Jahrhunderts stehen Mordgrube, Raubhaus und Sodom in einer Reihe.

zeigen, dass es am Ende des 15. und im 16. Jahrhundert so etwas wie eine feste Redewendung gab: Man wolle kein Raubhaus werden.³⁹

II. Eine politische Gepenstergeschichte 1683

Neben historischen Traditionen gab es in Reutlingen „dämonologische Erzählungen“, die übernatürliche Spukgestalten betrafen. Aufsehen erregte im 19. Jahrhundert der Fall des 1829 wegen eines Kindsmords enthaupteten Helfers Brehm, dem Friedrich Theodor Vischer eine parodistische Moritat gewidmet hat. Man sagte, Brehm spuke im Reutlinger Stadtpfarrhaus.⁴⁰

Bemerkenswert erscheint mir die Überlieferung zu einem „politischen Gespenst“ aus dem Jahr 1683. Übeltäter mussten nach gängiger Ansicht nach dem Tod „umgehen“. So erstaunt es nicht, dass unmittelbar nach dem Tod des tyrannisch regierenden Bürgermeisters Johann Philipp Laubenberger (bzw. von Laubenberger, der ehemalige Schuhmacher wurde 1683 nobilitiert⁴¹), der sich als „Fürst von Reutlingen“ sah,⁴² mehrfach berichtet wird, dass Laubenberger als Gespenst erschienen sei. Zeuge dafür ist der Chronist Laurentius Hoffstetter, der es sich nicht nehmen ließ, durch solche Berichte posthum Stimmung gegen Laubenberger zu machen.

Am 12. September 1683 starb Laubenberger. Am 10. November gab es den ersten Ärger, als sich die Familie des Verstorbenen mit Ludwig Fischer auseinandersetzen musste, der erklärt hatte, er habe den Bürgermeister in der Steuerstube leibhaftig sitzen sehen. Laubenberger habe geschrieben und das Fenster auf- und zugeschlagen. Weil die Laubenberger eigenmächtig Zeugen dazu verhört, mussten sie fünf Gulden Strafe zahlen. Dem Fischer wurde keine Strafe auferlegt, obwohl die Familie das verlangt hatte. Vor dem Rat

³⁹ Ludwig Pezolt: Die Elsenheimer von ihrem ersten Auftreten in Salzburg bis zum Ende des Mittelalters. Eine Studie zur Geschichte der Salzburger Geschlechter, in: Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 40 (1900), S. 155–248, hier: S. 207, 211 u. 222: Vorwurf an Oswald Elsenheimer, dieser mache aus der Stadt ein Raubhaus (Gerichtshandel in Salzburg 1495); Heinrich Witte: Urkundenauszüge zur Geschichte des Schwabenkrieges, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 53 (1899), S. m66–m144, hier: S. m28: Basel möge nicht gestatten, dass ihre Stadt Liestal ein Raubhaus werde (1499); Ludwig Müller: Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges im Riess und seinen Umländen, Augsburg 1891, S. 96: Nördlingen wolle nicht dulden, dass die Bauerschaft ein Raubhaus aus der Stadt mache (1525); Alkuin Holländer: Wilhelm von Oranien und Straßburg 1568 und 1569, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 60 (1906), S. 50–93, hier: S. 74: Straßburg will aus der Stadt kein Raubhaus machen und den an der Plünderung von Klöstern beteiligten Herrn von Hassonville nicht einlassen (1569). Alle Belege aus Google Book Search.

⁴⁰ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Bd. 1, Stuttgart 1893, S. 160.

⁴¹ Walther Ludwig: Illegitimes Adelskind und neue Nobilitierung: Herkunft, Leben und Nachkommen des Christoph Laubenberger (gest. 1611), in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 32 (1993), S. 91–118.

⁴² Hoffstetter (wie Anm. 23), S. 329.

bezeugte Fischer, er habe einen feurigen Mann mit einer Kappe aus Samt in der Steuerstube sitzen und schreiben sehen. Ob das der Bürgermeister Laubenberger gewesen sei, könne er nicht sagen.⁴³ Am 20. November berichtete die Klozbebin Wucherin dem Chronisten, sie habe kürzlich mit dem Lorentz auf dem Thörl gesprochen (Lorenz Taubmann auf dem Feisenthörl wird er später genannt), der nicht länger dazu schweigen könne, was er in der Nacht an des Bürgermeisters L. neuem Gartenhäuschen wahrnehme. Lorentz wolle wegen seiner schwangeren Frau sogar vom Thörl wegziehen. Jede Nacht um 11 sei bei dem Gartenhäuschen ein Lärmen und Rumoren, „dass er gar nicht wisse, wo er bleiben müsse, es sey lauter Feuer und ein großer Tumult“. Die Klozbebin konnte für ihre Angabe, der Bürgermeister sei, als er noch nicht begraben war, vom Rathaus zur Ratsstube über die Laube gegangen, Luibingers Madlene als Gewährsfrau anführen. Diese hatte zunächst angenommen, dass ein Liebhaber ihre Tochter besuchen wollte. Da diese aber keinen Menschen gesehen hatte, erschrak Madlene, die erst nachträglich gewahr wurde, dass es der Bürgermeister L. gewesen sein müsse, „denn sie habe zuvor nie kein Gespenst gemerkt“. Am 24. November begannen Deputierte, alle Rechnungen, die der Verstorbene geführt hatte, aufgrund eingelaufener Beschwerden durchzugehen.⁴⁴

Im November war es, berichtet Hoffstetter weiter, nachs nach sieben Uhr sehr unruhig, da die Leute zum Neuen und Oberen Tor liefen und über die Stadtmauer sahen, weil man häufig sagte, „der Laubb. führe nach 7 Uhr nachts in der Gutschen in sein neues Gartenhäusl“. Mehr als 100 Leute liefen mit Laternen zum Neuen Tor. Um Weihnachten erzählte man sich, man habe drei Männern viel Geld – etliche sagten 100 Gulden, andere 100 Taler – gegeben, dass sie den Geist beschwören sollten. Sie hätten ihn auf die Sondelfinger



Auf dem Titelblatt zum „Verzeichnis des Archivs der alten Kanzlei“ 1667 prangt das Wappen des Bürgermeisters Johann Philipp Laubenberger, der noch als Gespenst Reutlingen Sorgen bereitete. Die spätere Nobilitierung 1683 (kurz vor seinem Tod) veranlasste einen württembergischen Adligen zu einer satirischen Grabschrift: „Hier liegt ein Wandersmann, der aus der Schuster Orden/Kaum ausgetreten ist und gleich zum Ritter worden...“

⁴³ Ebd., S. 328 f.

⁴⁴ Ebd., S. 330.

Brücke getragen. Acht Tage vor Weihnachten blieb es ruhig. Etwas später berichtet der Chronist aber, weil der Sack, in dem das Gespenst sich befunden habe, aufgegangen sei, sei es den Männern entkommen.⁴⁵ Prompt sahen einige namentlich benannte Männer um Weihnachten einen großen Mann in der Steuerstube mit Samtkappe und mit einem Licht in der Hand.⁴⁶

Am 15. Januar 1684 wird die Geschichte zum Kriminalfall und nimmt eine tragische Wendung. Drei Pfullinger, die wohl nicht ganz nüchtern waren, kamen abends auf die wenig glückliche Idee, das Gespenst und das Licht im Gartenhäuschen zu besichtigen. Sie verschafften sich Zutritt zum Garten, wurden aber von dem bereits erwähnten Lorenz Taubmann, dessen Kind am gleichen Tag getauft worden war, zur Rede gestellt, was sie dort zu suchen hätten. „Die haben ihn heißen im Hindern lecken.“ Taubmann sprang in den Garten hinunter und griff sie an. Die drei wehrten sich mit einer Haue, mit der sie das Gartentor aufgebrochen hatten, doch Taubmann verletzte einen von ihnen am Hals so unglücklich, dass dieser verstarb. Seine Frau, die Kindbetterin, schrie währenddessen, man solle doch ihrem Mann zu Hilfe kommen. Es gab einen Menschauflauf, und man brachte den Verletzten in Gekelers Haus, fand aber kein Leben mehr in ihm. Sogleich machte sich Taubmann aus dem Staub. Die Obrigkeit ließ ausrufen, niemand dürfe ihn bei harter Strafe beherbergen („aufhalten“). Am 17. Januar wurde der Entleibte unter Glockengeläut nach Pfullingen überführt und einen Tag später beigesetzt. Das zum 21. Januar 1684 berichtete Gerücht, der Taubmann habe sich, nachdem er in einem Wirtshaus in einem Albdorf bei Pfullingen unsicher fühlte, wieder in den Wald begeben und sei dort erfroren, erwies sich als falsch, denn zum 7. August 1686 notiert der Chronist, Taubmann sei in Reutlingen vom Rat gefangen genommen und auf Ansuchen des württembergischen Herzogs am 21. August mit der ewigen Stadtverweisung bestraft worden.⁴⁷

Nach dem Totschlag gerieten am nächsten Morgen „das Regele“, die Tochter Bürgermeister Laubenbergers, die Frau des Stadtschreibers, und die Tochter des Schuhmachers Balthasar Beck heftig aneinander: „Das Regele sagte, du Unholdin, was dörfstu sagen, mein Vatter habe den Pfullinger herumgeschlaift. Man hab ihr noch kein Ofengabel an die Thür gemahlt, wie deiner Mutter.“⁴⁸ Die Frau des Stadtschreibers beschuldigte ihre Kontrahentin also

⁴⁵ Vergleichbar ist eine Geisterbeschwörungs-Geschichte in der Schwäbisch Gmünder Chronik des Dominikus Debler (um 1800), die sich an das heutige Debler-Palais in der Bocksgasse knüpft; vgl. Werner Debler: Das Geschlecht der Debler und seine Bedeutung für die Stadt Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Gmünd 1985, S. 151 f. Allgemein zum „bösen Geist im Sack“ vgl. Johannes Bolte: Goethische Stoffe in der Volkssage, in: Goethe-Jahrbuch 19 (1898), S. 303–308, hier: S. 303–305.

⁴⁶ Hoffstetter (wie Anm. 23), S. 331.

⁴⁷ Ebd., S. 333 f. Zur Stadtverweisung Taubmanns zusätzlich ebd., S. 363.

⁴⁸ Ebd., S. 334.

der (von der Mutter geerbten) Hexerei, da diese das Gerücht verbreitete, das Gespenst sei am Tod des Pfullingers schuld.

Sehr viel später, in den „Observationes contra Laubenberger“ des Chronisten, erfährt man, dass Balthasar Beck am 9. Dezember, dem zweiten Advent, in der dunklen Kirche einen unheimlichen großen dicken Mann gesehen habe (offenbar das Laubenberger-Gespenst), was sein Mädchen Anna Cätherl (die sich dann mit der Laubenberger-Tochter streiten sollte) in „Weinrüeffers Kartz“ (Lichtkarz, abendliches Frauentreffen) öffentlich erzählt habe, wo es die Tochter des Chronisten aufschnappte.⁴⁹

Auf die Rolle des Bürgermeisters während der Hexenprozesse – Laubenberger wurde vom fanatischen Verfolger zu ihrem Gegner – spielt eine ebenfalls in diesen „Observationes“ berichtete Episode an. Hans David Laubenberger, der Sohn des Bürgermeisters, griff Urban Ammer an, weil dieser verbreitete, der Bürgermeister fahre bei hellem Tag feurig in der Kutsche herum. Wenn sein Vater nicht gewesen wäre, wäre Ammer einen Kopf kürzer gemacht worden, worauf sich Ammer wütend wehrte: „Du Lumpenhund, mein Kopf hat mich auch gnug kost, ich hab ihn deinem Vater teuer gnug bezahlen müssen.“ Dies könnte darauf hindeuten, dass der korrupte Bürgermeister gegen Geld Beschuldigte in den Hexenprozessen begünstigt hat.⁵⁰

Zum Februar 1685 berichtet Hoffstetter letztmals vom Gespenst: Es sei wieder nachts gar unruhig in der Steuerstuben gewesen. Nach Christoph Friedrich Gayler hielten sich die Gespensterzählungen vom Laubenberger bis ins 18. Jahrhundert.⁵¹ Die Persönlichkeit des einerseits charismatischen,



Die wichtigste chronikalische Quelle zur Geschichte Reutlingens im 17. Jahrhundert stammt von dem Lehrer Lorentius Hoffstetter: „Chronik von Ursprung der Stadt u. was sich Merckwürdiges zuge- tragen biß 1691“.

⁴⁹ Ebd., S. 455.

⁵⁰ Ebd., S. 454. Vgl. Thomas Fritz: Hexenverfolgungen in der Reichsstadt Reutlingen, in: Johannes Dillinger, Thomas Fritz, Wolfgang Mährle: Zum Feuer verdammt. Die Hexenverfolgungen in der Grafschaft Hohenberg, der Reichsstadt Reutlingen und der Fürstpropstei Ellwangen, Stuttgart 1998, S. 163–324, hier: S. 286 f., eine Arbeit, die auch viele Hinweise zur Amtsführung Laubenbergers enthält.

⁵¹ Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, izt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen, Bd. 2, Reutlingen 1845,

andererseits korrupten und habgierigen Stadtpolitikers polarisierte. Es bildeten sich zwei Parteien, Anhänger und Gegner standen sich erbittert gegenüber. Der Gespenster-Diskurs nach dem Tod des mächtigen Autokraten war offenkundig Teil eines Machtkampfs. Laubenbergers Feinde, deren er sich viele gemacht hatte, hatten nun einen Vorteil, da der Stadt-Tyrann seinen Einfluss nicht länger geltend machen konnte: Die Karten wurden neu gemischt. Die Gerüchte, die Laubenberger als Frevler denunzierten, der als Geist „umgehen“ musste, waren ein gezielt einsetzbares Kampfmittel in einer gespannten und unklaren Situation.

Gaylers Versuch einer „natürlichen“ Erklärung, der feurige Mann in der Steuerstube sei ein Anhänger Laubenbergers gewesen, der Rechnungen durch Verbrennen beseitigt habe,⁵² mutet ein wenig naiv an. Eher möchte man an ein gezielt in die Welt gesetztes Gerücht denken, das bald eine Eigendynamik entfaltete. Die Gegner der Laubenberger-Partei vermochten das Gerede immer wieder gefahrlos durch nicht überprüfbare Erzählungen über weitere Erscheinungen anheizen. Leichtgläubige Gemüter konnten dann leicht Autosuggestionen unterliegen. Möglicherweise inszenierten Laubenberger-Gegner das Gespenstertreiben am Gartenhäuschen sogar selbst. Wenn Taubmann, der den einen Pfullinger erstach, sich nicht verstellt hat, ist seine Überreaktion im Garten durch die frühere Angst vor dem unheimlichen Geschehen in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung und die Sorge um seine schwangere Frau leicht erklärbar.

Eine gezielte Steuerung der Überlieferung anzunehmen, liegt nahe. Aber vollständig aufklären lässt sich das Geschehen natürlich nicht. Wichtig erscheint mir das Zusammenwirken von traditionellem Gespensterglauben, der die Gespenstermotive (der feurige Mann, die Kutschfahrt, Geisterbannen in einen Sack usw.) lieferte, und aktueller politischer Parteinahme. Die Glaubensvorstellungen aus dem Arsenal dämonologischer Erzählungen konnten im Machtspiel instrumentalisiert werden, aber auch die Basis für gespenstische Wahrnehmungen und Erfahrungen abgeben, die den Beteiligten in dem vom Gespenster-Diskurs und dem Machtkampf aufgeheizten Klima der Stadt als ganz real und wahr vorkamen.

Mit der Zeit wurde aus der aktuellen Tendenz-Erzählung, deren Tempus die Gegenwart war, Traditionsgut (wenn Gaylers Angabe zutrifft, dass man noch im 18. Jahrhundert vom Laubenberger-Gespenst erzählte, worüber man gern Genaueres wüsste). Allerdings scheint die Erinnerung nicht bis ins 19. Jahrhundert gereicht zu haben, denn von einer Laubenberger-Sage verlautet in der städtischen Überlieferung des 19. Jahrhunderts nichts. Da die

S. 216. Auch hier findet man zahlreiche Nachrichten, die Laubenbergers Persönlichkeit zu beleuchten vermögen.

⁵² Ebd., S. 215 f.

Reutlinger Sagen-Überlieferung eher dürftig ist, wende ich mich nun dem reichen Pfullinger Sagenschatz zu.

III. Pfullinger Sagenpoesie

Historische Sagen begriff man im Vormärz als „vaterländische Altertümer“, wobei Vaterland natürlich das jeweilige Territorium meinte. Der Reutlinger Raum war württembergisch, also sollten vaterländische Sagen den württembergischen Patriotismus fördern. Sie wurden als erhebender und poetischer Schmuck in Geschichtsdarstellungen aufgenommen. Wilhelm Hauffs württembergische „Kunstsage“ *Lichtenstein* über die Flucht Herzog Ulrichs (1826), die Sagen-Anregungen aus Gustav Schwabs Reisebeschreibung *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* von 1823 aufgriff, hat nicht nur zu dem Bau des neugotischen „Märchenschlosses“ Lichtenstein geführt, sondern auch die mündliche Sagenbildung merklich inspiriert.⁵³

Sagen müssen als Teil der ausgeprägten Erinnerungs- und Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts begriffen werden, also des Ensembles aus Denkmälern, Historienbildern, Schauspielen, Festzügen usw., mit denen man sich mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzte. Sage und Geschichte galten als Schwestern. Dies verdeutlicht beispielsweise die Darstellung der allegorischen Figuren Sage und Geschichte als Quellen für Kunst und Wissenschaft durch den Maler Wilhelm Peters auf der in der Mitte des 19. Jahrhunderts historistisch „rekonstruierten“ Burg Hohenzollern.

Besonders beliebt waren damals Sagen in Gedichtform. Schon am 14. April 1815 erschienen im vielgelesenen Cottaschen *Morgenblatt für gebildete Stände* zwei Sagenballaden Gustav Schwabs unter dem Titel *Proben Württembergischer Sagen*, nämlich *Die Achalm* und *Die Tübinger Schloß-Linde*. Als Schwab Wilhelm Grimm im Oktober 1816 in Sachen Sagen schrieb, legte er einen Abdruck bei und verwies zugleich auf weitere Romanzen aus seiner Feder. Eine solche im Frauentaschenbuch 1817 habe er nach einer historischen Vorlage bearbeitet, eine andere (*Der Mönch und die Nonne*) aber erfunden.⁵⁴

Dem Stuttgarter Gymnasiallehrer Gustav Schwab (1792–1850), heute noch bekannt durch seine *Sagen des klassischen Altertums*, gelang 1823 mit seinem Reiseführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* ein Bestseller. Schwab gab eine Reihe von Sagen, die er vor Ort aufschnappte oder aus gelehrten Werken

⁵³ Sagen der schwäbischen Alb (wie Anm. 1), S. 146 u. 293. Zum Schlossbau vgl. Rolf Bidlingmaier: Schloß Lichtenstein. Die Baugeschichte eines romantischen Symbols, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 33 (1994), S. 113–152.

⁵⁴ Wolfram Haderthauer: Sagen aus Württemberg. Unveröffentlichte Sammlungen 1816–1860. Diss. (Mikrofiches) Eichstätt 2001, S. 18 u. 22. Auf diese mehr versteckte als veröffentlichte wichtige Studie möchte ich nachdrücklich hinweisen.

exzerpierte, in Prosa wieder, daneben bearbeitete er Sagenstoffe auch in Form von Gedichten („Romanzen“). Dieses Buch hat immensen Einfluss auf spätere Sammlungen ausgeübt – und auch auf das mündliche Erzählen. Daraus möchte ich die älteste bekannte Überlieferung der wichtigsten Pfullinger Sage, der Erlösungs-Sage der Urschel, wiedergeben:

„Andres Mährchen

Wiederum erzählt die Sage, der Ursulenberg sey nur des Tages ein Berg, des Nachts aber eine Höhle, in der ein weiblicher Geist bei unendlichen Schätzen auf Erlösung harre. Einst habe ein Bürger von Pfullingen sich zu diesem Versuche entschlossen, und sey in der Nacht nach der Höhle gegangen. Dort erschien ihm der Geist in Gestalt einer Nonne, und lud ihn ein, mit ihm drei Nächte hintereinander zu speisen, ohne sich zu fürchten, und ohne einen Laut von sich zu geben. Dann werde der Geist erlöst seyn, der Mann aber den ungeheuren Schatz erheben. Die erste Nacht erschien der Geist in seiner gewöhnlichen Gestalt als Nonne; der Bürger schmauste ohne Furcht und Rede bei ihm. In der zweiten Nacht erschien aber statt der Nonne eine gräßliche Schlange vor dem wohlbesetzten Tisch, bäumte sich schwellend, und leckte zischend von den Speisen. Der Mann überwand sein Grausen, und unterdrückte den Schrei des Entsetzens, der über seine Lippen wollte; des Morgens kehrte er zur Stadt und in sein Haus zurück. Als aber die dritte Nacht heran kam, die das Abentheuer enden sollte, da fand man ihn todt auf seinem Lager; der Schrecken der zweiten hatte ihn umgebracht.“⁵⁵

Ein Gedicht *Die Feyen des Ursulaberges* hatte Schwab – als Vorabdruck aus seinem Buch – schon 1822 im Frauentaschenbuch *Urania* auf das Jahr 1823 veröffentlicht.⁵⁶ Eduard Mörike war von der Romanze begeistert, er schrieb sie mehrfach ab und nannte sie ein „über allen Ausdruck schönes“ Gedicht.⁵⁷

Sehr viel ausführlicher wird die Erlösungsgeschichte in der umfangreichen handschriftlichen Pfullinger Pfarrchronik von 1828 wiedergegeben. Ihr Verfasser war Friedrich Meyer (1794–1848). Seit 1820 lebte der aus Hannover gebürtige Meyer mit seiner Ehefrau, der Schwester Ludwig Uhlands, zunächst als Diakon (Helfer) in Pfullingen. Er war aus Tübinger Studienjahren

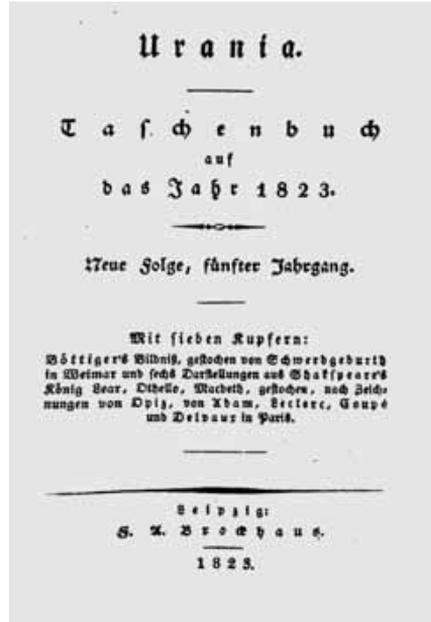
⁵⁵ Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb [–], Stuttgart 1823, S. 72. Vor Schwab kenne ich keine Aufzeichnungen Pfullinger Sagen. In einem Aufsatz von F. L. B-r: Der Besuch der Nebelhöhle bei Pfullingen, in: Zeitung für die elegante Welt vom 7. Dezember 1815, hier: Sp. 1924 gibt es nur den Hinweis, dass vom Ursulaberg „wunderliche Sagen“ im Volke gehen.

⁵⁶ *Urania*. Taschenbuch auf das Jahr 1823, S. 276–278. Das Gedicht wurde öfters wiederabgedruckt. Ein zeitnaher Abdruck erschien im *Hesperus* vom 13. April 1824 und in der *Iris*. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen u. Nützlichen vom 5. Oktober 1825.

⁵⁷ Eduard Mörike: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 9, 3: Bearbeitung fremder Werke. Kritische Beratungen. Zu einzelnen Autoren, hrsg. von Hans-Ulrich Simon, Stuttgart 2008, S. 153.



Der Scherenschnitt zeigt den Pfullinger evangelischen Pfarrer Friedrich Meyer (1794/1848). Er war ein enger Freund von Ludwig Uhland (der zugleich sein Schwager war), Gustav Schwab und Karl Mayer.



Gustav Schwabs Gedicht über die Feen des Ursulaberges erschien erstmals im Frauentaschenbuch *Urania* auf das Jahr 1823. In dem im Biedermeier so beliebten Taschenbüchern begegnet man immer wieder Sagenpoesie, die (mehr oder minder) volkstümliche Stoffe aufgreift.

ein enger Freund von Uhland, Gustav Schwab und Karl Mayer.⁵⁸ Uhland war häufig in Pfullingen zu Besuch, sein Gedicht *Die Glockenhöhle* von 1834 soll von der Pfullinger Pfarrbeschreibung Meyers inspiriert worden sein.⁵⁹ Die Annahme liegt nahe, dass Gustav Schwab die Pfullinger Sagen den Gesprächen mit seinem Freund Meyer verdankte. Allerdings kannte Schwab bereits im Oktober 1816, also bevor Meyer nach Pfullingen kam, die Jungfernsprungssage vom Mädlesfels.⁶⁰

⁵⁸ Gerhard Junger: Uhland und Pfullingen, in: *Unsere Heimat*. Beilage des Reutlinger General-Anzeigers vom 3. Juni 1976; Ders.: Ludwig Uhland und sein Schwager, der Hannoveraner Friedrich Meyer, in: *Schwäbische Heimat* 38 (1987), S. 121–127.

⁵⁹ Paul Schwarz: Ludwig Uhlands Beziehungen zu Pfullingen, in: *Blätter des Schwäbischen Albvereins* 86 (1980), S. 115.

⁶⁰ Haderthauer, Sagen (wie Anm. 54), S. 35.

Noch eine zweite romantische Sage findet sich in Pfarrer Meyers Handschrift, die Nachträulein-Sage:⁶¹

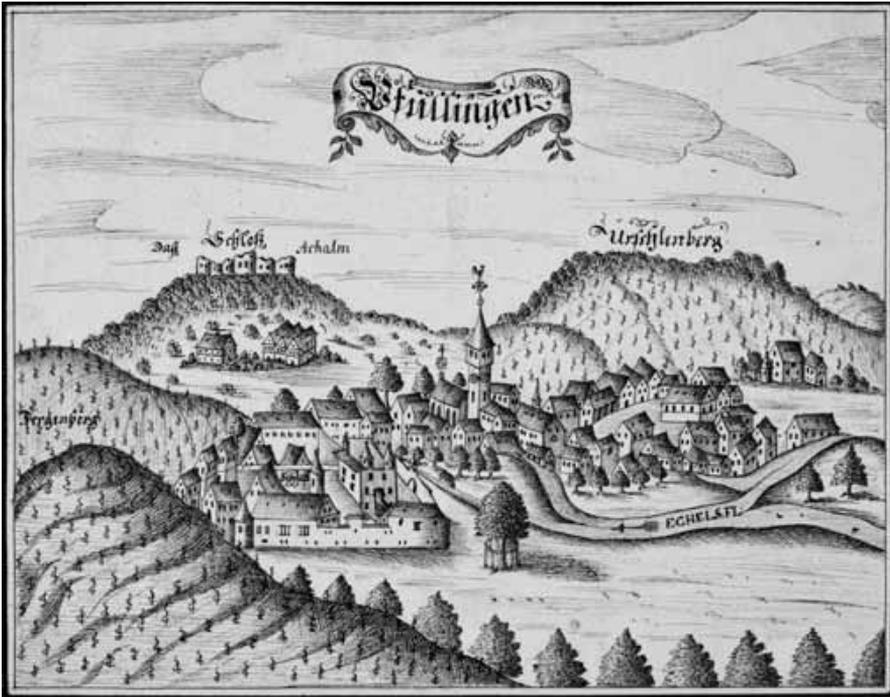
„Noch bey zwey erst vor wenigen Jahren verstorbenen Frauen, ins Kesslers Haus auf Wiel, und bey dem Wielweber, fanden sich regelmäßig an jedem stillen Winterabende zwey Nachträulein ein, kleine, zierliche, wunderschöne Gestalten, schneeweiß angethan und glänzend in Gesicht und Kleidern, wie der funkelnde Schnee. Sie spannen an der Weiber Kunkeln die feinsten Fäden hurtig und flink, gegen die Menschen schweigsam, nur unter sich zuweilen einige Worte in kindischer Aussprache wechselnd. Wenn der Morgen graute, giengen sie davon und man sah ihr Laternchen bis in die Gegend des Nachträuleinloches; dann war auf einmal Alles verschwunden. Der Flachs indeß war abgesponnen, wie groß die Kunkeln auch gewesen waren. Als Ursache ihres Ausbleibens wird erzählt: der Wielweber hatte einst Fruchtangel und klagte diese Noth seinem Weibe, als eben die Nachträulein da waren. Da öffnete die eine von ihnen den zierlichen Mund und bot ihm Frucht an, so viel er begehre, jedoch auf Wiedererstattung. Nur dürfe die zurück zu gebende ja nicht am Sonntag gedroschen seyn. Abends standen zwei schneeweiße Säke voll herrlicher Frucht an der Treppe, wußte Niemand, wie sie hergekommen seyn mochten. Den Ersatz des Darlehens stellte der Wielweber in denselben Säken wieder an die Treppe hin. Da blieb er Tage und Wochen unberührt stehen. Endlich kam die eine von den Nachträulein und bitterlich weinend jammerte sie: die Frucht sey am Sonntag gedroschen; sie könne nun nimmer zu den Menschen kommen, die sie betrogen. Sie verschwand und man hat seitdem nichts mehr von beiden gesehen. Der Segen wich mit ihnen aus dem Hause.“

„Wohl kaum ein Ort in Schwaben“, meinte Wilhelm Kinkel in seinem erstmals 1937 erschienenen Heimatbuch, „verfügt noch über einen so reichhaltigen und wohlerhaltenen Schatz an alten Sagen, wie Pfullingen.“⁶² In der Tat weist Pfullingen den reichsten Sagenbestand Schwabens auf.⁶³ Ernst Meier er-

⁶¹ Der ganze Sagenabschnitt aus der Pfarrbeschreibung in der Fassung der Handschrift im Stadtarchiv Pfullingen B 1123, S. 40–43 findet sich erstmalig komplett abgedruckt in: Sagen der Schwäbischen Alb (wie Anm. 1), S. 123–127. Zuvor gekürzt bei Hermann Taigel: Sagen, in: Pfullingen einst und jetzt, hrsg. von Hermann Fischer u. a., Pfullingen 1982, S. 108–113. Für Kopien aus dem Stadtarchiv Pfullingen und weitere Unterstützung sei Hermann Taigel auch hier herzlich gedankt. Zur Überlieferung der Pfarrbeschreibung vgl. Graf, Schwabensagen (wie Anm. 1).

⁶² Wilhelm Kinkel: Das Pfullinger Heimatbuch, Reutlingen 1956, S. 523, Texte S. 523–561.

⁶³ Ich habe in dem Abschnitt „Das Pfullinger Sagenreich der Urschel“ (Graf, Schwabensagen, wie Anm. 1) den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Auswertung gemacht. Diese bleibt weiterhin ein Desiderat. Da der Aufsatz bequem online abrufbar ist, habe ich darauf verzichtet, die detaillierten quellenkritischen Beobachtungen zu den Pfullinger Sagen und ihrer Überlieferung hier zu wiederholen. In den Sagen der Schwäbischen Alb (wie Anm. 1), S. 115–137 (Nr. 85–101) beschäftigt sich ein eigenes Kapitel mit den Pfullinger Sagen. Texte,



Auf dem Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert von Pfullingen fällt im Hintergrund der „Urschlenberg“ auf, der sich im 19. Jahrhundert das Adjektiv „sagenreich“ redlich verdienen sollte.

öffnete mit nicht weniger als 14 Pfullinger Sagen seine 1852 gedruckte Sammlung schwäbischer Sagen. Zwölf Texte schrieben Schüler des Stuttgarter Gymnasiallehrers Albert Schott 1845/1847 auf – so viel wie aus keinem anderen Ort (von beiden Sammlungen wird noch die Rede sein). Eine Erklärung fällt schwer. Die im 19. Jahrhundert eher einem Dorf ähnelnde Kleinstadt liegt am Albrand und ist daher prädestiniert, mehr Sagen aufzuweisen als die eher sagenarme Albhochfläche. Aber das gilt ja auch für viele andere Orte. Der Pfullinger Handel, der den Austausch von Geschichten begünstigt haben könnte, war nach der Oberamtsbeschreibung von 1824 „ganz unbedeutend“.⁶⁴

Kommentare und Nachweise in diesem Buch ergänzen meinen erstgenannten Aufsatz. Das Kapitel ist auch online verfügbar: Klaus Graf: Im Sagenreich der Pfullinger Urschel, in: Archivalia vom 21. Januar 2012. Online: [http://archiv.twoday.net/stories/64956428/\(Archivversion: http://www.webcitation.org/66S1MnkR9\)](http://archiv.twoday.net/stories/64956428/(Archivversion: http://www.webcitation.org/66S1MnkR9)).

⁶⁴ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart/Tübingen 1824, S. 118.

Es bleibt rätselhaft, wieso man in Pfullingen im 19. Jahrhundert so erzählfreudig war. Mangels Quellen kann man nichts darüber sagen, ob bereits im 18. Jahrhundert oder sogar noch früher die im 19. Jahrhundert verschriftlichten Geschichten kursierten. Löst man sich von dem Aberglauben der „uralten Sagentradition“, so spricht nichts gegen die Annahme, dass sich die Pfullinger Erzählkultur erst im 19. Jahrhundert ausgebildet hat. Es ist nicht undenkbar, dass durch einen Zufall hier besonders begabte Erzähler und Erzählerinnen lebten. Dass die Urschel-Erzählungen wirklich in der Bevölkerung verwurzelt waren, bezeugt das ungewöhnliche Nachtfräulein-Kinderspiel, das Ernst Meier in Pfullingen vorfand.⁶⁵

Pfullingen war so etwas wie ein regionaler Sagenmittelpunkt, denn Sagen über den Ort wurden in der näheren und weiteren Umgebung erzählt. Die Pfullinger Urschelbergsagen in Ernst Meiers Sammlung von 1852 stammen nicht nur von Pfullinger Gewährsleuten, darunter auch Pfarrer Meyer, sondern auch von Erzählerinnen und Erzählern aus Reutlingen. In Kirchentellinsfurt zeichnete Meier die Überlieferung auf, dass die Erdwichte und verwunschene Fräulein im Urschelberge bei Pfullingen wohnten.⁶⁶

Die Sagen kursierten in Pfullingen in unterschiedlichen Versionen. Der Heimatbuch-Autor Wilhelm Kinkelin beobachtete, dass „in bestimmten Familien die Sagen in einer bestimmten besonderen Weise erzählt werden. Mein Vater wußte alles so wie meine Mutter dem Inhalt nach genau, und doch immer wieder ein bißchen anders.“⁶⁷ Der Variantenreichtum kann durch Beobachtungen zu den handschriftlichen und gedruckten Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts bestätigt werden. In welchem Ausmaß die vielen gedruckten Fassungen und die romantischen Neigungen des langjährigen Pfullinger Seelsorgers Meyer auf das lebendige mündliche Erzählen eingewirkt haben, muss offen bleiben. Es wäre zu spekulativ, die ungewöhnlich weite Verbreitung von Sagen in der Pfullinger Bevölkerung allein auf ein von außen importiertes gelehrtes Interesse an Sagen zurückzuführen, aber auf jeden Fall lässt sich eine erhebliche Wechselwirkung zwischen gedruckten und mündlichen Fassungen nicht leugnen.⁶⁸

Da die Pfullinger Geschichten von der Urschel und ihren Nachtfräulein bei den romantisch gesinnten Gebildeten (einschließlich des eigenen Pfarrers) gut ankamen und in Prosa oder als Gedicht verbreitet wurden, lag es nahe, weiter für diesen Bedarf zu „produzieren“. Erstaunlich ist, wie präsent die Pfullinger Sagen von der Erlösung der Urschel, den Nachtfräulein und vom Mädchen-

⁶⁵ Ernst Meier: *Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben*, Tübingen 1851, S. 117–119.

⁶⁶ Ernst Meier: *Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben*, Stuttgart 1852, S. 3–18 u. 56 f.

⁶⁷ Kinkelin, *Heimatbuch* (wie Anm. 62), S. 559.

⁶⁸ Belege dazu bei Graf, *Schwabensagen* (wie Anm. 1).

felsen in gedruckten Werken des Vormärz waren, genauer: zwischen dem Erscheinen von Schwabs *Albführer* 1823 und der Veröffentlichung von Meiers „wissenschaftlicher“ Sagensammlung 1852. Am meisten geschätzt wurden in dieser Zeit die Sagenpoesie in Versen, nicht etwa die Prosaversionen. Schwabs *Feen-Romanze* von 1822, die wiederholt nachgedruckt wurde, wurde bereits genannt. In seine 1823 erschienenen *Lieder* nahm Carl Grüneisen (1802–1878) eine Romanze *Der Mädchenfels bei Pfullingen. Schwäbische Volkssage* auf.⁶⁹ Der durch sein Bauernkriegsbuch bekannt gewordene Wilhelm Zimmermann (1807–1878) versuchte sich 1832 an einem sozialkritischen Gedicht über die Erlösungssage (in der zweiten und dritten Auflage ohne Ortsbezug), das 1844 von dem Wiener Schriftsteller Alexander Patuzzi (1813–1869) in Prosa umgeschrieben wurde.⁷⁰

Der aus Reutlingen gebürtige Literat Hermann Kurz (1813–1873) arbeitete die Erlösungsgeschichte vom Urschelberg in seinen historischen Roman *Schiller's Heimathjahre* (1843) ein und hat dadurch wahrscheinlich spätere Sagenversionen beeinflusst.⁷¹ Einen anderen Sagenstoff aus dem Reutlinger Raum, die Überlieferung von der goldenen Kette der Achalm, griff Kurz in seinem Bergmärchen *Die Liebe der Berge* 1837 auf.⁷²

Bislang noch nicht beachtet wurde eine bei Google Book Search auffindbare kurze Erzählung aus dem Reutlinger Glockengiesser-Milieu *Die Prüfglocke*, die anonym im Herbst 1846 in der *Augsburger Flora* erschien. In sie ist – ebenso breit wie bei Kurz – die Erlösungs-Sage des „Ursulenberg“ integriert. Kurz war der Enkel eines Reutlinger Glockengiessers und hat diese Herkunft erstmals 1837 in der Novelle *Der Glockengiesser von Attendorn* (im Band *Genzianen*) literarisch verarbeitet. Beziehungen der *Augsburger Prüfglocke* zum Werk von Hermann Kurz könnte man erwägen, wäre nicht ein weiterer Abdruck der *Prüfglocke* im Unterhaltungsblatt *Bunterlei* der Tropaupauer Zeitung 1847 am Ende mit „Schmidt“ gezeichnet.⁷³

⁶⁹ Carl Grüneisen: *Lieder*, Stuttgart/Tübingen 1823, S. 93–95.

⁷⁰ Wilhelm Zimmermann: *Gedichte*, Stuttgart 1832, S. 170–173; 2. Auflage ebd. 1839, S. 245–249; 3. Auflage ebd. 1854, S. 185–188. Der Text aus Alexander Patuzzi: *Schwäbische Sagen-Kronik*, Ulm 1844, S. 30 f. in: *Sagen der Schwäbischen Alb* (wie Anm. 1), S. 116–119 u. 292.

⁷¹ Hermann Kurz: *Schiller's Heimathjahre. Vaterländischer Roman*, Bd. 1, Stuttgart 1843, S. 209–215 u. 231. Zum Werk vgl. Tilmann Krause: *Die andere deutsche Tradition. Hermann Kurz' Erziehungsroman „Schillers Heimatjahre“ – ein Grundbuch der Weltläufigkeit und des Diesseitiglaubens*, in: *Reutlinger Geschichtsblätter NF 45* (2006), S. 121–138.

⁷² Zu dieser Überlieferung vgl. Irmtraud Betz-Wischnath: *Die Achalm in Kunst und Literatur. Ein Streifzug durch fünf Jahrhunderte*, in: *Reutlinger Geschichtsblätter NF 47* (2008), S. 9–68, hier: S. 18–20.

⁷³ *Die Prüfglocke. Erzählung*, in: *Augsburger Flora. Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung* vom 30. September und 4. Oktober 1846, S. 309–311 u. 313–315. Online: <http://books.google.de/books?id=o3xEAAAACAAJ&pg=PA310>. Schmidt: *Die Prüfglocke. Erzählung*, in: *Bunterlei* vom 29. November, 3. und 6. Dezember 1847, S. 341–348 u. 351 f. Online:

Sagenballaden und in literarische Dichtungen eingebettete Sagenstoffe genossen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hohes Ansehen. Doch bis heute kann die volkskundliche Sagenforschung kaum etwas mit diesen Texten anfangen und überlässt sie nur zu gern der Literaturwissenschaft.⁷⁴ Diese, fixiert immer noch auf die großen Namen, ist jedoch weit davon entfernt, die Sagenproduktion und -verarbeitung als Ganzes in den Blick zu nehmen. Eine für Literatur und Geschichte des 19. Jahrhunderts wichtige soziale Praxis, nämlich die Beschäftigung mit Sagen, kann, wenn sich die zuständigen Disziplinen für unzuständig erklären, nur ganz unzureichend verstanden werden.

IV. Der mythologische Irrweg

Mit Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* (1835) rückten die dämonologischen Sagen in den Vordergrund. Aus ihnen erhoffte man sich Aufschlüsse über den einstigen germanischen Götterglauben. Inzwischen weiß man: Es war ein wissenschaftlicher Irrweg. Nochmals möchte ich Rudolf Schenda zitieren: „Die Parallelisierung von Mythen- und Sagenfiguren wurde zum Steckenpferd der deutschen Lehrerschaft. Wotan/Donar war allgegenwärtig, Frauengestalten, inklusive die Gottesmutter Maria, wurden mit Freya/Frouwa identifiziert, die Holden und Unholden trabten omnipräsent durch Berg und Tal.“⁷⁵

Eine umfassende Sammlung schwäbischer Volkssagen plante der Stuttgarter Gymnasiallehrer Albert Schott der Jüngere (1809–1847). Das Material trugen vor allem seine Schüler zusammen, die mündliche Sagen ihrer Heimat aufschreiben mussten. Schotts früher Tod verhinderte die Publikation, die mythologische Kommentare enthalten sollte, doch blieben die Materialien in Form einer zweibändigen Handschrift erhalten (heute in der Stuttgarter Landesbibliothek). 1850 bekamen die Seminaristen am Nürtinger Lehrerseminar

<http://books.google.de/books?id=mDRKAAAACAAJ&pg=PA1149>. Der Prüfglocke wörtlich entnommen ist *Die Sage vom Ursulaberg* bei Ottmar Schönhuth: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs [...], Bd. 5, Stuttgart 1861, S. 463–467.

⁷⁴ Noch 2001 ignorierte der Volkskundler Wolfram Haderthauer ganz in der (schlechten) Tradition seines Faches alle Sagengedichte in den von ihm untersuchten ungedruckten württembergischen Sammlungen. Von der handschriftlichen Sammlung des Hauptmanns Joseph Carl von Hueber, die, vergleichbar den gedruckten Sagenanthologien, Sagengedichte und Prosa kombinierte, wollte er nur diejenigen zehn Sagen als „authentisches Material“ gelten lassen, die dieser in seiner Heimat im Raum Oberndorf am Neckar zusammentrug; s. Haderthauer, Sagen (wie Anm. 54), S. 181.

⁷⁵ Rudolf Schenda: Mären von Deutschen Sagen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 26–48, hier: S. 37. Anschauliche Beispiele zu mythologisierenden Spekulationen im 19./20. Jahrhundert bei Rolf Götz: *Die Sibylle von der Teck. Die Sage und ihre Wurzeln im Siblyllenmythos*, Kirchheim unter Teck 1999, S. 60–64.

von ihrem Rektor Theodor Eisenlohr (1805–1869) die gleiche Aufgabe gestellt. Sie sollten in ihren Ferien ebenfalls Sagen aufschreiben.⁷⁶

Schüler- und Seminaristensammlungen bereiten Volkskundlern Sorgen, denn die Authentizität der Texte ist alles andere als sichergestellt. Der österreichische Volkskundler Richard Wolfram traf im Ultental eine alte Lehrerin, die sich daran erinnerte, wie die Lehramtskandidaten dem Tiroler Sagensammler Johann Adolf Heyl Sagen bringen mussten: „Er hat die Kandidaten sehr gequält und es hat auch schlechte Noten gegeben, wenn man ihm nichts Gutes gebracht hat. Ein Teil der Sagen bei Heyl ist deshalb derstunken und derlogen.“⁷⁷ Von dem Schweizer Pädagogen Ernst Ludwig Rochholz, einem begeisterten Anhänger mythologisierender Deutungsversuche, heißt es, diesen hätten seine Schüler sehr mit der Erzählung einer Sage erfreuen können. Man habe „Geschichten von Ehemaligen wiedererzählt und etwas dazu fabuliert, was der Lehrer als Variante betrachtet habe.“⁷⁸ Im Fall der Sammlung Schotts ist ein schlüssiger Beweis, dass eine Geschichte von dem Schüler erfunden wurde, nicht möglich, auch wenn sich nicht wenige ausgesprochen „verdächtig“ lesen.⁷⁹ Nimmt man die Sagen aber als literarische Texte ernst, in denen Mündliches und Schriftliches sich durchdringen, verschwindet das Problem. Zwischen den ganz und gar authentischen „Ethnotexten“ und der erfundenen „Fakelore“⁸⁰ gibt es eine breite Grauzone, in der deutliche Grenzlinien zwischen echter Volksüberlieferung und literarisch inspirierten Fabrikaten nicht auszumachen sind.

Ganz im Bann der mythologischen Deutung stand die wohl bedeutendste schwäbische Sagensammlung. Der Tübinger Orientalistik-Professor Ernst Meier (1813–1866) veröffentlichte sie 1852, und er hatte eine außerordentlich glückliche Hand beim Auffinden von Volksgut. Man durfte nicht mit der Tür ins Haus fallen und etwa fragen: „Gibts keine Sagen hier?“ Auf so plumpe Fragen, wusste Meier, „wird man ein einfaches Nein zur Antwort bekommen; oder das Volk antwortet wie jene Bäckerfrau auf die nämliche Frage etwa so: –noi, Sagen hent mer koine, aber Wecken!“⁸¹

⁷⁶ Zu beiden Sammlungen grundlegend Haderthauer, Sagen (wie Anm. 54).

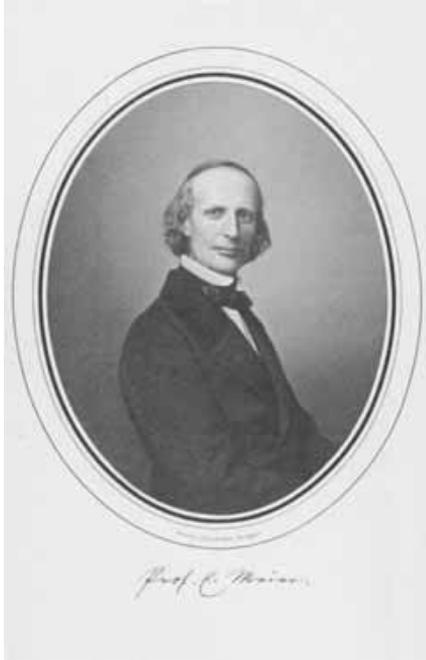
⁷⁷ Richard Wolfram: Sorgen mit Sagen, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 34 (1980), S. 243–245, hier: S. 245.

⁷⁸ Martin Heule: Ernst Ludwig Rochholz (1809–1892), in: Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz, hrsg. von Rudolf Schenda/Hans ten Dornkaat, Bern/Stuttgart 1988, S. 245–273, hier: S. 267.

⁷⁹ Klaus Graf: Das Salvatorbrünnlein. Eine bislang unbekannte Gmünder „Sage“ aus der Sammlung des Stuttgarter Gymnasialprofessors Albert Schott d. J. (1809–1847), in: einhorn-Jahrbuch Schwäbisch Gmünd 1995, S. 109–118.

⁸⁰ Richard M. Dorson: Fakelore, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 4, Berlin/New York 1984, Sp. 800–802.

⁸¹ Meier, Sagen (wie Anm. 66), S. XI.



Der Tübinger Orientalist Ernst Meier (1813-1866) legte 1852 die erste wissenschaftliche Sagensammlung für Schwaben vor. Meier bereiste das Land auf der Suche nach mündlichen Überlieferungen.

Meier und etliche Autoren nach ihm sahen in der Pfullinger Urschel ein Relikt germanischen Götterglaubens. Urschel gehe auf eine Göttin der Morgenröte, Ostara, zurück, glaubte er. Ostara aber hat sich inzwischen als haltlose Spekulation Jacob Grimms herausgestellt.⁸² Die kühnen Assoziationen des mythologisierenden Deutungsansatzes mag ein Zitat aus Meiers Einleitung belegen: „Ganz mythisch ist der Name Ursel, Urschel, Orschel, Ursula. Bei Pfullingen erscheint die Urschel in Begleitung von Nachtfräulein wie eine Göttin und ist nach dem Berge, in welchem sie wohnt und auf Erlösung harret, benannt worden. Der Name Ursel führt auf die Wurzel *us*, brennen, leuchten; im Sanskrit *usch*, daher *uschas*, die in den Vedas so hochverehrte Göttin der Morgenröthe, *aurôra* (statt *ausôra*), deutsch: Ostara. Aus Ursel ist landschaftlich auch Horsel geworden. Im Horselberg bei Eisenach haust Holda; im Oselberg bei Dinkelsbühl eine Schlangen-Jungfrau; die Tutosel (d. i. Tut-Ursel) zieht als Eule vor dem wilden Heere her.“⁸³

⁸² Lincke: Ostara, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 8, Berlin/Leipzig 1935, Sp. 1311–1315.

⁸³ Meier, Sagen (wie Anm. 66), S. XXII.



Theophil Rupp (1805–1876), ein Reutlinger Kaufmann und als Autodidakt Altertumsforscher, versuchte Flurnamen und mündliche Überlieferungen rund um Reutlingen auf den germanischen Götterglauben zu beziehen.

Theophil Rups Buch *Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgebung* (1864, 2. Auflage 1869) ist einer der zahlreichen Versuche, mythologische Kombinationen auf heimatliche Namen und Überlieferungen anzuwenden. Für Rupp war die Urschel, die er immerhin mit St. Ursula gleichsetzt, eine christianisierte Erdgottheit.⁸⁴ Erstaunlich ist der berufliche Hintergrund des Autors Theophil Rupp (1805–1876): Er war ein Reutlinger Kaufmann, der sich als Autodidakt mit mythologischen und altertumskundlichen Studien die Anerkennung der Gelehrten erarbeitete.⁸⁵

Über Meier gelangte die alte Urschel in die mythologische Literatur, und so findet man die „Old Urschel“ auch im Kapitel IX des 1891 erschienenen

⁸⁴ Theophil Rupp: *Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgebung. Ein Beitrag zur deutschen Alterthumskunde*, 2. Auflage, Stuttgart/Reutlingen 1869, S. 7–10.

⁸⁵ Karl Bartsch widmete ihm einen Nachruf in seiner *Germania* 22 (1877), S. 123 f. Zu Rupp vgl. Gustav Adolf Rieth: Theophil Rupp, Aufzeichnungen aus meinem Leben, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* NF 12 (1974), S. 31–57.

Buchs *The Science of Fairy Tales* des englischen Folkloristen Edwin Sidney Hartland.⁸⁶

V. Faszination des Heimat-Begriffs

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erschienen mehr und mehr „Heimatbücher“, die, häufig von Lehrern verfasst, Sagen einen Ehrenplatz einräumten. Die zivilisationskritische „Heimatbewegung“ pflegte bewusst das alte Volksgut, zu dem man auch die Sagen zählte. Zugleich etablierte sich die Volkskunde als eigenes Fach, getragen zunächst einmal nicht von akademischen Kreisen, sondern von vielen heimatbegeisterten Laien vor Ort, die in die volkscundlichen Vereine eintraten. Eine großangelegte Erhebung „volkstümlicher Überlieferungen“ fand 1899/1900 statt, als die württembergischen Volksschullehrer im Rahmen der Bezirkslehrerkonferenz Aufsätze nach einem vorgegebenen Fragebogen einreichen mussten (die sogenannten Konferenzaufsätze).⁸⁷

Ein typisches Beispiel für ein Heimatbuch⁸⁸ ist das Reutlinger Heimatbuch des Lehrers Karl Rommel (1859–1936), das *Bilder, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt* versprach.⁸⁹ Rommel war in Reutlingen Volksschulrektor. Die Vorrede der Erstausgabe datierte Weihnachten 1913, weitere erweiterte Auflagen folgten 1918, 1924, 1929, 1948 und 1999. Das Vorwort der Erstausgabe stammt vom Bezirksschulinspektor Wittmann und weist jene kitschig-sentimentale Heimat-Rhetorik auf, der man in Sagenbüchern vor und nach dem Ersten Weltkrieg auf Schritt und Tritt begegnet: „Der Lehrer kann aus dem Büchlein Nahrung und Sonnenschein holen zur Pflege jenes zarten Pflänzchens, das ihm die Kinder mitbringen in dem angeborenen Heimatgefühl. Und die Kinder, sie mögen ihren Durst nach Geschichten hier stillen und durch ihre kindliche Phantasie den Lehrer anregen zu weiterem Suchen auf den Pfaden von heimatlicher Geschichte und Sage. Das Buch möchte aber auch Gast wer-

⁸⁶ Die in Google Book Search ebenfalls aufzuspürende „Old Urschel“ aus Schweden dürfte niemand anderes sein als die Pfullinger, wie ich aus dem Kontext in dem Beleg aus Chamber’s Encyclopaedia, Bd. 9, Philadelphia/Edinburgh 1870, S. 679 entnehmen möchte.

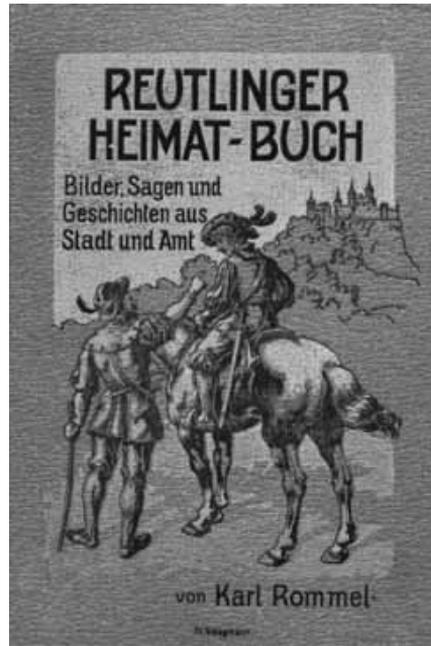
⁸⁷ Scans und von Reinhard Caspers angefertigte Transkriptionen einer großen Zahl dieser Konferenzaufsätze sind im Internet zugänglich unter <http://www.schwaben-kultur.de/>.

⁸⁸ Zum Kirchheimer Heimatbuch des Lehrers Carl Mayer vgl. Klaus Graf: Sagen – Kritische Gedanken zu Erzählungen aus dem Kirchheimer Raum, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 22 (1998), S. 143–164, hier: S. 150–153. Zur Sagensammlung des Schwäbisch Gmünder Lehrers Georg Stütz, ursprünglich Bd. 3 seines Gmünder Heimatbuchs, vgl. Klaus Graf: Nachwort und Nachweise, in: Georg Stütz: Sagen der Heimat, Schwäbisch Gmünd 2011, S. 87–94.

⁸⁹ Karl Rommel: Reutlinger Heimatbuch. Bilder, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt, Reutlingen o. J. [1913].

den im Kreise der Familie, dort, wo man sich sammelt um des Lichts gesell'ge Flamme, wo sich dem Großvater und der Großmutter kleine Hände auf den Schoß legen, die um eine Geschichte betteln.“

Historische Ausführungen und erzählerische Gestaltungen sowie Sagen wechseln sich bei Rommel ab. Mythologisierende Sagen-Texte (etwa die *Sage von Wuotan und dem Gutenberg*⁹⁰) stehen neben solchen, die Geschichtserzählung und Sagenmotive verbinden (Beispiel: *Sagen vom Greifenstein*⁹¹). Zwar nehmen die Sagen nur einen kleinen Teil des in der Erstausgabe an die 300 Seiten starken Reutlinger Heimatbuchs ein, ihnen kommt jedoch als – auf den ersten Blick unterhaltsamen – Intermezzi eine wichtige Funktion für die Förderung von Heimatliebe zu. Auch die Sagenpoesie in Gedichtform kommt wieder zu Ehren: *Der Gaugraf blies ins Horn trara!*⁹². Schon 1905 hatte Rommel ein langes, schwer verdauliches Sagengedicht zum Urschelberg in der Vereinszeitschrift des Schwäbischen Albvereins publiziert.⁹³ Außerdem war er etwa zur gleichen Zeit einer der wichtigsten Mitarbeiter der *Sagen und Geschichten der Württembergischen Volksbücher*, in der er literarisierte Fassungen von Sagen bot, darunter auch von drei Urschelberg-Sagen.⁹⁴ Die damalige Popularität der Urschel, die so etwas wie die Symbolfigur Pfullingens war, bezeugen die dramatischen Werke von Ernst Kapff (1863–1944). Die „weiße Frau vom Urselberg“ ließ dieser Autor,



Ein typisches Beispiel für ein Heimatbuch ist das Reutlinger Heimatbuch des Lehrers Karl Rommel (1859/1936). Rommel war in Reutlingen Volksschulrektor.

⁹⁰ Ebd., S. 106–108. Zum Urschelberg und seinen Sagen ebd., S. 149–153.

⁹¹ Ebd., S. 160–165.

⁹² Ernst Keppeler: Die Pfulbungsage, in: ebd., S. 121 f.

⁹³ Karl Rommel: Urschelberg. Eine Sage aus der Schwäb. Alb, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 17 (1905), Sp. 21–24. Vgl. auch Ders.: Auf dem Urschelberg. Eine Kinder- und Ostergeschichte, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 19 (1907), Sp. 113–117.

⁹⁴ Württembergische Volksbücher. Sagen und Geschichten, Bd. 1, Stuttgart o. J. [ca. 1905], S. 143–152.

damals Lehrer in Cannstatt, in einem 1896 dem Verein Deutscher Ingenieure gewidmeten Reutlinger „Bühnenspiel“, das württembergischen Patriotismus propagierte, auftreten.⁹⁵ Zwei Jahre zuvor hatte er die Figur in ein Enzlin-Drama eingefügt.⁹⁶

Kein Berufsstand hat Sagen eifriger zusammengetragen als die Pädagogen. Die Lehrer lasen die Texte nicht nur mythologisierend und als Dokumente der Heimatgeschichte, sie waren auch sehr angetan von der moralischen Haltung der Sage und ihren sittlichen Werten. Sagen, in denen Frevler göttlicher Strafe anheimfielen, eigneten sich bestens für das erzieherische Projekt der „Volksveredelung“. Den Schulmeistern gefiel der erhobene Zeigefinger.

VI. Nationalsozialistischer Missbrauch

Es ist leicht nachvollziehbar, dass viele Funktionäre der konservativ ausgerichteten Heimatvereine die vermeintliche nationale Wiedergeburt in Form des Nationalsozialismus 1933 begeistert begrüßten. Volk und Heimat sollten wieder zu neuen Ehren gelangen – war das nicht genau das, wofür man jahrzehntlang gekämpft hatte?

Der Nationalsozialismus konnte natürlich vor allem an die mythologisierende Sagendeutung anknüpfen. Sagen wurden als Quellen der germanischen Religion gesehen und für die „mythomane Kontinuitätssucherei urgermanischer Glaubenselemente“ herangezogen.⁹⁷ In den Monatsheften für Germanenkunde 1943 schrieb ein Germanist, der nach dem Krieg in Innsbruck als hochangesehener Hochschullehrer Karriere machen sollte, im raunenden NS-Jargon, die Sagen führten „zu den Wurzeln unserer volklichen Existenz hinab: zur lebendigen, mütterlich-bewahrenden Seele unseres Volkes“.⁹⁸

⁹⁵ Gerlinde Hole: *Historische Stoffe im volkstümlichen Theater Württembergs seit 1800*, Stuttgart 1964, S. 107. Ein Exemplar ist im Literaturarchiv Marbach nachgewiesen. In der im Stadtarchiv Reutlingen erhaltenen Druckschrift *Ein Besuch bei Wilhelm Hauff. Bühnenspiel. Gedicht zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Technikums für Textilindustrie in Reutlingen, Reutlingen o. J. [1905]* gibt es einen mythologisierenden Anhang, S. 29–31: *Die Sage von der Frau Ursel und dem Urselberg* (für Kopien und weitere Unterstützung habe ich dem Stadtarchiv Reutlingen zu danken). Zu Kapff vgl. Ernst Kapff, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 3. Februar 2012, 19:53 UTC. Online: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ernst-Kapff&oldid=99217184>.

⁹⁶ Ernst Kapff: Frau Urschel. Aus einem ungedruckten Schauspiel „Johann Enzlin“, in: *Blätter des Schwäbischen Albvereins* 6 (1894), S. 164.

⁹⁷ Siegfried Becker: Zur Geschichte und Perspektive der Erzählforschung. Ein Bericht über Bestand und Aufgaben des Zentralarchivs der Deutschen Volkserzählung, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 86 (1990), S. 203–215, hier: S. 207.

⁹⁸ Eugen Thurnher: Volkssage und religiöse Überlieferung, in: *Germanien* 15 NF 5 (1943), S. 210–216, hier: S. 216.

XI. Dolkskunde.

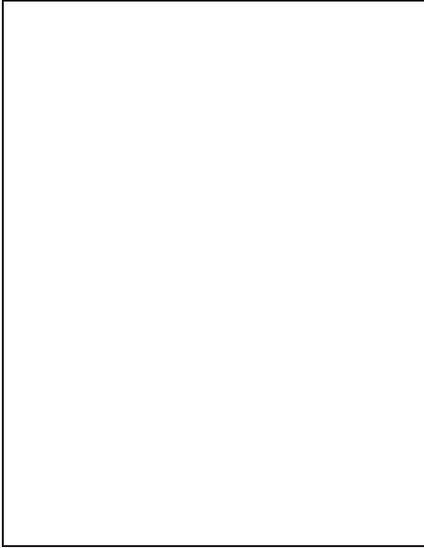
1. Pfullinger Sagen.

Wohl kaum ein Ort in Schwaben verfügt noch über einen so reichhaltigen und wohlhaltenen Schatz an alten Sagen, wie Pfullingen. Was wir heute Sage heißen, ist nichts anderes, als der alte Volksglaube, ehe die Christenlehre vor rund tausend Jahren zu uns gebracht worden ist. Ein halbes Jahrtausend lebten unsere Vorfahren nach der Landnahme in ihrer neuen süddeutschen Heimat noch in unangefochtenem Heidentum, d. h. in dem Glauben, den sie von den Vätern ererbt und den diese einst vor der schwäbischen Wanderung droben in den Ländern um das alte schwäbische Meer, die heutige Ostsee, schon seit Urzeiten gehabt haben. Es ist daher kein Wunder, daß Spuren dieses Glaubens, wenn auch in vielem erstirbt und verdorben, bis auf den heutigen Tag gekommen sind, und wenn die Erinnerung an Orte, die den Alten ein halbes Jahrtausend in der neuen Heimat als geweiht und heilig gegolten haben, bis heute noch nicht verblaßt ist. Auch tausend Jahre Christentum vermochten den alten, angestammten Glauben nicht ganz zu verdrängen. Es gelang ihm zwar, die alten verehrten Begriffe und Gestalten zu verhexen, zu verdämmen; ausreißen konnte man dem Volk den Glauben nicht. Wenn auch nach der verkehrten Seite, darum als Aberglaube gestempelt, so ist doch der Glaube beispielsweise an die Urschl und an den Schimmelreiter völlig lebendig und ungebrosen. Bei letzterem insbesondere ist der Glaube dermaßen an die Örtlichkeit geknüpft, ans Serdental, in dem der Schimmelreiter erscheint, daß bis

„Was wir heute Sage heißen, ist nichts anderes, als der alte Volksglaube, ehe die Christenlehre [...] zu uns gebracht worden ist.“ Der Sagenabschnitt im Pfullinger Heimatbuch von 1937 steht ganz im Bann der mythologischen Sagen-Deutung.

Am Beispiel des tiefbraunen Heimatbuchs von Pfullingen, das 1937 der Arzt Dr. Wilhelm Kinkel (1896–1990) vorlegte, hat Hermann Taigel die krude Geschichtsklitterung der Blut-und-Boden-Ideologie eingehend analysiert. Kinkel, der später zum SS-Brigadeführer aufsteigen sollte, war vor allem am Schicksal des schwäbischen Stammes in der germanischen Frühzeit interessiert. Kinkels (1956 in überarbeiteter Form neu aufgelegtes) Heimatbuch zwang dem Fabrikort Pfullingen ein bäuerlich akzentuiertes Geschichtsbild auf, das sich an der „heiligen“ schwäbisch-germanischen Urzeit orientierte.⁹⁹ Im Begleitbrief an den Bürgermeister hob Kinkel diejenigen Teile des Buches hervor, mit denen er das NS-Programm zu verwirklichen glaubte. Vor allem die „geschlossene Zusammenstellung der Pfullinger Sagen“ sei „etwas

⁹⁹ Hermann Taigel: Lokalgeschichte im „Dritten Reich“ – Wilhelm Kinkels Pfullinger Heimatbuch, in: Schwäbische Heimat 44 (1993), S. 113–121, hier: S. 120 (dort auch die folgenden Zitate). Zur NS-Karriere Kinkels vgl. auch Hermann Taigel: Pfarrer, Lehrer, Ideologen – Geschichtsschreiber Pfullingens (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Bd. 10, 1999), S. 37–67; Ders.: Pfullinger Geschichte 1918–1950, Teil 2: Pfullingen im „Dritten Reich“ (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Bd. 17, 2011), S. 372–376.



Der Arzt Dr. Wilhelm Kinkelin (1896–1990), Verfasser des Pfullinger Heimatbuchs von 1937, machte im NS-Staat Karriere und brachte es bis zum SS-Brigadeführer.

Einmaliges und von ganz besonderem Interesse“. Kinkelin, einer der glühenden NS-Ideologen unterhalb der Ebene der bekannten Namen, war seit 1935 beruflich im Stab des Reichsbauernführers Richard Walther Darré tätig. Für Darré waren die „alten Sagen“ mit anderen Volksüberlieferungen Zeugen des alten heidnischen Glaubens und alter germanischer Gesittung.

Es war wohl Kinkelin, der das Programm einer NS-Geschichtsschreibung, das sein Vorgesetzter Dr. Hermann Reischle auf der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte 1936 in Ulm vortrug, ausgearbeitet hatte. Als Grundlage für jegliche Geschichtsbetrachtung galt die „Bauerntumsgeschichte“. Vor einer Gesamtgeschichte des deutschen Volkes seien die einzelnen Stammesgeschichten zu schreiben:

„Die Geschichte eines Stammes zu schreiben, bedeutet seine Blutgeschichte zu schreiben.“ Der Ursprung des Volkes wurzle im germanisch-nordischen Bauerntum. Das zeige nicht nur die wissenschaftliche Forschung, sondern auch „alle Sagen und Lieder unseres Volkes“ deuteten darauf hin. Denn sie geben „Kunde vom tiefsten Sehnen und reinsten Glauben eines Volkes seit seinen Urtagen, Wissen um die Gestaltung seiner innersten Werte“. ¹⁰⁰

VII. Sagen in der Gegenwart und im Internet

Die Werte Heimat, Volk und Vaterland überlebten die „Stunde Null“. ¹⁰¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg gerierte sich die Heimat-Rhetorik der Sagenbücher-Vorworte verständlicherweise verhaltener. Doch nach wie vor bleiben die Sagenbücher einem Faszinationsbezirk volkskundlicher Heimatkunde zugeordnet. Kommerziell vermarktete Sagenbücher und Heimatzeitschriften

¹⁰⁰ Taigel, Lokalgeschichte (wie Anm. 99), S. 118 f. Zur Stammestümelei seit dem 19. Jahrhundert vgl. die Hinweise in Graf, Schwabensagen (wie Anm. 1), passim.

¹⁰¹ Ingrid Tomkowiak: „In der Heimat wurzeln und im Vaterlande aufgehen“. Sagen im Einsatz politischer Erziehung, in: Volkskunde in Niedersachsen 14 (1997), S. 81–94, hier: S. 88.

schöpfen unverdrossen aus dem Fundus der mehrfach publizierten Texte, sind meist reine „Schreibtischprodukte“. ¹⁰² Die aus den sattsam bekannten Quellen entnommenen und modernisierten Sagen werden mit der traditionellen Heimat-Rhetorik immer noch als uraltes Volksgut dargestellt. Diese Kompilationen verzichten auch nicht auf den Heimatkitsch der gedruckten Sagentexte der Vorkriegszeit, und kaum einmal wird das reiche ungedruckte Material herangezogen. Die ideologische Belastung der Sagenproduktion und insbesondere die Instrumentalisierung in der NS-Zeit klammert man stets aus. Da man die Sage gern mit der Aura des „Zeitlosen“ umgibt, will man nicht wahrhaben, dass die Beschäftigung mit ihr oft sehr zeitgebundene Formen annahm.

Mythische Zeitlosigkeit beschwor 1955 der zivilisationskritische Roman *Das Schiff im Berg* des seinerzeit viel beachteten Autors Gerd Gaiser, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Reutlingen niederließ. ¹⁰³ Es ist die Geschichte eines Albberges, in der die mythische Gestalt der Urschel als eine Art Leitmotiv fungiert. Sie wird vergleichsweise früh eingeführt und es heißt ausdrücklich von ihr, dass nach ihr später der Berg hieß. ¹⁰⁴ Die letzte Erwähnung steht im Zusammenhang mit der chiffrierten Verarbeitung der Zeitgeschichte durch Gaiser, der damals wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit in die Kritik geriet. „Denn in jenen Tagen“, schreibt er raunend, „gingen die Überlieferungen aus, und neue entstanden nicht mehr, weil die Menschen das Wort einbüßten. Der Buchstabe und der Lautsprecher nahmen ihnen künftig die Sorge ab. Der Nachtjäger, die Urschel, das Schiff waren damals noch gegenwärtig, später stand davon nur noch im Sachwörterbuch. Das war jetzt für gebildete Leute.“ ¹⁰⁵ Vielleicht hat Gaiser das titelspendende Bild vom Schiff im Berg bei Theophil Rupp gefunden, denn dieser bezeugt „eine hie und da noch jetzt in Pfullingen gebrauchte Vertröstung, mit welcher man Kinder abfertigt, welche Dinge verlangen, die man nicht geben will, oder nicht geben kann. Nämlich das: ‚Ja! ja! wart‘ nur, du kriegst’s (bekommst es), sobald das Schiff vom Urschlaberg kommt.“ ¹⁰⁶ Gaiser baute noch andere Sagenmotive in sein Buch ein. So erwähnt er die Uracher Tradition von der Blume, die an

¹⁰² Wolfgang Seidenspinner: Sagen aus Baden – Notizen zum Büchermarkt und zu jüngeren Forschungsansätzen, in: Badische Heimat 68 (1988), S. 377–395, hier: S. 384.

¹⁰³ Materialien zur Interpretation des Buchs finden sich in den Beiträgen anlässlich von Gaisers 100. Geburtstag in den Reutlinger Geschichtsblättern NF 47 (2008): S. 83 (Hermann Bausinger), S. 120–125 (Theodor Karst), S. 143 f. (Hermann Bausinger), S. 162 (Bernhard Vögtlin).

¹⁰⁴ Gerd Gaiser: *Das Schiff im Berg*. Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann, München 1955, S. 22; weitere Erwähnungen: S. 19, 23, 31, 83 f., 101, 112, 117 f.

¹⁰⁵ Ebd., S. 118.

¹⁰⁶ Rupp, Vorzeit (wie Anm. 84), S. 9. Rups Mitteilung wurde von späteren mythologisierenden Autoren übernommen. Gaiser kann die Überlieferung auch bei ihnen gefunden haben, die Redewendung erscheint aber auch in dem Roman des in Reutlingen aufgewachsenen Ludwig Finckh: *Der Bodenseher*, Stuttgart/Berlin 1914, S. 22.

den Todessturz des Nicodemus Frischlin erinnert.¹⁰⁷ Gaisers Sagen-Versatzstücke stehen im Einklang mit der damals herrschenden Sagendeutung, die in den Erzählungen die Geschichtsüberlieferung einer bäuerlich geprägten „mythischen Welt“ sehen wollte.

Ist Sagensammeln heute noch möglich? Natürlich erzählt man auch heute noch Sagen. Dies gilt auch, wenn man von den sogenannten „modernen Sagen“ vom Typ *Die Spinne in der Yucca-Palme* absieht. Die mündlichen Lokalsagen der Gegenwart sind vor allem aus Heimatbüchern und Sagenbänden geläufig. Unbekannte Geschichten über Riesen und Zwerge voller stiller Poesie, wie sie vor über 150 Jahre Ernst Meier notieren konnte, gibt es sicher nicht mehr aufzuspüren. Aber bei geduldiger Suche würde man noch viele einfache Geistergeschichten und Dutzende Angaben über vermeintliche unterirdische Gänge vorfinden. Schon Ludwig Uhland klagte um 1830, die Zeit, Sagen zu sammeln, sei vorbei. Rund zwanzig Jahre später bewies ihm Ernst Meier, der sein Buch Uhland widmete, das Gegenteil.

Zwar kann ich keinen aktuellen Text aus dem Reutlinger Raum vorweisen, aber als ich 1993 für mein Buch *Sagen rund um Stuttgart* (1995) unterwegs war, konnte ich – vor allem auf dem Schurwald – zehn solche sehr anspruchsvollen „Sagen“ aufzeichnen. „Unter der Rems“, wusste in Neustadt bei Waiblingen die Mutter einer Freundin, „soll ein Gang zum Hegnacher Hof verlaufen. In dem hat der alte Stihl Champignons gezüchtet.“¹⁰⁸ Mit Stihl ist der Firmenchef des bekannten Motorsägen-Unternehmens gemeint. Solche Gang-Überlieferungen¹⁰⁹ dürften im Bereich der „traditionellen Sagen“ deutschlandweit den derzeit am weitesten verbreiteten Erzähltyp darstellen.

Die zum Rinnsal gewordene mündliche Überlieferung wird gestützt durch die Printmedien – die früher nicht ganz unwichtigen handschriftlichen Sagenaufzeichnungen dürften heute keine Rolle mehr spielen. Sagen werden nicht nur in den häufig aufgelegten Sagenbüchern abgedruckt, sie erscheinen auch in Heimatbüchern, Ortschroniken und Heimatzeitschriften. Aus diesen Quellen haben sich schon im 19. Jahrhundert die Lehrer bedient, die im Heimatkundeunterricht Sagen einsetzten. Als ich bei der Vorbereitung meiner *Sagen der Schwäbischen Alb* mit dem Bissinger Juristen Heinz Dangel (Jahrgang 1923) wegen der Sage vom „Bürglesgoischt“ telefonierte, bestätigte er mir, dass er die Sage in Bissingen vom Lehrer und den Mitschülern gehört habe.¹¹⁰ Seine eigene Wiedergabe der Sage war aber so sehr vom Duktus der Heimatbücher geprägt, dass ich einer schriftlichen Quelle, dem Zeitungs-

¹⁰⁷ Gaiser, *Schiff im Berg* (wie Anm. 104), S. 110. Zur Sage vgl. *Sagen der Schwäbischen Alb* (wie Anm. 1), S. 148 f.

¹⁰⁸ Graf, *Sagen rund um Stuttgart* (wie Anm. 30), S. 90.

¹⁰⁹ Matthias Zender: *Gang, Unterirdischer*, in: *Zyklus des Märchens*, Bd. 5, Berlin/New York 1987, Sp. 671 – 676.

¹¹⁰ *Sagen der Schwäbischen Alb* (wie Anm. 1), S. 198.



Sagen sind immer auch ein Stück lokaler Identität. Wie stolz man in Pfullingen auf den heimischen Sagenschatz ist, beweisen die Sagendarstellungen auf dem im Juni 1956 eingeweihten Marktbrunnen.

bericht über eine Frühjahrswanderung mit Rolf Götz 2005, bei der die Sage erzählt wurde, den Vorzug gab.

Die Rolle der Lehrer und der gedruckten Heimatschriften für die mündliche Sagenüberlieferung ist gut bekannt. Im Rahmen der „digitalen Revolution“ kommt nun aber das neue Medium des Internets als Multiplikator hinzu, das ab etwa 1995 Breitenwirkung entfaltete. Es wäre an der Zeit, dass die vielfältigen Sagentexte und Sagenverarbeitungen im World Wide Web¹¹¹ empirisch-kulturwissenschaftlich untersucht würden.¹¹² Aufgrund meiner bisherigen Beobachtungen (insbesondere aus dem Bereich der Schwäbischen

¹¹¹ Glücklicherweise nach wie vor im Netz ist meine Linksammlung „Sagen im WWW“, Mailingliste INETBIB vom 14. Juli 2000, inzwischen schon eine „historische Quelle“: <http://www.ub.uni-dortmund.de/listen/inetbib/msg15590.html> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66Sl7GZZH>). Zu verschwundenen Internet-Angeboten, wenn deren Adresse bekannt ist, ist oft hilfreich: <http://www.archive.org/> („Waybackmaschine“).

¹¹² Ingo Schneider: Erzählen und Erzählforschung im Internet. Tendenzen und Perspektiven, in: Erzählkulturen im Medienwandel, hrsg. von Christoph Schmitt, Münster u. a. 2009, S. 225–242 setzt andere Schwerpunkte („Internetlore“) und stützt sich auf eher veraltete

Alb) möchte ich fünf Interessen benennen, die mir für die Präsentation von Sagentexten im Internet besonders aufschlussreich erscheinen.

Erstens: Wohl am wichtigsten ist der heimatkundliche Ansatz, der Sagen als Teil der eigenen lokalen oder regionalen Geschichte begreift. „Sagen gehören zum Gedächtnis der Heimat – also erinnern wir uns daran“, heißt es programmatisch im Untertitel eines Weblogs *Sagenhafte Heimat* aus Mecklenburg-Vorpommern.¹¹³ Die Betreiberin, die Bibliothekarin Angelika Hohm von der Regionalbibliothek Neubrandenburg, ist für schulbibliothekarische Angebote zuständig. Mitunter stellen Schulen lokale Sagensammlungen ins Netz, wobei teilweise die Kinder ermuntert werden, die Geschichten mit eigenen Worten nachzuerzählen. Es versteht sich von selbst, dass in der nach einer Sagengestalt benannten Sibylle von der Teck-Grundschule in Owen Sagen zum Curriculum gehören.¹¹⁴

Zweitens: Sagen-Tourismus nützt die alten Geschichten als positiven Image-Faktor (sowohl „real life“ als auch im Internet). Er ist eine Spielart des „Histourismus“¹¹⁵ und des „Folklorismus“. Zugkräftiger sind natürlich die Märchen, doch zeigen beispielsweise die „Sagenwanderwege“, auf die man im Internet stößt, dass man auch mit Sagen im Tourismusgeschäft punkten möchte. Wer sich für „Mystery“ interessiert, wird sich vielleicht auch von Sagen locken lassen. Die in Bartholomä (Ostalbkreis) ansässige Tourismusgemeinschaft hat sich nicht von ungefähr den Namen *Sagenhafter Albuch e. V.* gegeben.

Es bestehen allerdings vielfältige Überschneidungen mit dem ersten Punkt, denn die identitätsstiftende Funktion von Sagen lässt sich nicht auf das ökonomische Kalkül der Tourismus-Manager reduzieren. Wenn die Stadt Pfullingen auf ihrer Homepage sieben Sagentexte unter dem Titel *Sagen – ein Auszug aus der reichen Pfullinger Sagenwelt* ausführlich vorstellt, so wendet sich dieses Angebot wohl ebenso sehr an Einheimische wie an potentielle Besucher der Stadt. Denn die Sagen sind ja so etwas wie ein „Alleinstellungsmerkmal“ der Pfullinger, sie wurden und werden als etwas Besonderes wahrgenommen. Man war und ist stolz auf sie, was sich vor allem an den Sagenmotiven auf dem Pfullinger Marktbrunnen (eingeweiht im Juni 1956¹¹⁶) zeigt. Doch ist die

Verbreitungsformen wie Newsgroups. Seine These, dass die Globalisierung durch das Internet zu mehr Erzählkultur führt (S. 226), verdient jedoch Zustimmung.

¹¹³ <http://sagenhafteheimat.blogspot.com/> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SkHYmNS>).

¹¹⁴ <http://www.grundschule-owen.de/index.php?article-id=8> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SkZyo05>).

¹¹⁵ Regina Römhild: *Histourismus. Fremdenverkehr und lokale Selbstbehauptung*, Frankfurt a. M. 1990.

¹¹⁶ Das Datum nach freundlicher Mitteilung von Hermann Taigel. Erklärung der dargestellten Motive in: Martin Fink/Ina Brandmeier: *Pfullinger Sagen. Kleiner Führer und Wegweiser durch die heimische Sagenwelt*, Pfullingen 1987, S. 7 f.



Die Sagenmotive rund um die Urschel verdichtet in durchaus ansprechender Weise ein Wandbild an einem Pfullinger Privathaus (Wilhelm-Blos-Straße 2).

Stadtverwaltung nur einer der Akteure in der breit angelegten Sagen-Rezeption. Die Urschel-Wandmalerei an einem Privathaus (Wilhelm-Blos-Straße 2) belegt das ebenso wie die Tatsache, dass der *Kleine Führer und Wegweiser durch die heimische Sagenwelt* (von Martin Fink mit Illustrationen von Ina Brandmaier) 1999 die dritte Auflage erlebte.

Die Pfullinger Sagen dienen als attraktive Ergänzung der Erfahrung der Alblandschaft, wenn die „Frauenbildnerin“ und Heilpädagogin Regina Golke ein „sagenhaftes Wanderseminar“ anbietet, wie am 14. Oktober 2011 geschehen.¹¹⁷ Partner waren die Familienbildungsstätten Kirchheim und Reutlingen sowie die Volkshochschulen Ulm und Aulendorf. Der Ankündigungstext: „Der Pfullinger Urselberg, um den sich viele Sagen ranken, prägt mit seiner Höhe von 789 Metern das Echaztal. ’... dort ist vor Zeiten ein Schloss gestanden. Aber durch einen mächtigen Zauber ist es mit all seinen Schätzen in den Berg hineinversunken ...’, so ein Zitat aus dem Pfullinger Heimatbuch. Zuweilen haben Leute sogar eine Türe entdeckt, die in den Berg führte. Drinnen

¹¹⁷ Nach der am 10. Januar 2012 abgerufenen Terminübersicht: <http://www.reginagolke.de/html/termine.html> (inzwischen geändert).



Die Künstlerin Ina Brandmaier stellt die schlafende Urschel als eine Art Pfullinger Schutzgöttin dar. Das Bild stammt aus einer 1987 erschienenen Publikation über die Pfullinger Sagen.

fanden sie einen üppig gedeckten Tisch, der zum Speisen einlud. Was hat es mit dem Schloss und seiner Bewohnerin Urschel auf sich und wo sind ihre Schätze geblieben? Inmitten der Natur an lauschigen Plätzen hören Sie die Sagen der Urschel und erfahren etwas über die Zusammenhänge von Geschichten, lokaler Geschichte und Brauchtum. Auf schmalen Pfaden, vorbei an phantastischen Aussichtspunkten, über zart blühende Herbstwiesen, führen wir Sie zum Urselhochberg und zum Mädlesfelsen. Die Streckenwanderung – mit Einkehr am Abend – hat eine Länge von 12 km mit 150 m Höhendifferenz.“¹¹⁸

Drittens: Esoteriker bauen Sagen in ihr Weltbild ein und zwar meist unter Rückgriff auf die (wissenschaftlich natürlich obsoleten) mythologisierenden Deutungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Hier kann nahtlos an die Auswertung der Homepage von Frau Golke angeknüpft werden, denn diese hat eindeutig esoterischen Charakter. Die „Festrituale“, aber auch die Andeutungen

¹¹⁸ Nach der am 10. Januar 2012 abgerufenen Website der Familienbildungsstätte Kirchheim: <http://www.fbs-kirchheim.de/kursprogramm/kurs-19292.htm> (inzwischen verschwunden).

über die Sagen zur Sibylle von der Teck im Rahmen der „Wanderungen auf Frauenspuren“ („Bereichern auch Sie sich an der uralten Frauengeschichte“¹¹⁹) sprechen eine deutliche Sprache. Golkes „spiritueller Feminismus“ hat bereits die Aufmerksamkeit von Rolf Götz, dem verdienstvollen Monographen der Sibylle (1999), gefunden, der Veranstaltungen von Golke 1996 und 1997 erwähnt.¹²⁰ Die Fehler der mythologischen Methode wiederholt in der Gegenwart das Werk der Tanzpädagogin Erni Kutter *Der Kult der drei Jungfrauen*. Die alte Urschel, so Kutter, könne möglicherweise als ehemalige Bärengöttin verstanden werden, die die Geheimnisse der Wandlung und Wiedergeburt als „Alte Weise“ hüte.¹²¹

Um „Weis(s)e Frauen und vollbusige Muttergöttinnen um Tuttlingen“ geht es dem Internetprojekt diedutt.de, das an die lokale Sagenüberlieferung des 19. Jahrhunderts zur „Duttfeh“ anknüpft. Es gibt allerdings keinerlei Anhaltspunkte, dass die populäre Tuttlinger Sage tatsächlich aus vorchristlicher Zeit stammt.¹²² Angemerkt sei, dass die feministisch-spirituellen Rückgriffe nur eine Spielart der im Internet greifbaren Formen der Sagen-Rezeption durch an „paranormalen“ Phänomenen Interessierte darstellen.

„Geheimnisvolle Orte“ haben Konjunktur, und es sind nicht nur Esoteriker oder esoterisch angehauchte Personen, die von ihnen fasziniert sind. Der Reutlinger Bild-Journalist Jürgen Meyer hat im Reutlinger Verlag Oertel+Spörer eine ganze Reihe von erfolgreichen Büchern herausgebracht, die geheimnisvolle Orte, Funde und Geschichten zum Inhalt haben. 2004 erschien etwa von ihm *Im Schatten der Vergangenheit. Sagenumwobene Stätten zwischen Neckar und Alb*. Bei den jüngeren Bänden setzt er auf das offenbar kassenträchtige Adjektiv „geheimnisvoll“. Zuletzt widmete er sich 2011 den Höhlen der Region („100 geheimnisvolle Hohlräume“).

Viertens: Sagengestalten werden mitunter in das aktuelle Fastnachtsbrauchtum einbezogen. Beispielsweise ist für die 1973 gegründete Wallenburger Fasnet-Zunft in Dürbheim die Sagen-Überlieferung vom Ende der Wallenburg zentral.¹²³ Das Weißnarr-Gewand der Zunft zeigt Darstellungen aus der Sage, wie dem Internet zu entnehmen ist. Das an der oberen Donau bei Fridingen spukende Hardtweible ist heute eine Gestalt der Irndorfer Fasnet.¹²⁴

In Pfullingen kam es 1999 zur Gründung des Narrenvereins Uschlaberghexa, wobei die Sagengestalt der Urschel Patin stand, wie die Website uschlaberghexa.de belehrt. In einem Artikel zum 11-jährigen Jubiläum 2010 heißt es

¹¹⁹ <http://www.reginagolke.de/html/vortrage-workshops.html> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66SkRWvRg>).

¹²⁰ Götz, Sibylle von der Teck (wie Anm. 75), S. 72.

¹²¹ Erni Kutter: *Der Kult der drei Jungfrauen*. Eine Kraftquelle weiblicher Spiritualität neu entdeckt, Norderstedt 2003, S. 273.

¹²² Sagen der Schwäbischen Alb (wie Anm. 1), S. 52.

¹²³ Ebd., S. 24–26.

¹²⁴ Ebd., S. 60.

über das Narrengewand: „Die Urschel soll angeblich einen grünen Rock und rote Strümpfe getragen haben. Das ist aber auch schon alles, was man über ihr Aussehen weiß. Also haben sich die modernen Berghexen den Rest zum Häs passend gewählt. Da ist einmal das Kopftuch der Hexe. Es ist rot, wie die in der Sage beschriebenen Strümpfe. Die steingraue Bluse symbolisiert den Berg. Der dunkelgrüne Rock und der hellgrüne Schurz sollen die Wälder des Ursulaberges darstellen. Nicht fehlen dürfen die Schuhe aus Stroh, die ‚Stehbrunz hose‘ und der Besen.“¹²⁵

Fünftens: Archäologie-Interessierte und Schatzsucher lesen aus Sagen Hinweise auf potentielle Fundstellen heraus.¹²⁶ Auf der Internetseite *showcaves.com* steht über die Burghöhle von Dietfurt an der oberen Donau: „Nach dem Zweiten Weltkrieg durchsuchten Unbekannte die Höhle nach einem legendären Schatz. Bei diesem Schatz sollte es sich um ein goldenes Kegelspiel handeln. Dabei hinterließen sie eine große Grube, 1 m breit, 4 m lang und 5 m tief, und zerstörten nebenbei prähistorische Fundschichten.“ Dies zeigt die Gefährdung vor- und frühgeschichtlicher Fundstätten durch traditionelle Schatzsagen-Vorstellungen auf. Man darf davon ausgehen, dass moderne „Schatzsucher“ mit dem Metalldetektor sich gelegentlich auch von Sagenbüchern inspirieren lassen.

Diese Hinweise mögen genügen, um das Spektrum der aktuellen populären Auseinandersetzung mit traditionellen Sagen im Internet anzudeuten. Dabei ist zu beachten, dass die Rezeption in den Bereichen Archäologie und Fastnacht wohl eher marginalen Charakter haben dürfte. Wichtig ist ebenfalls der Hinweis, dass die Internetbelege mit sozialer Praxis in Verbindung stehen: also insbesondere mit dem Schulunterricht, Wander- und anderen Tourismusveranstaltungen, esoterischen Praktiken und der Sondengänger-Szene. Diese Praktiken und gesellschaftlichen Teilbereiche finden ihren Niederschlag im Internet, wie umgekehrt das Netz auf sie zurückwirkt. Das Internet ist also nicht bloß eine Quelle, mit der man bequemer an Informationen kommt. Es hat eine Eigendynamik entwickelt, aus der eine durchaus spannungsreiche analog-digitale Mischkultur resultiert, deren Existenz eindringlich davor warnen sollte, die Relevanz des Internets für die Aufrechterhaltung und die Verbreitung von „Sagen-Wissen“ zu unterschätzen.

Die Retrodigitalisierung alter Bücher, wie sie vor allem von der Suchmaschine Google mit ihrer „Buchsuche“, aber auch von wissenschaftlichen Bibliotheken betrieben wird, hat dazu geführt, dass der Internetnutzer

¹²⁵ Reutlinger General-Anzeiger vom 2. Januar 2010. Zitiert nach <http://www.gea.de/region+reutlingen/pfullingen+eningen+lichtenstein/gruener+rock+knallrotes+kopftuch.750626.htm> (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66Skwfi1Y>).

¹²⁶ Zu Archäologie und „Volks“-Überlieferungen vgl. auch Klaus Graf: Archäologisches in populären Erzählungen der Frühen Neuzeit, in: *Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Dietrich Hakelberg und Ingo Wiwjorra, Wiesbaden 2010, S. 447–459.



Der Reutlinger Künstler Wolfgang Rätz erläutert sein hintersinniges Kunstwerk „Urschel Mover“, das auf den Pfullinger „People Mover“ anspielt, so: „Seit die Autoröhre durch den Bauch ihres Berges, in dem sie der Sage nach wohnt, führt, schläft die Urschel nicht mehr gut. Die Bauarbeiten waren für sie, den rotäugigen Pudel, der die eisenbeschlagene Schatztruhe bewacht, die gefährliche Schlange und die Nachtfräulein schon anstrengend und sie hofften, dass, nachdem der Bohrtrupp abgezogen war, wieder Ruhe einkehren würde. Aber, weit gefehlt. Danach ging es erst richtig los. [...] Deswegen braucht die Urschel einen ‚Mover‘, mit dem sie gefahrlos ins beschauliche Tal und ins Städtle gelangt, wenn sie die goldenen Stricknadeln einmal aus der Hand legt, um hier unten Gutes zu tun.“

bequem auf einen riesigen Fundus von Sagentexten (vor allem aus dem 19. Jahrhundert) zurückgreifen kann. Bereits jetzt sind wohl die meisten regionalen deutschen Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts online verfügbar. Das Laienprojekt Wikisource, das ausdrücklich auf wissenschaftlich verwertbare Texte Wert legt, erfasst nicht nur Sagenbücher und Sagenliteratur als E-Texte, sondern weist auch Digitalisate nach.¹²⁷ Die Retrodigitalisierung, die auch zu mehr E-Texten führt, wird die populäre Sagen-Rezeption im Internet sicher weiter befeuern. Aufschluss über die moderne Sagenrezeption verspricht auch eine nähere Analyse von sagen.at, bei dem es sich mit derzeit über 18 000 Erzähltexten um das größte E-Text-Angebot zu Märchen und Sagen handelt. Es steht der Innsbrucker Schule von Leander Petzoldt, die veraltete Positionen in Sachen Erzählforschung vertritt, nahe.

¹²⁷ <http://de.wikisource.org/wiki/Sagen>.

Viele Erwähnungen von Sagen findet man in der Wikipedia, insbesondere in Ortsartikeln. Dass sich der Artikel *Sage* selbst eher unbedarft gibt und keineswegs den Erkenntnisgewinn der neueren Erzählforschung spiegelt,¹²⁸ zeigt einmal mehr die Dominanz der alten Klischees.

Wer in Sagen ein bewahrenswertes Volksgut sieht, dem sollte nicht bange sein. Sagen sind zwar ein Nischenthema, dessen Popularität nicht mit der von Märchen vergleichbar ist, doch so klein ist die Nische gar nicht. In den Titeln von 663 Medien, die 2011 von der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet wurden, steckt die Zeichenfolge Märchen. Auch wenn man bei den 269 Treffern zu Sagen eine Reihe von Titeln, die das Verb sagen enthalten, abziehen muss, bleibt eine überaus stattliche Anzahl übrig. In der Virtuellen Deutschen Landesbibliographie – sie dokumentiert die landeskundliche Literatur der deutschen Bundesländer (oft werden auch Zeitungsartikel ausgewertet) – findet eine Recherche mit der Zeichenfolge Sage (mit Trunkierung) zum Jahr 2011 über 150 Titel.

Die von den Pädagogen seinerzeit so geliebte alte Sagenmoral, die narrativ an Frevel-Geschichten verdeutlichte, was man zu tun und zu lassen habe, ist tot. Die Sagen sind heute ein liebenswertes Stück Heimat, verbunden mit vertrauten Örtlichkeiten, sie sorgen für wohlige Gruseffekte und erinnern an vergangene Erzählkultur, und womöglich mehr Leute, als man denkt, suchen in ihnen spirituelle Botschaften aus uralter Zeit. Neue Aneignungsformen sind an die Stelle der alten getreten, auch wenn nicht alle so kreativ sind wie mein letztes Beispiel, das ich dem Reutlinger General-Anzeiger vom 22. Juni 2009 entnehme. Dort hieß es zur Sommer-Ausstellung der Pfullinger Kreativen: „Eyecatcher im Erdgeschoss ist der ‚Ur-schel-Mover‘ von Wolfgang Rätz, ein ‚hintersinniges Kunst-Kabinettsstückchen‘ und ‚ironische Anspielung‘ auf den People-Mover. Eigentlich ein überflüssiger Rollerrahmen, der in Pfullinger Farben lackiert wurde, erzählen Kunstwerk und Beschreibung des Künstlers eine aktualisierte Fassung der Urschel-Sage.“¹²⁹

Spätestens jetzt steht fest: Die alten Sagen sind immer noch putzmunter!

¹²⁸ Sage, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 19. Dezember 2011, 18:21 UTC. Online: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sage&oldid=97320630>.

¹²⁹ Zitiert nach der nicht mehr erreichbaren Internetversion. Zur Erläuterung dient der Artikel von Jürgen Herdin in der Südwest Presse vom 22. Juni 2009. Online: http://www.suedwest-aktiv.de/region/reutlingernachrichten/stadt_und_kreis_reutlingen/4421096/artikel.php (Archivversion: <http://www.webcitation.org/66Sk151jO>): „In Anlehnung an die defekte, monströse Gehhilfe über die Marktstraße hat er einen Tretroller in den Stadtfarben geschaffen, mit dem die gute Fee gefahrlos ins Tal kommt.“ Der Peoplemover, ein neuartiges Fußgängerüberweg-System, hat es sogar in den Wikipedia-Artikel über Pfullingen geschafft.

Buchbesprechungen

Eugen Wendler: Reutlingen. Geschichte und Gegenwart einer lebendigen Stadt. Diakonie-Verlag, Reutlingen 2011. 312 S., zahlr. meist farbige Abb., 34,00 Euro.

„Ich habe es als meine Aufgabe angesehen, als ‚alter‘ Reutlinger im doppelten Sinne meine Kenntnis der Stadtgeschichte aufzuschreiben und an die Nachwelt weiterzugeben“ – so der emeritierte Hochschullehrer, Friedrich-List-Forscher, Stadtführer und Historiker Eugen Wendler im Vorwort seines Reutlinger Geschichts- und Geschichtenbuches. In vier Großkapiteln beleuchtet der Autor die Reutlinger Vergangenheit: 1. Von den Anfängen bis zum späten Mittelalter, 2. Von der Reformation bis zur Barockzeit, 3. Vom Biedermeier bis zum 1. Weltkrieg und 4. Das 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In 107 Geschichten, Anekdoten und Erlebnissen, manchmal in etwas assoziativer Reihung, breitet Eugen Wendler die Reutlinger Stadtgeschichte vor dem Leser aus.

Das Buch lässt sich leicht lesen: Es ist unterhaltsam, spannend und durchaus humorvoll. Man lasse sich nur einmal auf das Kapitel ein, das sich neueren Deutungen der Herkunft des Namens „Achalm“ widmet. In vielerlei, oft auch sehr persönlich geprägten Anekdoten vergegenwärtigt der Autor die Reutlinger Geschichte. Es gelingt ihm in verständlicher und lebendiger Art, den Leser für seine Sache einzunehmen. Alltagsgeschichten und wiederum persönliche Erlebnisse und Begegnungen vervollständigen dieses echte Reutlinger Produkt.

Man mag allerdings seine Zweifel haben, ob der Durchzug der bayerischen Prinzessin Maria Anna Victoria durch Reutlingen im Jahre 1680 den Ruhm der Stadt mehrt oder ob man beispielsweise den Ereignissen des 1848er Jahres hätte dafür mehr Raum geben sollen. Einen eher ausmalenden Effekt mag das Kapitel „Die letzte öffentliche Enthauptung durch das Schwert in Reutlingen“ hervorrufen. Allerdings sind es vielleicht gerade diese Einlassungen, die die Lebendigkeit und Lesbarkeit des Werkes ausmachen und damit auch Nicht-Historiker ansprechen.

Erwähnenswert und dem Lesevergnügen durchaus zuträglich sind die vielen unbekanntten, bisher noch nicht veröffentlichten, teilweise aus Eugen Wendlers Privatbesitz herrührenden Abbildungen. Dass einer der größten Söhne der Stadt, Friedrich List, entsprechend ausführlich berücksichtigt wird,

ist seiner Bedeutung und der Tatsache geschuldet, dass der Autor ausgewiesener Listforscher ist.

Eine Stärke des Buches liegt in der betont subjektiven Darstellung jüngerer politisch-historischer Ereignisse. Als „alter“ Reutlinger ist Eugen Wendler dafür prädestiniert. Die Ereignisse der großen Politik, wie sie sich in ihren Konsequenzen vor Ort niederschlagen, sind dadurch unmittelbar nachvollziehbar und lebendig. So widmet er u. a. ein Kapitel der Rolle des Vaters während der NS-Zeit, ein anderer Abschnitt geht auf sein eigenes Erleben des Kriegsendes und der unmittelbaren Nachkriegszeit ein. Seine Zeitzeugenschaft ermöglicht die Schilderung der jüngeren Zeitgeschichte aus persönlichem Erleben. Generell zeichnet sich die Darstellung durch eine gewisse „Un-Abgehobenheit“ aus, was ihre Lesbarkeit fördert. Das Buch wendet sich an den interessierten Bürger, der seine Stadt besser kennenlernen will, der sich Gedanken um die Grundlagen der lokalen Identität macht und dabei auch unterhalten werden möchte. Sowohl für den Alteingesessenen als auch für den zugezogenen Neubürger sind diejenigen Ausführungen wertvoll, die sich mit Reutlinger Brauchtum, Sprachgewohnheiten oder sonstigen ortstypischen Eigenheiten befassen. 1500 Jahre Reutlinger Stadtgeschichte enden in der unmittelbaren Gegenwart mit dem Bau der Stadthalle und des Achalmtunnels sowie der kurzen Vorstellung des Reutlinger Kabinettsmitglieds der Landesregierung, Finanzminister Nils Schmid.

Kritisch anzumerken sind am Ende einige Auffälligkeiten. So wird der Genuss der Lektüre dadurch beeinträchtigt, dass sich Wortwiederholungen (dreimal „musste“ in einem kleinen Abschnitt), verschiedene Tempora in einem Satz oder gar schlichte Rechtschreibfehler („fiel“ statt „viel“, „Berger“ statt „Beger“) als störend auswirken. Was den Rekurs auf historische Quellen angeht, so sind es in erster Linie die „Klassiker“ wie Bames, Memminger und Fetzer, die hinzugezogen werden. Dass beispielsweise 1999 eine ausführliche, neueste Forschung berücksichtigende Abhandlung der Ereignisse der 1848er-Revolution erschienen ist, wird im Literaturverzeichnis zwar angemerkt, findet jedoch keinen Niederschlag im Werk selbst. Inwieweit nun weitere jüngere Forschungsergebnisse verarbeitet hätten sein sollen, ist sicherlich Ansichtssache, wendet sich doch die Darstellung in erster Linie an Nicht-Wissenschaftler.

Fazit: Eugen Wendler ist es gelungen, durch eine anschauliche, lebendige, verständliche, lesenswerte und humorvolle Abhandlung die Geschichte seiner Vaterstadt Reutlingen vor einer stadthistorisch interessierten Leserschaft auszubreiten.

Harald Schneider

Sieben Witwen und zehn Männer – Von der Handwerkerbank zur Volksbank 1861–2011 (Redaktion: Andrea Anstädt), hrsg. von der Volksbank Reutlingen eG, Reutlingen 2011. 294 S., zahlreiche meist farbige Abb., 9,90 Euro.

Die Verfasserin dieser Festschrift, Andrea Anstädt, ist bereits mit zwei kleineren Buchpublikationen zum Thema „Streifzüge durch Reutlingen“ und über „Reutlinger Brunnengeschichten“ stadteschichtlich in Erscheinung getreten. Nun hat sich die Journalistin und Historikerin an ein sehr viel größeres und schwierigeres Projekt, eine fast 300 Druckseiten umfassende Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Volksbank Reutlingen gewagt und in einem mehrjährigen mühevollen Quellenstudium die wichtigsten Fakten erarbeitet und zusammengetragen. Die Dokumentation trägt den Titel „Sieben Witwen und zehn Männer – Von der Handwerkerbank zur Volksbank“. Sie weist damit nicht nur auf die Zahl der Gründer hin, die 1861 die Reutlinger Handwerkerbank ins Leben gerufen haben, sondern will auch den beachtlichen weiblichen Anteil an der Gründung dieses segensreichen Bankinstitutes betonen.

Der historische Rückblick beginnt mit der Entstehung der genossenschaftlichen Idee von Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818–1888) und von Hermann Schulze-Delitzsch (1808–1883), auf die die „Urm Modelle“ der späteren Volks- und Raiffeisenbanken zurückgehen. Dann wird die prekäre wirtschaftliche Situation Reutlingens um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschildert, die den Nährboden für die Gründung der Handwerkerbank als unerlässliche Voraussetzung für die Frühindustrialisierung Reutlingens und seines Umlandes bildete.

Der erste Firmensitz dieser Kreditgenossenschaft befand sich in der Katharinenstraße 6. Die wechselvolle Geschichte der Bank wird von Andrea Anstädt Jahr für Jahr akribisch nachgezeichnet, wobei für die Zeit bis 1900 für jedes Geschäftsjahr eine Seite und danach eine Doppelseite reserviert ist.

Die Festschrift ist aber weit mehr als eine Firmenchronik. Sie stellt die Bankgeschichte in den weit größeren zeitgeschichtlichen Zusammenhang, indem parallel zur Entwicklungsgeschichte des Bankinstitutes die wichtigsten Ereignisse in der Stadtgeschichte sowie die herausragenden deutschen und weltpolitischen Bezüge dargestellt werden. Dabei wird ein reiches Detailwissen zutage gefördert, das wie ein bunter Mosaikfußboden vor dem Leser ausgebreitet wird.

Die Texte sind knapp, präzise und gut lesbar. Außerdem werden sie durch zahlreiche, vielfach farbige Abbildungen veranschaulicht. Die Gestaltung erfolgte durch das Reutlinger Atelier Pfeifroth, dem ein hervorragendes Buchdesign gelungen ist, indem es jede Seite zwar individuell gestaltet und dennoch der Publikation ein überzeugendes grafisches Gesamtkonzept verliehen hat. Insofern ist das Buch auch ein ansprechender Bildband geworden, der dem Leser eine interessante Zeitreise durch die Entwicklungsgeschichte der Bank, der Stadt und des Landes ermöglicht. Sie umfasst das ganze historische Spek-

trum vom König- und Kaiserreich, über die Weimarer Republik mit der Inflationszeit, die Diktatur des Dritten Reiches, bis zur Demokratie der Nachkriegszeit mit dem Wiederaufbau und dem Wirtschaftswunder.

Eugen Wendler

Thomas Deuschle: So war's in den 1970ern. Reutlingen zwischen „Döschewo“ und „Neue Deutsche Welle“. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2011. 96 S., zahlreiche farbige Abb., 14,95 Euro.

Schon dem dritten aufeinanderfolgenden Jahrzehnt widmet Thomas Deuschle in einem griffigen Büchlein seine amüsanten, leicht lesbaren und interessanten Erinnerungen eines Reutlinger Zeitgenossen. Begebenheiten aus den 70er Jahren werden in einzelnen Kapiteln angesprochen: Kindheit, Franzosen in Reutlingen, Jugend, Wirtschaft, Freizeitvergnügen, zunehmende (Auto-)Mobilität, aber auch das „sündige“ Reutlingen werden reich bebildert vor dem Leser ausgebreitet. Als hilfreich erweisen sich dem Leser die Chroniken „Was in Deutschland und der Welt geschah“ und „Was in Reutlingen geschah“. Mehr oder weniger wichtige Ereignisse werden wieder ins Gedächtnis zurückgerufen – streckenweise ein wunderbares „Aha“-Erlebnis, ist doch dem Zeitgenossen vieles nicht mehr parat und dem Jüngeren Neues in Erfahrung gebracht.

Was das Bändchen aber auszeichnet, ist die herrliche Ansammlung von Fotografien aus Reutlingens jüngerer Vergangenheit: Da wird auf dem Marktplatz noch geparkt und die Straßenbahn bewegt sich durch die Stadt. Der Abschnitt „Was in Reutlingen so fiel und entstand“ zeigt nochmals, was in der Stadt alles verlorenging, was sich aber auch an Neuem getan hat: Die Brudershaus-Maschinenfabrik beherrscht noch den heutigen Willy-Brandt-Platz, die stählerne Eisenbahnbrücke in der Silberburgstraße überspannt noch die Gleise. Herrlich das Kapitel über das Reutlinger Freizeitvergnügen: Vor den Toren der Stadt „schwamm“ das „Dreamboat“, der „Black Mustang“ war die angesagte Disko in der Stadt. Nicht zuletzt der maßgebliche Beitrag Reutlinger Musiker zur „Neuen Deutschen Welle“ lässt einen schmunzeln und in Erinnerung schwelgen.

Auf jeden Fall versteht es der Verfasser, ein Jahrzehnt vor dem Leser auszubreiten, das eine wilde Zeit darstellte, voller gesellschaftlicher und politischer Umbrüche – es war unter anderem auch die Zeit der Schleyer-Entführung, des Münchner Olympia-Attentats, des Kalten Kriegs, des Terrorismus. So liegt ein Bilderbuch vor, das diese Ereignisse nicht vernachlässigt, in den Mittelpunkt der Betrachtungen aber in vergnüglicher Weise die Stadt Reutlingen rückt: den Zeitgenossen zur lieben Erinnerung, den Jüngeren zur Erkundung.

Harald Schneider

GEDOK Reutlingen 1951–2011. 58 Künstlerinnen, hrsg. von der GEDOK Reutlingen e. V., Reutlingen 2011. 260 S., 139 Abb., davon 104 Werkabb., 15,00 Euro.

Die GEDOK ist der „Verband der Gemeinschaften der Künstlerinnen und Kunstförderer e. V.“. Dieser zählt heute rund 3600 Mitglieder in 24 deutschen Städten und Regionen und in Wien. 1926 als „Gemeinschaft Deutscher und Oesterreichischer Künstlerinnenvereine aller Kunstgattungen“ in Hamburg von der Mäzenin Ida Dehmel (1870–1942) gegründet (Ida Dehmel war Ehefrau des Dichters Erich Dehmel und selbst Schriftstellerin), bestand das Ziel des Verbandes von Anfang an in der „Förderung künstlerischer Talente von Frauen“. Heute ist die GEDOK nach eigener Darstellung das älteste und europaweit größte Netzwerk für Künstlerinnen aller Sparten. Zu ihrem 60-jährigen Bestehen hat die GEDOK Reutlingen einen umfassenden, informativen und anschaulichen Kunstband vorgelegt mit Werkabbildungen und Porträts, Viten und wissenschaftlichen Begleittexten.

Dass auch in Reutlingen seit 1951 eine solche Solidargemeinschaft von Künstlerinnen besteht – neben Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg der einzige Ortsverband in Baden-Württemberg –, ist bemerkenswert, hat Reutlingen doch keine Kunstakademie bzw. Musikhochschule. Initiiert wurde die GEDOK Reutlingen von der aus Hannover stammenden Malerin und renommierten Spitzenklöpplerin Leni Matthaei. Seither zählt die Regionalgruppe mit regelmäßigen Ausstellungen, Konzerten und anderen Aktivitäten zum festen Bestandteil des Reutlinger Kulturlebens.

Der Kern des Bandes ist den 58 Künstlerinnen der Sparten Angewandte Kunst, Bildende Kunst, Literatur und Musik gewidmet, und schon die hervorragende gestalterische Konzeption – in GEDOK-Eigenarbeit geleistet von der Künstlerin Anne Rossipaul in Abstimmung mit dem Katalogausschuss – dürfte jeden Kunstinteressierten einladen, sich in die Details zu vertiefen.

Da ist die ästhetische Qualität der visuellen Informationen: Jede Künstlerin ist mit mindestens zwei ganzseitigen Werkabbildungen (meist in Farbe) vertreten, häufig auch als Doppelseiten konzipiert. Einige Keramik-Plastiken und Bilder werden ausschnitthaft in Detailaufnahmen vorgestellt, so dass das Auge des Betrachters mit dem Materialcharakter der Arbeiten in Berührung kommt und die haptischen Qualitäten der Werke spürbar werden. Die drucktechnische Umsetzung ist hervorragend. Die meisten Künstlerinnen präsentieren sich mit großformatigen Porträtaufnahmen, die dem Leser auch einen persönlichen Zugang zu den hinter den Werken stehenden Persönlichkeiten suggerieren, was bei den Musikerinnen besonders notwendig erscheint.

Textlich wird jede Abteilung – die Bildende Kunst liefert die meisten Namen – mit einer alphabetischen Übersicht eröffnet. Übersichtlich und vom Umfang her einheitlich präsentiert sich jede Künstlerin mit Vita und beruflichem Werdegang. Unverständlich ist das Verschweigen des Geburtsjahres in

einigen Fällen – für die Arbeit von Kunstwissenschaftlern und Publizisten ein Problem. Nützlich und aussagekräftig sind die persönlichen Statements, die Auskunft über das jeweilige Selbstverständnis geben. Insbesondere dürften die halbseitigen Reflektionen über das Schaffen jeder einzelnen Künstlerin für jeden Kunstinteressierten nicht nur eine Quelle der Information, sondern auch der Kontemplation sein. Sie stammen aus sachkundigen Federn. So schreibt die Kunsthistorikerin Anke Bächtiger über die Künstlerinnen der Angewandten Kunst; den Bereich Bildende Kunst teilen sich die Kunsthistorikerinnen Barbara Lipps-Kant, Evamarie Blattner und Barbara Krämer; Literatur und Musik übernahm der ehemalige Leiter der Redaktion Kultur beim Reutlinger General-Anzeiger, Hansdieter Werner.

Die Bildende Kunst, die hier, wenn auch nur ausschnitthaft, versammelt wird, ist als interessanter Spiegel zeitgenössischen Kunstschaffens generell zu sehen. Die weitgehend hohen Qualitätsstandards zeigen sich unabhängig von der jeweiligen künstlerischen Ausbildung.

Unumgänglich bei Jubiläumsanlässen: Auch dieser Kunstband wird eröffnet von Stellungnahmen der „Offiziellen“: Gabriele Seeger, 1. Vorsitzende (bis Mai 2011), stellt die GEDOK stichwortartig in einen größeren, sozialgeschichtlichen Zusammenhang; ein Grußwort der Oberbürgermeisterin Barbara Bosch, ein weiteres von Ingrid Scheller, der Präsidentin des Bundesverbandes; und schließlich Glückwünsche von Agnete Bauer-Ratzel, der neuen 1. Vorsitzenden. Erhellende Einblicke in das nicht immer einfache Miteinander des Vereins liefert Dorothea Goltermann, die der GEDOK Reutlingen von 1986 bis 1996 vorstand und die Regionalgruppe, tatkräftig unterstützt von ihrem Ehemann Frank Goltermann, bis heute fördert. Das Mäzenatentum der Eheleute wird von Hansdieter Werner in einem gesonderten Beitrag gewürdigt.

Bernd Storz

Franka Rößner: Im Dienste der Schwachen. Die Samariterstiftung zwischen Zustimmung, Kompromiss und Protest 1930–1950. Verlag Senner-Druck, Nürtingen 2011. 159 S. mit zahlreichen Abb., 18,00 Euro.

Der Name des Schlosses „Grafeneck“ auf der Schwäbischen Alb ist untrennbar mit dem grausamen Mord an Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen im Rahmen der „Aktion T 4“ im Jahr 1940 verbunden. Das dort 2005 eingeweihte Dokumentationszentrum hält die Erinnerung wach – jetzt hat die Samariterstiftung als Besitzerin des Anwesens eine Forschungsarbeit in Auftrag gegeben, die die Geschichte der Einrichtung zwischen 1930 und 1950 dokumentiert und wissenschaftlich aufbereitet. 1928 erwarb die 1885 als „Verein zur Versorgung krüppelhafter und gebrechlicher Leute“ gegründete Samariterstiftung das Schloss Grafeneck als Heim für (körper-)behinderte Männer. Ab 1888 betreute die Einrichtung im Schloss

Reichenberg bei Oppenweiler „männliche Pfleglinge“, ab 1902 betrieb sie zusätzlich im Schloss Limpurg in Obersontheim eine „Anstalt für weibliche Krüppel“.

Die beeindruckende Dokumentation von Franka Rößner, pädagogische und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gedenkstätte Grafeneck, zeichnet ein genaues Bild von den Problemen des freien Wohlfahrtswesens zwischen 1930 und 1950. Kritisch beleuchtet sie das Verhältnis der Inneren Mission zum nationalsozialistischen Postulat vom „lebensunwerten Leben“ und zeigt die kritische und mutige Haltung des Vorstands, Stadtpfarrer Nathanel Fischer (1871–1953), auf, bei dem alle Fäden zusammenliefen. Fischer betonte stets die „Produktivität und Nützlichkeit“ der Pfleglinge der auf dem „Beschäftigungsprinzip“ aufbauenden Samariterstiftung. Schon 1934 bezog er Stellung zum verletzenden Wort „lebensunwert“, verteidigte jedoch auch die Erbgesundheitspolitik des NS-Staates: Sterilisierungen „erblich Schwerbelasteter“ wurden grundsätzlich befürwortet und die nationalsozialistische „Erbgesundheitspolitik“ verteidigt. Mit dem Hinweis auf die Nützlichkeit und „Brauchbarkeit“ ihrer Pfleglinge glaubte sich die Samariterstiftung auf der sicheren Seite – dass die Insassen von Schloss Grafeneck nach ihrer Verlegung ins Kloster Reute auf keinen Deportationslisten im Rahmen der „Aktion T 4“ auftauchen, war aber wohl eher ein bürokratisches Versehen.

Die materialreiche Arbeit ist zugleich ein fundiertes zeitgeschichtliches Dokument des Überlebenskampfes einer Einrichtung in evangelisch geprägter freier Trägerschaft während der nationalsozialistischen Sozial- und Gesundheitspolitik. Franka Rößner dokumentiert offen und kritisch die Folgen der Machtübernahme für die Einrichtung und die Haltung der Inneren Mission, sie zeigt die Auswirkungen des „Arierparagraphen“ und den steten Kampf der Einrichtung in der NS-Zeit, etwa um die Satzung der Stiftung. Sie schildert die Beschlagnahme Grafenecks mit Verfügung vom 14. Oktober 1939, die Zwangsverlegung der männlichen Insassen ins Kloster Reute und später nach Schussenried (wo 27 der 82 Bewohner starben!) sowie die Schicksale von ermordeten Bewohnerinnen der Anstalt in Obersontheim, bis hin zur Rückkehr der Insassen im Juni 1945. Das letzte Kapitel des reich bebilderten Buches bietet einen Überblick über die Erinnerungskultur in Grafeneck von 1945 bis heute.

Karin-Anne Böttcher

Klaus Jürgen Matz: Kleine Geschichte des Landes Baden-Württemberg. DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2010, 212 S., 30 Abb., 19,90 Euro.

Ausgehend von den objektiven Fakten wie Landesnatur, Bevölkerung und Wirtschaftsstrukturen wendet sich der Autor mit dieser „Kleinen Geschichte des Landes Baden-Württemberg“ ausdrücklich an geschichtsinteressierte

Laien. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt dabei auf der Entstehung Baden-Württembergs und der Entwicklung seiner politischen Kultur. Am 25. April 1952 wurde das Land mit der Bildung einer vorläufigen Regierung und der Wahl Reinhold Maiers zum ersten Ministerpräsidenten gegründet. Grundlage war die erste ohne Einflussnahme der Alliierten zustandegekommene Landesverfassung.

Erschwert durch die dysfunktionale Dreigliederung – Baden, Württemberg und Hohenzollern –, begleitet von Anfang an Querelen um die Südweststaatsgründung den Landesbildungsprozess, nicht zuletzt hervorgerufen durch die historische Diversität des Landes, beispielsweise durch die unterschiedlichen konfessionellen Traditionen. Dabei weist der Autor insbesondere auf die unterschiedlichen Mentalitäten und die verschiedenartige politische Kultur der einzelnen Regionen hin, die nicht ohne Einfluss auf die Parteiengeschichte sind.

Und dennoch: Die Neugründung des Landes kann als Musterbeispiel für den demokratischen Neuanfang in Deutschland unmittelbar nach Kriegsende gelten. Mit dem Wiederaufbau des Landes und der Integration der Flüchtlingswellen trug die Nachkriegsgeneration einen gewichtigen Teil dazu bei. Treffend werden die dabei erbrachten Leistungen einzelner Politiker gewürdigt und dabei auch manch umstrittener Kopf porträtiert. Im letzten Kapitel über das „Kulturland“ Baden-Württemberg bilanziert der Autor mit Genugtuung, dass die Breite des Angebots in allen Regionen, nicht nur konzentriert auf eine Metropole, den Bedürfnissen der Bürger entspricht.

Sieht Matz aufs Ganze, auf das Ergebnis des baden-württembergischen „Erfolgsmodells“, dann steht da für ihn ein überdurchschnittlich erfolgreiches Land, das sich zu einem einheitlichen Kultur-, Bildungs- und Wirtschaftsraum entwickelt hat. Seine Geschichte liegt hier in kurzer und gut lesbarer Form vor, eingebettet auch in die bundesdeutsche Historie. Abgerundet wird das durchaus kurzweilige Bändchen durch eine „tour d’horizon“ über das historische Erbe, die Bibliotheken, Museen, Archive und Forschungseinrichtungen sowie eine Zeittafel, die bis zum ersten Spatenstich für das Großprojekt Stuttgart 21 und zur Wahl des CDU-Fraktionsvorsitzenden Stefan Mappus zum Ministerpräsidenten im Februar 2010 reicht.

Harald Schneider

Peter Sandbiller: Baden-Württemberg. Mit Texten von Wolfgang Alber. Deutsch-Englisch-Französisch. Silberburg-Verlag, Tübingen und Lahr/Schwarzwald 2011. 208 S., 225 Farbfotos, 29,90 Euro.

Als Prachtband zum Landesjubiläum 2012 „60 Jahre Baden-Württemberg“ wird Peter Sandbillers Bildband vom Verlag angekündigt, und tatsächlich besticht das großformatige Buch von der ersten bis zur letzten Seite mit brillan-

ten Hochglanzfotografien. Nach einer kurzen Einführung von Wolfgang Alber in das „Objekt“ Baden-Württemberg wird das Land durch Sandbillers ausdrucksstarke Bilder eingefangen. In acht Abschnitte gegliedert, zeigt der Fotograf dem Leser die Regionen des 1952 gegründeten Bundeslandes von Nord nach Süd. Jeder Abschnitt wird durch einen einspaltigen Text eingeleitet, dem die englische und französische Übersetzung gleichwertig zur Seite gestellt ist. Verschiedenformatige Bilder geben einen nachhaltigen, wenn auch nicht umfassenden Eindruck des behandelten Landstrichs und werden durch kurze, ebenfalls dreisprachige Bildunterschriften hinreichend erklärt. Ein alphabetisches Ortsregister und eine Karte Baden-Württembergs auf der Innenseite des Einbands, auf der die abgelichteten Orte markiert sind, beschließen den Band.

Peter Sandbiller legt hiermit einen eindrucksvollen und aktuellen Bildband über Baden-Württemberg vor. Der Betrachter erkennt sofort, dass der Fotograf sein Handwerk versteht. Seine Bilder sind abwechslungsreich und überraschen durch Perspektive oder Wahl des Objektivs. Landschaftsaufnahmen stehen in erfrischendem Wechsel mit Personen- oder Detailaufnahmen. In Wolfgang Alber fand Peter Sandbiller einen perfekten Partner, dessen Texte die Fotografien für jedermann verständlich erklären und einordnen. Geschickt versteht es Alber, in wenigen Zeilen die Besonderheit des jeweiligen Fotos zu beschreiben und das geschichtliche und geografische Umfeld zu skizzieren. Mit leichter Feder führt er jede Region ein, immer garniert mit dem Zitat eines berühmten Literaten, und erklärt damit die spezifische Eigenheit von Land und Leuten. Allein der Reutlinger Leser reibt sich verwundert die Augen, wird seine Stadt doch im Einführungstext der Region „Stuttgart und das Neckarland“ erwähnt – jener Region, in der man eine Behandlung der Stadt auch üblicherweise erwarten würde –, ein Bild derselben sucht er im Folgenden allerdings vergebens, um plötzlich durch eine Aufnahme des Reutlinger Spitals am Marktplatz im Abschnitt über die Schwäbische Alb überrascht zu werden – eingebettet zwischen Fotos von Sigmaringen und dem Schloss Lichtenstein. Möglicherweise ist diese Tatsache aber auch nur ein Indiz dafür, dass, wie in jeder funktionierenden Ehe, auch nach 60 Jahren noch immer zwei eigenständige „Köpfe“ im Ländle zusammenleben. Immerhin musste sich für das vorliegende Buch ein badischer Fotograf mit einem Reutlinger Journalisten arrangieren.

Sven Föll

Hermann Bausinger: Der herbe Charme des Landes. Gedanken über Baden-Württemberg. 4. überarb. und erw. Aufl., Klöpfer & Meyer, Tübingen 2011, 208 S., 16,00 Euro.

Hermann Bausinger, der langjährige Direktor des Instituts für empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen, hat sein 2006 erschienenes

Buch für die vierte Auflage gründlich überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht. Völlig neu ist das Schlusskapitel „Quo vadis Ländle?“. Hinter dem charmanten und etwas zu bescheidenen Titel verbirgt sich eine detailreiche und gut lesbare Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Landes Baden-Württemberg. Gewissermaßen zu dessen 60-jährigem Gründungsjubiläum im Jahre 2012 thematisiert er zunächst Grenzen, die zwar keine mehr sind, aber das Land immer noch prägen. In diesem Zusammenhang geht er nicht nur auf den historischen Flickenteppich und die verschiedenen Sprachräume, sondern auch auf Frömmigkeitslandschaften ein. Dabei kommt Hermann Bausinger zu dem Schluss: „Die Tatsache, dass in diesem Land nicht eine einzelne Grenze grundverschiedene Lebensstile und politische Kulturen trennt, sondern dass ein Gewirr von historischen Grenzen durcheinanderläuft, hat den Zusammenschluss erleichtert: die Vielfalt garantiert die Einheit.“

Dieses Prinzip gilt auch für die Kultur des Landes, also „die gemeinsame Welt von Vorstellungen und Haltungen, Normen und Lebensformen...“. Der Autor beschreibt die facettenreiche Kulturlandschaft Baden-Württembergs und skizziert eindrucksvoll verschiedene Stadtbilder: von Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Freiburg, Ulm und den Universitätsstädten am Neckar. Nicht zuletzt sorgen nach Bausinger auch die vielen kleinen Städte, Reichsstädte wie Landstädte dafür, „dass es Provinz im Sinne extremer Abgeschlossenheit in Baden-Württemberg kaum gibt.“ Besonders interessant im Hinblick auf die aktuelle Diskussion ist das Kapitel „Aus der Fremde, in die Fremde“. Darin räumt Bausinger mit dem Vorurteil auf, dass die Bevölkerung in früheren Zeiten besonders sesshaft war. Nach ihm war vor allem in bewegteren Zeiten stets ein Viertel bis ein Drittel aller Menschen unterwegs. Viel Neues in Wirtschaft und Kultur kam von außen, was der Autor mit zahlreichen anschaulichen Beispielen belegt, wie z. B. dass der Aufschwung des Textilgewerbes auf der Zollernalb auf französische Strumpfwirker zurückgeht. „Auf's Ganze gesehen war die Zuwanderung auch wirtschaftlich ein Gewinn.“ Das gilt auch für die „Rückkehr“ der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die „Lust, den Dingen auf den Grund zu gehen“, haben die aus Baden-Württemberg stammenden Forscher, Denker und Dichter gemeinsam, angefangen vom Höhlenforscher Hasenmayer bis zum Philosophen Martin Heidegger, mit durchaus kritischen, aber auch anerkennenden Bemerkungen. Bausinger beschreibt auch den historischen Nährboden für die vielen Erfindungen im Lande und die heutigen Weltfirmen wie Bosch, Daimler-Benz oder Maggi, wobei er durchaus auch auf die Energie- und Umweltprobleme aufmerksam macht. Im Schlusskapitel werden schließlich unter anderem die Zukunftsfähigkeit des Landes, die Probleme der Integration und der Generationengerechtigkeit angesprochen.

Das Buch geht weit über den zurückhaltenden Untertitel „Gedanken über Baden-Württemberg“ hinaus. Es ist nicht nur eine sehr differenzierte Analyse,

sondern auch eine unterhaltsame Beschreibung des Landes. Bei solcher Vermittlungskunst bedauert man, dass Hermann Bausinger die politische Geschichte und Struktur Baden-Württembergs weitgehend ausgeklammert hat.

Paul Ackermann

Nikolaus Back: Dorf und Revolution. Die Ereignisse von 1848/49 im ländlichen Württemberg (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Band 70). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2010. 480 S., ca. 25 Abb., 39,90 Euro.

Im Zuge des 150-jährigen Jubiläums der Revolution von 1848/49 wurden viele neue Forschungsarbeiten zum Thema angeregt. Über die Ereignisse an den großen Schauplätzen hinaus gerieten die gestiegenen politischen Partizipationsmöglichkeiten der breiteren Bevölkerung und der Prozess der Fundamentalpolitisierung ins Blickfeld des Erkenntnisinteresses, was in Studien zu zahlreichen mittleren und kleineren Städten untermauert werden konnte. Ein Desiderat der Forschung blieben die Entwicklungen auf dem Land und in den Dörfern.

Der Filderstädter Stadtarchivar Nikolaus Back hat nun dazu seine an der Universität Tübingen eingereichte Dissertation „Dorf und Revolution. Die Ereignisse von 1848/49 im ländlichen Württemberg“ publiziert. Er hat sich die angesichts der schwierigen Quellenlage mühsame, aber verdienstvolle Aufgabe vorgenommen, zu erforschen, inwieweit und in welcher Form die württembergische Landbevölkerung (immerhin 72 % der Gesamtbevölkerung) an der Massenpolitisierung teilhatte. Insbesondere interessierte ihn, ob und wie sich die Politisierung nach den Märzunruhen 1848 fortsetzte. Quellenbedingt hat er sich gegen eine exemplarische Tiefenstudie und für eine landesweite Analyse, also ein großes Untersuchungsgebiet entschieden. Dies bringt natürlich gewisse Unschärfen und Zufälligkeiten in den Ergebnissen mit sich, die dem Autor aber bewusst sind und denen er mit präzisen Fragestellungen und einer straffen Strukturierung begegnet. Back fragt nach politischen Äußerungen der württembergischen Landbevölkerung wie Volksversammlungen, Petitionen, Gründung und Aktivitäten von politischen Vereinen, der Teilnahme am sogenannten Rau-Ausmarsch, den Ausmärschen zur Unterstützung der Nationalversammlung im Juni 1849 und der späteren Existenz von dörflichen Volksvereinen, die für ihn Indiz einer über die Märzbewegung 1848 hinausgehenden Politisierung der Dorfbewohner sind. Er stützt sich dabei auf amtliche Stimmungsberichte, insbesondere der Oberämter, Zeitungen und gerichtliche Untersuchungsakten, welche, so der Autor, erstaunlich viel Material zu dörflichen Volksvereinen enthalten. Über die Dörfer des Oberamts Reutlingen gibt es allerdings insgesamt keine neuen Erkenntnisse.

Nach einer kurzen Darstellung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Situation der württembergischen Landbevölkerung in den 1840er Jahren

setzt Back einen ersten Schwerpunkt bei den ländlichen Unruhen im Frühjahr 1848. Für Dorfbewohner waren die Ablösung feudaler Lasten und die Wiedereinführung von Gemeinbesitz und Holznutzungsrechten wichtige Themen, wenn auch in sehr unterschiedlicher regionaler Intensität. Auf dem Land wurden aber auch, wie ja schon überall in den Städten, allgemeinpolitische Themen aufmerksam verfolgt, was durch die zahlreichen Petitionen belegt wird. Bisher stark unterschätzt wurden, wie Back richtig erklärt, die innerdörflichen Konflikte zwischen unterbäuerlichen und den dörflichen Mittel- und Oberschichten, gerade auch in den kleineren Gemeinden. Die kommunalen Konflikte führten auch auf dem Land zu zahlreichen Rücktritten von Gemeinderäten und Schultheißen und damit zu einem Austausch lokaler Eliten, der, so legt Back plausibel dar, eine starke politische Aktivität der Landbevölkerung beweise.

Ein weiteres Kapitel geht auf die Landbevölkerung im Frühjahr und Sommer 1848 ein, auf die Politisierung durch die Märzwahlen, die ländliche Vereinslandschaft und die ersten Gründungen politischer Vereine, die Heckerbegeisterung im Juni 1848 sowie die Septemberkrise und den Rau-Ausmarsch im Oberamt Rottweil, bei dem Demokraten sich erstmals intensiv um die Landbevölkerung als politische Akteure bemühten und damit auf große regionale Resonanz stießen. Für das Jahr 1848 wurden 31 ländliche demokratische Vereine ermittelt, von denen rund die Hälfte stabil war und über ein Jahr bestehen blieb. Back sieht viele Anzeichen, dass in dieser auf dem Land insgesamt eher ruhigen Phase wesentliche Voraussetzungen für die breite Politisierung des Jahres 1849 geschaffen wurden. Seine These lässt sich aber m. E. angesichts der für das große Untersuchungsgebiet recht geringen Dichte an Befunden und den doch recht häufig zufällig lokal vorhandenen Bedingungen und von einzelnen Akteuren vorangetriebenen Ereignissen nicht erschöpfend belegen. Allerdings bestätigen die nachfolgenden Entwicklungen des Jahres 1849 die Idee der in Vorbereitung begriffenen gewissermaßen schlummernden breiten Politisierung der Landbevölkerung dann doch.

Ein zentraler Schwerpunkt der Arbeit, die ländliche Vereinsbewegung im Frühjahr 1849, die stärker ausgeprägt war als bislang angenommen, wird im folgenden Großkapitel auf gut 100 Seiten behandelt. Der Autor legt überzeugend dar, wie die württembergische Landbevölkerung in dieser Phase der Revolution die alten traditionellen Protestformen (Unruhen, Aufstände) verließ und sich den effektiveren Methoden der Interessenvertretung in der modernen Organisationsform eines Vereins zuwandte. Im Januar/Februar 1849 und nochmals im Mai/Juni 1849 sei es, so der Autor, in den ländlichen Gebieten zu einer nie dagewesenen Zahl von Neugründungen politischer Vereine gekommen, teilweise angeregt durch die Schrift „Die Ansprache an unsere Mitbürger auf dem Lande“ des Demokraten Carl Mayer. Die Existenz von über 514 Volksvereinen belegt die neue Dimension der Massenpolitisierung der württembergischen Landbevölkerung. Die neuen ländlichen Volksvereine

wurden, anders als in den Städten, häufig von Dorflehrern, aber auch Landpfarrern und Schultheißen geführt. Aussagen über die soziale Zusammensetzung der Vereine gibt es mangels Quellen leider kaum.

Im Schlusskapitel „Die Reichsverfassungskampagne und die Provinz“ bestätigt Back die These von Dieter Langewiesche (vgl. RGB 1999), dass in Württemberg die Träger der Reichsverfassungskampagne in der Provinz, nicht in den Metropolen saßen, und erweitert sie ausdrücklich auf die Dörfer. Eine weitere Zunahme der Vereinsaktivitäten in dieser Phase belegt, dass in Württemberg die Landbevölkerung inzwischen einen hohen Politisierungsgrad aufwies und in noch höherem Maße sich der Vereine zur modernen Interessenvertretung bediente.

Der ausführliche Anhang dokumentiert Kontinuitäten zwischen frühen Adelsunruhen, Kommunaltumulten und späteren Volksvereinsgründungen sowie Zusammenhänge zwischen der Existenz von Gesangs-, Lese- und Volksvereinen in den Dörfern. Ferner werden auf 63 Seiten alle ermittelten württembergischen Volksvereine aufgelistet. Nikolaus Back hat zum wichtigen Thema der Revolution von 1848/49 im ländlichen Württemberg eine ausführliche, fundierte und spannende Studie vorgelegt. Er kommt trotz schwieriger Quellenlage zu wichtigen neuen Erkenntnissen. Dass mit einem genaueren Korrekturlesen ein paar kleinere formale Fehler und Ungenauigkeiten hätten verbessert werden können, soll nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden, nicht aber den Wert dieser Arbeit schmälern.

Silke Knappenberger-Jans

Heinz Alfred Gemeinhardt und Volker Trugenberger (Hrsg.): „Die Welt bewegt sich“. Quellen und Beiträge zur frühen regionalen Eisenbahngeschichte. Vorträge des Landesgeschichtlichen Symposiums des Stadtarchivs Reutlingen in Zusammenarbeit mit dem Landesarchiv Baden-Württemberg am 18. September 2009 in Reutlingen. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2011. 140 S., 88 Abb., 19,00 Euro.

Das Landesgeschichtliche Symposium fand im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2009 in Reutlingen statt. Dass über der Tagung das List-Zitat „Die Welt bewegt sich“ stand, war nicht nur eine Reverenz an den berühmten Sohn der Stadt Reutlingen, sondern vor allem dessen Bedeutung als Vordenker und Propagator des neuen Verkehrsmittels geschuldet – international wie regional. Folgerichtig beschäftigte sich der Eröffnungsvortrag des gastgebenden Stadtarchivars *Heinz Alfred Gemeinhardt* mit der im wahrsten Sinne des Wortes bahnbrechenden Rolle Friedrich Lists, der bereits Ende der 1820er Jahre während seiner Exilzeit in den USA detaillierte Überlegungen zu einem deutschen Eisenbahnsystem anstellte, die dann 1833 in seine visionäre Karte eines deutschen Streckennetzes einfließen. So stellen für List die Eisen-

bahnen die größte Erfindung der Vergangenheit und der Neuzeit dar, sie sind echte Maschinen der Zivilisation und des allgemeinen Wohlstands. Denn nichts ist, so List in Anspielung auf sein Motto, für den Menschen nachteiliger als die Unbeweglichkeit. Die Impulse und Verdienste Friedrich Lists um die Durchsetzung des innovativen Verkehrsmittels sind unbestritten. Er hat über Jahrzehnte die Weichen für die Verbreitung der Eisenbahnidee gestellt und damit Eisenbahngeschichte geschrieben.

Mit dem thematischen Spektrum der anderen sieben Vorträge verfolgten die Organisatoren der Tagung, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt vom Reutlinger Stadtarchiv und Dr. Volker Trugenberger vom Landesarchiv Baden-Württemberg, einen interdisziplinären Ansatz, wobei das Schwergewicht auf der frühen Geschichte des württembergischen Eisenbahnwesens mit besonderem Fokus auf der regionalen Entwicklung im Umfeld der Oberen Neckarbahn lag. So werden in den einzelnen Beiträgen sowohl quellenkundliche wie bau-, technik-, wirtschafts-, sozial-, kultur- und kunstgeschichtliche Aspekte aufgegriffen.

Rolf Bidlingmaier gibt einen verdienstvollen Überblick über „Archivische, vagabundierende und verlorene Quellen zur Eisenbahngeschichte in Württemberg“. Mit der Umorganisation zur Deutschen Bahn AG, der Auflösung der Bundesbahndirektion Stuttgart und dem Verkauf des Gebäudes wurde viel altes Schriftgut freigesetzt. Ein Teil der Unterlagen wurde im Rahmen „wilder“ Kassationen entsorgt, anderes Material sicherte der Arbeitskreis Eisenbahnhistorie Stuttgart, der im alten Stellwerk in Schorndorf untergebracht ist. Zahlreiche weitere Unterlagen mit Provenienz Deutsche Bundesbahn und ihre Vorgänger befinden sich noch bei Sammlern in Privatbesitz. Für die neuere Zeit stellen außerdem Fotos, die oftmals vom Bahnpersonal oder von Eisenbahninteressierten gemacht wurden, eine wichtige Quelle zur Eisenbahngeschichte dar.

Dieter Reichhold schildert mit besonderer Berücksichtigung der technischen und politischen Voraussetzungen die Anfänge des Eisenbahnwesens in Württemberg und den Bau der Strecke von Plochingen nach Reutlingen. Neue Bahnen sollten zuerst dort gebaut werden, wo vorhandene Industrie noch nicht von der Eisenbahn bedient wurde. Einziges Hilfsmittel zur Bewegung von Erdröcken waren Feldbahnen, deren Loren von Hand oder von Zugtieren bewegt wurden. So wurde die Obere Neckarbahn gebaut, um das Landesinnere zu erschließen.

Werner Willhaus widmet sich den technischen Fragen des Lokomotiv- und Wagenbaus und der führenden Rolle der Maschinenfabrik Esslingen, insbesondere in der Anfangszeit der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen bis 1920. Es folgt die Reichsbahnzeit bis 1948 und die Schilderung bis zur Produktionseinstellung im Jahre 1966. *Hans Peter Münzenmayer* richtet sein Augenmerk auf die mit dem Streckenbau verbundenen ingenieurtechnischen Leistungen wie Tunnel, Brücken und Viadukte. Der Rosensteintunnel von

1846 war der erste Eisenbahntunnel der KWStE, dem die Neckarbrücke folgte. Mit dem ca. 300 m langen und über 30 m hohen Bietigheimer Viadukt auf der Strecke nach Bretten hat Carl Etzel 1853 ein viel beachtetes Meisterwerk geschaffen.

Gerald Kronberger stellt mit einem im örtlichen Stadtarchiv verwahrten Verzeichnis der am Bau der Reutlinger Strecke beschäftigten fremden Eisenbahnarbeiter eine sozialgeschichtlich interessante und aufschlussreiche Einzelquelle vor. Wegen der sehr lückenhaften Stadtarchiv-Bestände war der Eisenbahnanschluss Reutlingens 1859 bisher nur selten Gegenstand historischer Untersuchungen. Ausgewertet wurde das „Verzeichniß der Eisenbahnarbeiter“ des Stadtpolizeiamts Reutlingen mit nahezu 1100 Namensnennungen für den Zeitraum von April 1857 bis September 1859.

Mit dem weiteren Ausbau des Streckennetzes in der Region in den nachfolgenden Jahrzehnten befassen sich schließlich die Beiträge von Franz-Josef Ziwes und Irmtraud Betz-Wischnath. In den Ausführungen von *Franz-Josef Ziwes* geht es um die Entwicklung der Hohenzollerischen Landesbahn und den hierzu ergiebigen Quellenfundus im Staatsarchiv Sigmaringen. Die hohenzollerischen Hauptorte erhielten den Eisenbahnanschluss 1869 (Hechingen) bzw. 1878 (Sigmaringen). Die Hohenzollerische Kleinbahn-Gesellschaft wurde 1899 in Sigmaringen gegründet. Das 107 km lange Stammnetz wurde in Etappen bis 1912 vollendet. Das Altschriftgut der Landesbahn befindet sich seit 1986 im Staatsarchiv Sigmaringen. Der gelernte Industriekaufmann Botho Walldorf (geb. 1945) hat Anfang der 1960er Jahre mit einem beachtlichen Gespür Situationen, Gegenstände und Örtlichkeiten fotografisch festgehalten, die nur wenige Jahrzehnte später unwiederbringlich verloren waren. Auf das Online-Findbuch des Staatsarchivs Sigmaringen zum Bestand Dep. 44 T 2 sei hingewiesen.

Irmtraud Betz-Wischnath berichtet über die Eisenbahnanbindung der Schwäbischen Alb und die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels für den ländlichen Raum. Insbesondere geht es um die Echazbahn und andere Bahnprojekte. Im Albvorland versuchten Metzingen und Urach, Reutlingen und Tübingen einen Anschluss zur Donautalbahn zu bekommen. Das Reutlinger Eisenbahnkomitee hatte über das Echaztal stets eine Verbindung nach Sigmaringen angestrebt. Auch wenn der Jubel fast überall groß war, brachte die Bahn manchem Gewerbetreibenden Nachteile: Unmittelbar negativ traf es die Fuhrleute. Der Tourismus – ein bis dahin auf der Schwäbischen Alb eher unbedeutender Wirtschaftszweig – erhielt durch die Bahn dagegen einen ersten kräftigen Impuls. Wanderern und Erholungsuchenden eröffnete sie ganz neue Möglichkeiten für die Gestaltung von Ausflügen und an der Bahnlinie entstanden Wirtschaften und Gasthäuser.

So regt der in dem Sammelband vorgelegte Ertrag des Symposiums in vielfältiger Weise dazu an, sich mit der frühen regionalen Eisenbahngeschichte zu beschäftigen.

Botho Walldorf

Dieter Reichhold: Obere Neckarbahn. Eine Zeitreise auf der Strecke Plochingen – Wendlingen – Nürtingen – Metzingen – Reutlingen. Wiedemann Verlag, Münsingen 2010. 156 S., 48 Farb- und 97 Schwarzweißabb., 19,90 Euro.

Am 20. September 2009 jährte sich zum 150. Mal die Eröffnung der Oberen Neckarbahn zwischen Plochingen und Reutlingen: ein Jubiläum, das nicht zuletzt mit Bahnhofsfesten und Nostalgiefahrten entlang der Strecke publikumswirksam gefeiert wurde. In Reutlingen fand im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2009 ein landesgeschichtliches Symposium („Die Welt bewegt sich“. Quellen und Beiträge zur frühen regionalen Eisenbahngeschichte) statt, dessen Tagungsbeiträge 2011 publiziert wurden. Einer der Referenten des Symposiums, Dieter Reichhold, ist auch Autor des Ende 2010 erschienenen Buches „Obere Neckarbahn“, das – reich illustriert – eine „Zeitreise“ unternehmen möchte.

Rund zwei Drittel von Reichholds Buch (S. 56–153) beschreiben den ältesten Abschnitt der Oberen Neckarbahn entlang seiner Haltepunkte. Das abschließende Kapitel „Der Bahnhof Reutlingen“ (S. 136–153) skizziert dessen Geschichte von der Ausstattung des Haupt- bzw. „Verwaltungsgebäudes“ von 1858/59 über die Entwicklung der Achalmstadt zum Bahnknoten um die Jahrhundertwende bis hin zur Einstellung der Nebenbahnen Anfang der 1980er Jahre und der Aufgabe des Güterbahnhofs 1997. Den größten Raum nimmt eine bunte Mischung aus 24 Fotografien ein: von einer Postkarte aus dem Jahr 1902 bis hin zu vier Farbaufnahmen von 2009 mit den heute noch in Reutlingen haltenden Fahrzeugtypen. Mit dem Detail einer Luftaufnahme von 1970 etwa belegt Reichhold die inzwischen zum Parkplatz umgewandelte Endhaltestelle der Schienenbusse nach Honau. Zwei Fotos von 1974 zeigen den markanten Brückenkran des damaligen Container-Terminals. Die vier Seiten zu „Sondelfingen“ (S. 132–133) beschränken sich auf fünf Bilder, Bildunterschriften sowie auf eine von sieben sogenannten „Bahnhofsgeschichten“, die über das Buch verteilt sind: Im Falle Sondelfingens wird der spektakuläre Raubüberfall von 1932 geschildert, bei dem Bahnhofsvorsteher Jakob Veit erschossen wurde.

Die einleitenden Abschnitte im ersten Drittel des Buches referieren in groben Zügen Grundlegendes zur Planung und zum Bau der Oberen Neckarbahn bis 1859. Des Weiteren streift der Autor den Bau von Nebenbahnen, etwa nach Kirchheim (1864) oder Urach (1873). Außerdem thematisiert er die Elektrifizierung der Hauptstrecke 1934, Ereignisse in Krieg und Nachkriegszeit und listet abschließend seit 1859 eingesetzte Lokomotiv- und Triebwagentypen auf. So entsteht ein lockeres Gesamtbild jener Bahnstrecke, die dem Autor seit den 1960er Jahren wohlvertraut ist (Bahnhofsgeschichten S. 79 f.: „Von Oberboihingen nach Nürtingen mit der Schülermonatskarte“). Eine fundierte monographische Aufarbeitung des Themas ist das nicht. Bei Reichholds Literaturangaben fehlt nicht zuletzt der Hinweis auf Rolf Bidlingmaiers

quellenbasierten Aufsatz „Der Bau der Oberen Neckarbahn von Plochingen über Metzingen nach Reutlingen“ in der von der Stadt Metzingen 2009 herausgegebenen Jubiläumspublikation.

Der Autor hat im gleichen Verlag und in gleicher Aufmachung 2007 die „Schwäbische Alb-Eisenbahn“ (Rezension in Reutlinger Geschichtsblätter 2008, S. 296) sowie bereits 2005 württembergische Nebenbahnen („Mit Voll-dampf durchs Ländle“) vorgestellt. Auch mit seiner jüngsten Veröffentlichung wendet sich Reichhold primär weder an den mit technischem Detailwissen gespickten Eisenbahnexperten („Pufferküsser“) noch an die historische Fachwelt, sondern möchte vielmehr jenes breitere Publikum erreichen, dem die Strecke der Oberen Neckarbahn aus eigener „Erfahrung“ vertraut ist. Der Rezensent – selbst bekennender Bahnfahrer – hat in dem Buch jedenfalls immer wieder gern geschmökert.

Gerald Kronberger

Beiträge des Tages der Landesgeschichte in der Schule vom 4. November 2009 in Reutlingen, hrsg. von Gerhard Fritz und Eva Luise Wittneben (Landesgeschichte in Forschung und Unterricht, 6. Jahrgang). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2010. 152 S., 21 Abb. und Schemata sowie 1 Karte, 12,00 Euro.

Die Reihe „Landesgeschichte in Forschung und Unterricht“ widmet ihren 6. Jahrgang dem „Tag der Landesgeschichte in der Schule“, der am 4. November 2009 im Rahmen der Baden-Württembergischen Heimattage in Reutlingen stattfand. Mit Blick auf das 2009 in Reutlingen begangene Gustav-Werner-Jubiläum stehen die dreizehn Beiträge dieser durch Themenvielfalt und Qualität beeindruckenden Publikation unter dem Motto „Die Soziale Frage im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert“. Ein Blick auf die Verfasser und Themen sowie die von ihnen repräsentierten Institutionen lässt vermuten, dass das Bändchen mehr als nur einen Beitrag zu den Lehrplänen und zur Unterrichtspraxis des Faches Geschichte darstellt. Es präsentiert sich vielmehr als ein Forum, auf dem sich Hochschulen und Schulen sowie öffentliche Einrichtungen begegnen, deren Auftrag darin besteht, die Zeugnisse unserer lokalen und regionalen Vergangenheit nicht nur aufzubewahren, sondern im kollektiven kulturellen Gedächtnis lebendig zu erhalten. Im vorliegenden Fall sind dies Museen, Archive, das Haus der Geschichte Baden-Württemberg und die Gedenkstätte Grafeneck, ergänzt durch die BruderhausDiakonie Reutlingen.

Der begrenzte Raum erlaubt es nicht, die verschiedenen Beiträge in ihrer beeindruckenden Vielfalt zu würdigen. Unter der Rubrik „Freie Beiträge“ befasst sich Professor Gerhard Fritz von der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd mit der Wasserkraftnutzung vor dem Hintergrund der gerade auch für die Reutlinger Wirtschafts- und Industrialisierungsgeschichte wichtigen Mühlenforschung, die zudem durch das Modell eines fächerübergreifen-

den Unterrichts ergänzt wird. Dr. Eva Luise Wittneben, Kollegin von Professor Fritz, steuert einen Beitrag bei, der unter dem Aspekt „Objektgeschichte“ eine interessante Kombination von museumsdidaktischen und schuldidaktischen Innovationen vorschlägt. Im zweiten Abschnitt „Grundsatzreferate“ analysiert Professor Ewald Frie von der Universität Tübingen die Armutsentwicklung und die Armutsfürsorge im 19. und 20. Jahrhundert vom Pauperismus der Frühindustrialisierung über die Ausbildung des Sozial- und Wohlfahrtsstaats im 20. Jahrhundert bis zur gegenwärtigen Krise. Professor Roland Wolf vom Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung Tübingen legt in seinem Grundsatzreferat die großen didaktischen und methodischen Potentiale dar, welche die Lokal- und Landesgeschichte einem zeitgemäßen Geschichtsunterricht bietet.

Ein weiterer Abschnitt enthält neun „unterrichtspraktische Beiträge“. Dr. Caroline Gritschke vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg steuert einen zusätzlichen museumspädagogischen Beitrag über „Die soziale Frage im Museum“ bei und schlägt einen interessanten Bogen vom 19. Jahrhundert, als Südwestdeutschland ein typisches Auswandererland war, zur aktuellen Immigrantenszene und dem De-facto-Einwandererland Baden-Württemberg. Während der „Lernort Museum“ eine etablierte pädagogische Institution ist, steckt das Thema „Schule und Archiv“ noch in den Anfängen. Der Leiter des Reutlinger Stadtarchivs, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, unternimmt den verdienstvollen Versuch, die unausgeschöpften Potentiale, die das Stadtarchiv Reutlingen für einen attraktiven und modernen schulischen Geschichtsunterricht bereithält, darzulegen. Zunächst verdeutlicht er, dass das Archiv auch eine öffentlichkeitsorientierte Serviceinstitution für historisch interessierte Bürgerinnen und Bürger – und für Schulen darstellt. Durch vielfältige Hinweise auf geeignete Materialien, Erschließungshilfen und die Möglichkeiten interessanter Projektarbeit gelingt es ihm, Zugangsbarrieren für Lehrer und Schüler abzubauen. Hinzu kommen Vorschläge für die Bearbeitung einer Lehrplaneinheit über die Wirtschaft und Gesellschaft im Industriezeitalter, begleitet von dem wichtigen Hinweis, dass die Anschaulichkeit und Konkretheit des Archivlernens die Begrifflichkeit und Abstraktion des schulischen Lernens ergänzt.

Dieser dritte Hauptabschnitt enthält noch sieben weitere Beiträge mit einem reichhaltigen thematischen und methodisch-didaktischen Spektrum: Christoph Bauer stellt mit dem Oberstufen-Lokalmodell zur „Reformation in Reutlingen“ ein für die Reichsstadtzeit zentrales Ereignis mit hoher Gegenwartsrelevanz vor. Christiane Bertram befasst sich mit dem schwierigen Thema des historischen Anfangsunterrichts und der Heranführung der Jugendlichen an die Welt der Geschichte mit Hilfe eines Stadtspiels. Friedrich Grüner behandelt anhand eines aufschlussreichen Perspektivenwechsels die kirchlichen „Sozialpioniere“ Werner, Wichern, Ketteler und Kolping vom Standpunkt des Religionsunterrichts aus. Magdalene Jakob und Dorothee

Schad von der BruderhausDiakonie stellen ein themenorientiertes Schulprojekt zur Sozialen Frage dar, das auf der Verbindung eines Praktikums in einer sozialen Einrichtung mit Schulunterricht beruht und eine Form lebensnahen, ganzheitlichen Lernens darstellt. Andrea Kimmi-Bühler vom Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung Tübingen greift mit ihrem Beitrag zu Laura Schradin (1878–1937) ein modernes sozialgeschichtliches Thema der Frauenemanzipation auf und bringt die biografische Dimension als didaktischen Ansatz zur Geltung. Schließlich stellen sich die beiden letzten Beiträge dem Thema der sog. „Vergangenheitsbewältigung“ der jüngsten deutschen Geschichte: Harald Schneider und Karin-Anne Böttcher untersuchen, wie man anhand des Mediums Film „Lebenswege Reutlinger Juden“ im Unterricht behandeln kann, indem sie einerseits die Judenemanzipation und Judenverfolgung seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, andererseits die Integration der aktuellen Judengemeinde – meist osteuropäischer Herkunft – ansprechen. Zum Abschluss stellt Thomas Stöckle die Gedenkstätte Grafeneck und das Thema des industriellen Mordes an kranken Menschen im Rahmen der „Aktion T 4“ vor. Die Gedenkkultur benötigt einen konkreten Ort, der für Schulklassen per se ein hohes didaktisch-methodisches Potential besitzt.

Der vorliegenden Publikation ist es gelungen, vielfältige schulische und außerschulische Aspekte von Lokal- und Landesgeschichte in einer einmaligen Zusammenstellung zu bündeln. Sie sollte nicht achtlos im Bücherregal verschwinden, sondern für Schulen, Institutionen und Geschichtsinteressierte als anregendes Vademecum dienen.

Wilhelm Borth

Roland Deigendesch; Sönke Lorenz; Manfred Waßner (Hrsg.): Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 12). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2009. 279 S., 97 Farb- und Schwarz-Weiß-Abb., 24,90 Euro.

Als der Truppenübungsplatz Münsingen 2005 vom Militär aufgegeben wurde, entstand die Idee eines großräumigen Schutzes dieser Kulturlandschaft mit ihren seltenen Tieren und Pflanzen, typischen Hang- und Schluchtwäldern, Wacholderheiden und Magerrasen oder Streuobstwiesen. 2008 richtete das Land Baden-Württemberg ein Biosphärengebiet ein, das 2009 als Biosphärenreservat der UNESCO anerkannt wurde. Um das Manövergelände mit rund 6700 Hektar gruppieren sich heute verschiedene Zonen mit einer Gesamtfläche von über 85 000 Hektar vom Albvorland im Norden bis zur Donau im Süden. Mit dieser Modellregion verbinden sich große Hoffnungen auf eine nachhaltige Entwicklung der Alb im Einklang mit der Natur.

Dabei gilt es, auch das reiche historisch-kulturelle Erbe zu beachten und zu bewahren. Bei einem „Albsymposium“ wurde 2007 über Themen wie Bedeu-

tung historischer Kulturlandschaften für das Biosphärengebiet, Geschichte der Land- und Wassernutzung (Werner Konold), Herrschafts- und Siedlungsgeschichte zwischen Neckar und Donau (Sönke Lorenz), Ausbildung des frühneuzeitlichen Territorialstaates (Wolfgang Zimmermann), archäologische Funde einer mittelalterlichen Eisenerzverhüttung (Guntram Gassmann), Bestand und Besonderheiten der Burgen (Erhard Schmidt), Einflüsse des Klimas auf Wirtschaft und Gesellschaft (Rainer Loose), Denkmalwert des Militärischen auf dem Truppenübungsplatz (Iris Fromm-Kaupp) und über das Münsinger Hardt als Kern des Biosphärengebiets (Roland Deigendesch) referiert. Diese Texte sind als Band 12 der „Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte“ erschienen. Sie zeigen vorhandene Potenziale und künftige Forschungsfelder auf und entwickeln längerfristige Perspektiven für die Beziehung zwischen Mensch und Landschaft. Als Motto dafür könnte die Überschrift des Beitrags von Achim Nagel stehen: „Mit der Vergangenheit in die Zukunft.“

Der Band bietet ein facettenreiches Bild des Biosphärengebiets, in das historische, volkskundliche, sprachgeschichtliche, geografische und archäologische Forschungserkenntnisse einfließen. Notwendigerweise bleiben solche Tagungsbände beschränkt – und damit manche Wünsche des Rezensenten offen. Er hätte zum Beispiel gerne mehr über das Alltagsleben der Äbler erfahren, das durch Hunger und Not, feudale und religiöse Einflüsse geprägt war und erfindungsreiche Überlebensstrategien genauso notwendig machte wie entbehrungsreiche Auswanderungen. Er vermisst zudem die zentrale Rolle des Klosters Zwiefalten, den Beginn der NS-„Euthanasie“ in Grafeneck, die Geschichte des Albtourismus – und die Kulturlandschaft im engeren Sinne: die Alb in Kunst und Literatur.

Wolfgang Alber

Sabine Thomsen: Die württembergischen Königinnen Charlotte Mathilde, Katharina, Pauline, Olga, Charlotte – Ihr Leben und Wirken. Silberburg-Verlag, Tübingen, 1. Aufl. 2006. 291 S., 77 Abb., 24,90 Euro.

Fünf Frauenschicksale in rund 150 Jahren werden in diesem Buch vorgestellt – Lebensbilder von Frauen, die als Gemahlinnen des jeweiligen Regenten an der Spitze der Gesellschaft standen und denen aller Luxus der damaligen Zeit zur Verfügung stand. Nach der Lektüre aber ist die Ernüchterung groß. Königin zu sein, hieß fast immer, unglücklich verheiratet zu sein, und wenn die Ehe glücklich zu werden versprach, dann machte ein früher Tod dem Glück ein Ende. Die Ehen waren meist Zweckehen, wobei dabei keineswegs immer nur Heirats- und Familienpolitik im Vordergrund stand – auch die Prinzessinnen hatten bestimmte Vorstellungen von ihrem zukünftigen Ehegatten.

Für Charlotte Mathilde war die Heirat mit Herzog Friedrich von Württemberg die letzte Möglichkeit, „lebenslanger Jungfernschaft“ zu entgehen. Die Zarentochter Katharina hatte im Blick auf eine Ehe die Erwartung, auf jeden

Fall eine Krone zu erheiraten, und erreichte dieses Ziel, als sie ihren Vetter, Kronprinz Wilhelm von Württemberg, heiratete. Aber bekanntlich war dem Paar nur ein kurzes Glück beschieden. Katharinas Nachfolgerin Pauline, aus einer Nebenlinie des Hauses Württemberg stammend, führte an der Seite Wilhelms I. keine glückliche Ehe, und Olga, die zweite Zarentochter auf dem württembergischen Thron, hatte es mit dem Kronprinzen und späteren König Karl auch nicht leicht. Die letzte Königin Württembergs, Charlotte, war eine Frau, die dem Frauenideal des 19. Jahrhunderts höchstens noch teilweise entsprach. Sie teilte mit König Wilhelm II., dessen zweite Gattin sie wurde, vor allem ihre Leidenschaft für Pferde und Jagd, für Theater und Oper. Die Silberhochzeit des Paares 1911 war das letzte große Fest des Königshauses in Stuttgart, sieben Jahre vor dem Ende der Monarchie.

Man würde den Königinnen nicht gerecht, beschränkte man sie auf ihre Rolle als Frau an der Seite des Königs. Schließlich konnten sie zumindest partiell ihr Leben parallel zu dem des Ehegatten führen und gestalten, und alle fünf haben dies ihrem jeweiligen Naturell entsprechend getan. Abgesehen von Königin Charlotte Mathilde, die in dieser Hinsicht noch ganz dem 18. Jahrhundert zuzuordnen ist und deren Interessen vor allem auf die Familie und deren Wohlergehen ausgerichtet waren, haben die vier anderen Königinnen erfüllt, was im 19. Jahrhundert von hochgestellten Frauen erwartet wurde: Sie haben sich in der Wohlfahrtspflege engagiert. Vor allem Stiftungen von Krankenhäusern und Schulen, aber auch von Sparkassen und sonstigen Einrichtungen für Arme und Hilfsbedürftige waren es, mit denen sie sich ein bleibendes Denkmal setzten.

Die Lebensbilder greifen stets weit über die eigentliche Biographie der Frauen hinaus, denn in aller Ausführlichkeit wird auch das Schicksal der jeweiligen Familie und Verwandtschaft vorgestellt. So entsteht ein Gesamtbild des verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Umfelds, das weite Teile Europas umfasste. Wer an Landesgeschichte aus der Sicht der Herrschaft und an der Geschichte des Adels und der Monarchie interessiert ist und sich vor allem für die württembergischen „Royals“ interessiert, wird in diesem Buch, das auch gut bebildert und mit genealogischen Tafeln ausgestattet ist, auf seine Kosten kommen.

Irmtraud Betz-Wischnath

Christopher Dowe: Matthias Erzberger. Ein Leben für die Demokratie. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2011. 160 S., 7 Abb., 15,90 Euro.

Dr. Christopher Dowe ist Kurator der Ausstellung in Erzbergers Geburtshaus in Münsingen-Buttenhausen und Mitarbeiter am Haus der Geschichte Baden-Württemberg, ein profunder Kenner des Lebens und Wirkens des Politikers Matthias Erzberger. Und der Politiker steht auch im Mittelpunkt der Lebensbeschreibung im vorliegenden Bändchen, was nicht nur an der Über-

zeugung des Autors liegt, „dass bei einem Politiker aus der Perspektive historisch-politischer Bildungsarbeit in erster Linie sein Wirken in Politik und Gesellschaft interessiert“ (S. 151), sondern auch am Mangel überlieferter Quellen. Letzteres lässt sich wiederum aus der sozialen Herkunft Erzbergers erklären, aber auch aus seiner Einschätzung durch die Nationalsozialisten: Ein Freund Erzbergers, eine Art Nachlassverwalter, vernichtete Erzbergers Papiere zu Beginn der NS-Herrschaft. Das tut der Lebensbeschreibung aber keinen Abbruch, der politische Werdegang, die vielfältigen Arbeitsschwerpunkte, die „Modernität“ Erzbergers sind spannend genug.

Der erste Biograph Erzbergers, der württembergische Zentrumsabgeordnete Ernst Bauer, charakterisierte den am 26. August 1921 in der Nähe von Bad Griesbach Ermordeten in Anlehnung an den Prolog zu „Wallenstein“ 1925 mit den Worten „Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. Dass nationalistische Kreise den Tod Erzbergers mit dem veränderten Text eines Kirchenliedes („Nun danket alle Gott für diesen braven Mord“) besangen, war der Anfang der Misshandlung des Andenkens von Matthias Erzberger. Die Erinnerungen an ihn wurden ab 1933 systematisch zerstört. Dabei lassen sich viele Argumente dafür finden, weshalb Erzberger auch heute noch erinnerungswürdig ist. Er hat sich „große Verdienste für die Entstehung der ersten deutschen Demokratie erworben“ (S. 155). Zum einen durch seinen Kampf für die Parlamentarisierung des obrigkeitstaatlichen Kaiserreichs, indem er immer wieder, auch gegen innerparteiliche Widerstände, auf den Rechten des Parlaments bestand, v. a. dem Budgetrecht. Des Weiteren legte er seit Sommer 1917 den Grundstein für die „Weimarer Koalition“, die die Weimarer Republik gegen vielerlei Anfeindungen trug. Und er verhinderte durch seine Rolle bei Kriegsende eine Wiederaufnahme der Kriegshandlungen und damit den sinnlosen Tod vieler Soldaten. Zudem gestaltete Erzberger mit seiner Reichsfinanzreform das deutsche Steuer- und Finanzwesen grundlegend um und schuf bis heute geltende Strukturen.

Aber Erzberger war – bei allen seinen Verdiensten – wohl nicht „beliebt“, schon zu Lebzeiten eher „umstritten“. Er hatte zu viele Ecken und Kanten. Er arbeitete viel, meist 16 Stunden am Tag, übernahm mit Geld, das seine Frau in die 1900 geschlossene Ehe gebracht hatte, die Nachrichtenagentur „Korrespondenz für die Zentrumspressen“ und schuf damit die Existenzgrundlage für den Berufspolitiker Erzberger, der seinen Wohnsitz nach seiner Wahl in den Reichstag (1903) nach Berlin verlegt hatte. Erzberger nutzte dieses Medium natürlich auch, um seinen Bekanntheitsgrad zu erhöhen, er wandte aber auch Methoden des „Enthüllungsjournalismus“ an, um Missstände aufzuzeigen.

Erzbergers Kampf für die Rechte des Katholizismus spiegelt eine andere Zeit. Er entspringt einer Art „Glaubenssicherheit, die keine Weltabgewandtheit oder gar Lebensfeindlichkeit zur Folge (hatte), sondern mit einem ausgeprägten politischen und gesellschaftlichen Gestaltungswillen und einer

ungewöhnlichen Bereitschaft verbunden war, anderen zu helfen und sich für deren Belange einzusetzen – sei es nun als Arbeitersekretär im württembergischen Katholizismus oder als einflussreicher Politiker in Berlin.“ Auch Erzbergers nationalistische Haltung, die sich in seinen „Burgfrieden“-Gedanken zu Beginn des Krieges zeigte oder in der Einschätzung des Herero-Aufstandes, entspricht dem Denken der Zeit und macht den Lernprozess deutlich, der Erzberger zum Befürworter eines Verständigungsfriedens werden ließ.

Christopher Dowe zeigt die Anfänge des Politikers Matthias Erzberger sehr detailliert („Anwalt der kleinen Leute“), kennzeichnet seine politischen Grundhaltungen („Volksvertreter im Reichstag“, „Nationale Einheit und soziale Gerechtigkeit im Zeichen des Krieges“, „Friedensschluss und Neugestaltung von Staat und Gesellschaft“) und weist in einer Art Rahmen auf die Einschätzung und Behandlung Erzbergers durch politische Begleiter und v. a. Gegner. Damit zeigt Dowe eindrucksvoll das Bild eines beeindruckenden Mannes.

Bernd Spreemann

Ulrich Renz: Georg Elser. Ein Meister der Tat (Prägende Köpfe aus dem Südwesten, Bd. 7). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2009. 128 S., 25 Abb., 12,90 Euro.

Er wurde von den Nazis ermordet und nach dem 2. Weltkrieg starb er einen zweiten Tod: verleumdet, verdrängt, vergessen. Erst heute werden Johann Georg Elser (1903–1945) und sein Attentat auf Hitler am 8. November 1939 im Münchener „Bürgerbräukeller“ in der ganzen geschichtlichen Dimension gesehen. Erst heute wird die weitsichtige Haltung des Handwerkers von der Ostalb auch mit Gedenkstätten und Gedenktafeln gewürdigt – und auf dem Königsbronner Friedhof hat der im KZ Dachau ermordete Widerstandskämpfer zumindest ein symbolisches Grab gefunden.

Ulrich Renz zeichnet zum 70. Gedenkjahr an das Attentat Leben und Sterben, Tatvorbereitung und Tatausführung Elsers präzise nach. Durch Fotos und Zitateinschübe ist das Buch abwechslungsreich gestaltet. Der Autor setzt sich auch mit den Quellen auseinander. Von Elser existieren keine eigenen Aufzeichnungen, Historiker sind auf die Gestapo-Verhörprotokolle angewiesen. Ihnen billigt Renz hohen Authentizitätsgrad zu, da es Elser gelungen sei, den Protokollen mit seinen die NS-Ideologie konterkarierenden Aussagen den „Stempel aufzudrücken“.

Weiter thematisiert Renz die vom Nazi-Gegner Pastor Martin Niemöller stammende, selbst von renommierten Historikern wie Hans Rothfels übernommene These, Elser sei vermutlich Werkzeug der Nazis gewesen. Und noch im Jahr 2000 sprach der Totalitarismusforscher Lothar Fritze dem Attentäter die moralische Legitimation ab. Indessen wurde Elser von den 1960er und 1970er Jahren an allmählich rehabilitiert. Anton Hoch und Lothar

Gruchmann vom Institut für Zeitgeschichte veröffentlichten die Verhörprotokolle. Später erschienen Biografien wie die des Reutlinger Schriftstellers Hellmut G. Haasis, die Elser als mutigen Mann zeigen, der die mörderischen Triebkräfte der Nazis erkannte, „den Krieg verhindern“ wollte. Ein Mann aus dem ländlich-proletarischen Milieu, im Trachtenverein ebenso zu Hause wie im Rotfrontkämpferbund. Ein Einzelgänger, der so wenig zur klassenkämpferischen Geschichtsschreibung der DDR passte wie zur einseitigen Heroisierung des 20. Juli 1944 in der BRD. Dabei sah Elser das Verhängnis voraus, als die Eliten noch an Hitler glaubten. Seine Bombe verfehlte Hitler um 13 Minuten. Wäre der Diktator getötet worden, hätten die Ausweitung des Krieges und der Massenmord an den Juden wohl verhindert werden können.

Elser scheiterte, aber er setzte ein Zeichen für ein „anderes Deutschland“. Renz hat seiner sachlich-grundlegenden Arbeit den Untertitel „Ein Meister der Tat“ gegeben, ein ursprünglich vom Widerständler Ewald von Kleist auf Claus von Stauffenberg gemünzter Ausspruch. Und in der Tat trifft er auch auf den Schreinergelesen Elser zu, dessen Mut und Entschlossenheit ihn zu einem stillen deutschen Helden machen.

Wolfgang Alber

Hermann Taigel: Pfullingen in der Weimarer Republik. Pfullinger Geschichte 1918–1950, Teil 1 (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Band 16). Pfullingen 2011. 436 S., 42 Abb., 25,00 Euro.

Ders.: Pfullingen im „Dritten Reich“. Pfullinger Geschichte 1918–1950, Teil 2 (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Band 17). Pfullingen 2011. 428 S., 42 Abb., 25,00 Euro.

Mit diesen beiden Bänden ist Hermann Taigel – bis zu seiner Pensionierung 1988 Lehrer am Reutlinger Kepler-Gymnasium und Leiter des Abendgymnasiums – endgültig zum Chronisten seiner Heimatstadt Pfullingen geworden, nachdem er zuvor schon über Teilaspekte ihrer jüngeren Geschichte geschrieben hat. Es ist ein Werk, das nicht nur einige seiner früheren Themen in einen stadtgeschichtlichen Gesamtzusammenhang rückt, sondern auch die ersten 24 Jahre seiner eigenen Lebenszeit abdeckt. Diese Teilhabe an der dargestellten Zeit war zweifellos ein starker Impuls seiner Arbeit, aber ihm ist bewusst, dass sie, zumal bei der Darstellung des „Dritten Reichs“, nicht unproblematisch ist, war er doch Mitglied der Hitlerjugend und wurde als solches – wie andere Angehörige des Jahrgangs 1926 – automatisch in die NSDAP übernommen. Pointiert merkt er im Vorwort des 2. Bandes an: „Nach dem Krieg wurde ich meiner Jugend wegen keinem Entnazifizierungs-Verfahren unterzogen [...]. In meinem Beruf als Gymnasiallehrer, mit Hilfe zeithistorischer Literatur und eigener Forschungen und in vielen Auseinandersetzungen mit Freunden und weniger Wohlgesinnten habe ich in den letzten fünfundsechzig Jahren so gut es ging versucht, mich selbst zu ‚entnazifizieren‘.“

Taigel ist vorsichtig genug, weder eigene Erinnerungen noch ungedruckte Äußerungen anderer Zeitzeugen in die Darstellung einzubeziehen. Er stützt sich vor allem auf Dokumente aus dem Pfullinger Stadtarchiv, und das sind im Wesentlichen die Protokolle von Gemeinderat, Parteien, Vereinen und der evangelischen Kirche. In großem Umfang lässt er die zeitgenössische Presse zu Wort kommen, zumal den „Echazboten“ und nach dessen Ausschaltung 1940 die (parteiamtliche) „Reutlinger Zeitung“. Die Ausführlichkeit der Zeitungszitate und deren ungebrochene Ernsthaftigkeit, die sich ab 1933 oft genug zu Pathos steigert, mag gelegentlich die Geduld strapazieren, bietet aber heutigen Leserinnen und Lesern die Möglichkeit, nachzuvollziehen, was der Bürgerschaft seit 1918 über Stadt und Reich bekannt sein konnte und wie sie beeinflusst wurde. Expliziter Wertungen enthält sich der Verfasser in beiden Bänden. Bezüge auf die zeitgeschichtliche Forschungsliteratur (Broszat, Frei, Wehler, Winkler u. a.) verorten die Stadtgeschichte in der allgemeinen Geschichte.

Beide Bände bilden eine Einheit. Doch wird durch die Separierung umso deutlicher, wie unterschiedlich eine Stadt wie Pfullingen durch die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus geprägt wurde. Die Weimarer Zeit ist gekennzeichnet durch politische Auseinandersetzungen, wobei in den Gemeinderats-, Landtags- und Reichstagswahlen Sozialdemokraten, Deutschnationale und Liberale in der Stadt ähnlich zum Zuge kommen wie im Reich, zusätzlich der Bauern- und Weingärtnerbund und der (evangelische) Christlich Soziale Volksdienst, kaum jedoch die (katholische) Zentrumspartei. Im „Dritten Reich“ wird dann die NSDAP mit ihren Unterorganisationen zur alles beherrschenden Macht, stolz darauf, dass die schon 1922 erfolgte Gründung einer Ortsgruppe die Stadt früh – anders als die „rote Hochburg Reutlingen“ – zu einer „Hochburg des Nationalsozialismus“ gemacht habe (Bd. 2, S. 134). Bis in das stadttypische Vereinsleben hinein, das ausführlich dargestellt wird, ist der Unterschied der Systeme vor und nach 1933 erkennbar. So entsteht 1922 neben den vorhandenen zwei Turnvereinen noch ein dritter, ein Arbeiterturnverein; der aber wird nach 1933 aufgelöst, während die beiden anderen Vereine, ergänzt um den Fußballverein, zusammengelegt und dem Führerprinzip unterworfen werden.

Drei Themen der Pfullinger Zeitgeschichte verdienen besondere Aufmerksamkeit. Immer wieder geht es um die Eingemeindung nach Reutlingen: 1919 Thema heftigster lokaler Auseinandersetzungen, 1934 entgegen den erklärten Plänen Reutlingens und der Landesregierung nach ideologisch begründetem Einspruch des einflussreichen Pfullinger Nationalsozialisten Wilhelm Kinkelin zu den Akten gelegt, 1945 vom Reutlinger Oberbürgermeister mit Hilfe der französischen Besatzungsmacht zunächst in die Tat umgesetzt, später aber durch Landtagsbeschluss rückgängig gemacht. Ein zweites interessantes Thema ist die Tausendjahrfeier Pfullingens 1937, die führende Nationalsozialisten für sich zu instrumentalisieren versuchten und die doch – nach Taigels

Einschätzung – von den Pfullingern „als ihr Fest, und nicht das der Partei“ begangen wurde (Bd. 2, S. 255). Anteil daran hatte mit ihrem (parteiöffentlich bewährten) Festgottesdienst die evangelische Kirche, die – und das ist ein dritter bedeutsamer zeitgeschichtlicher Aspekt – mit ihrem Entstehen für die Bekennende Kirche die wichtigste Widerstandskraft im Pfullingen des „Dritten Reichs“ war. Als bemerkenswerte Episode ließe sich noch der beherzte Einsatz einer Gruppe Pfullinger Frauen hinzufügen, die bei Kriegsende die nationalsozialistischen Befehlshaber vertrieb und so einen sinnlosen Abwehrkampf der Stadt verhinderte.

Die detailreiche, flüssig geschriebene und in manchen Kapiteln auch spannende Darstellung gewinnt durch Schwarz-Weiß-Fotos von Personen und Ereignissen zusätzlich Anschaulichkeit und ist durch ein Personenregister in beiden Bänden gut erschlossen, der 2. Band außerdem durch abschließende Kurzbeschreibungen von politisch Verfolgten und von NS-Funktionären. Zwei schwierige Phasen der Zeitgeschichte werden am Beispiel einer württembergischen Landstadt lebendig und für hiesige Leserinnen und Leser in Örtlichkeiten und (vielleicht noch bekannten) Personen identifizierbar. Historiografisch ist die dokumentarische Konzeption von besonderem Interesse, besonders im Falle des 2. Bandes, leistet sie doch einen Beitrag zu der aktuellen Fragestellung, welche Informationen der Öffentlichkeit im „Dritten Reich“ zugänglich waren.

Reinbert Tabbert

Andrea Bachmann: Tübingen – Der Stadtführer. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2010. 240 S., zahlr. Farbbabb., Stadtplan, 14,95 Euro.

Nach zwei Auflagen eines Stadtführers für Reutlingen (die Besprechungen hierzu siehe in RGB 2003 und RGB 2007) hat der Verlag Oertel + Spörer nun einen solchen für die Stadt Tübingen vorgelegt. Dem gleichen Prinzip wie in Reutlingen folgend, konnte man für die Tübinger Ausgabe in Andrea Bachmann eine erfahrene Stadtführerin als Autorin gewinnen, die sich mit viel Enthusiasmus und Engagement ihrer Aufgabe widmet.

Den Hauptteil des Stadtführers bilden, nach einem stadtgeschichtlichen Überblick, fünf Touren durch Tübingen, die sich jeweils speziellen Themen widmen: Die Oberstadt, die Unterstadt und der Süden werden genauso „erwandert“ wie die Kunst und das „grüne“ Tübingen. Jedem Abschnitt folgt eine kurze Zusammenfassung in englischer und französischer Sprache, auf die der den Stadtführer abschließende sogenannte Serviceteil allerdings verzichtet. Dort findet man neben einer Tour für Rollstuhlfahrer und Vorschlägen zu Ausflügen in die Umgebung Tipps zum Ausgehen, Essen und Trinken sowie zum Bummeln und Einkaufen. Die Autorin fügt weitere Hinweise zu Festen und Märkten, Tübingen für Kinder, Sport und Freizeit, Museen und Galerien, Theater, Literatur, Musik und Film an, ehe der „offizielle“ Teil mit Angaben

zu Übernachtungsmöglichkeiten endet. Literatur- und Bildnachweise sowie ein Register beschließen das Buch.

Aufbau, Struktur und Farbigkeit des Tübinger Stadtführers erinnern stark an das Reutlinger Pendant. Ebenso wie Artur C. Ferdinand in Reutlingen beweist Andrea Bachmann profunde Kenntnisse über und eine tiefe Zuneigung zu ihrer Wahlheimat Tübingen. Ihre Touren beschreibt sie verständlich und unterstützt den Text durch anschauliche Farbfotos. Man kann sich beim Lesen bildlich vorstellen, mit Frau Bachmann auf einer Stadtführung unterwegs zu sein. Besonders lobenswert ist die Tatsache, dass sich die Autorin nicht nur auf das „alte“ Tübingen fokussiert, sondern eigens eine Runde durch das relativ neue sogenannte Französische Viertel beschreibt („Unterwegs im Süden“).

Trotz aller Hingabe und Leidenschaft, die der Autorin vom ersten bis zum letzten Satz ihres Werkes anzumerken sind, wäre manchmal ein sachlich sorgfältigerer, etwas distanzierterer Blick auf das Geschriebene hilfreich gewesen. Sonst hätte sich wohl kaum der Deutsche Kaiser Heinrich VI. im Jahr 1078 in die Gegend von Tübingen verirrt, nachdem er aus Canossa gekommen war (S. 11). Darüber hinaus würden ungefähre Zeitangaben über die Länge der Touren und deren „Bequemlichkeit“ angesichts der Steigungen in Tübingen sicher nicht schaden. Insgesamt liegt aber mit „Tübingen – Der Stadtführer“ ein schönes Bändchen vor, das jedem neugierigen Besucher die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten näherbringt. Schade nur, dass, wie beim Reutlinger Stadtführer, der Preis mit 14,95 Euro etwas zu hoch gegriffen ist. *Sven Föll*

Autoren und Rezensenten

Prof. i. R. Dr. Paul Ackermann, PH Ludwigsburg; Narzissenweg 10, 72770 Reutlingen-Gönningen

Wolfgang Alber M. A., Kulturwissenschaftler und Journalist; Eschenweg 6/1, 72770 Reutlingen-Ohmenhausen

Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Leiterin des Kreisarchivs Reutlingen; Lindachstraße 11, 72793 Pfullingen

Karin-Anne Böttcher M. A., Kulturwissenschaftlerin und Freie Journalistin; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen-Rommelsbach

Rainer Bunz, Fernsehredakteur; August-Bebel-Straße 20, 63329 Egelsbach

Sven Föll; Scheffelstraße 11, 72764 Reutlingen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Dr. Klaus Graf, Historiker und Archivar; Deutsche Straße 8, 41464 Neuss

Dr. Silke Knappenberger-Jans, Historikerin; Bidembachstraße 20, 71640 Ludwigsburg

Gerald Kronberger, Diplom-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen; Wielandstraße 7, 72762 Reutlingen

Nikolaus Meier, Kunstmuseum Basel; Gundeldinger Straße 65, 4053 Basel, Schweiz

Harald Schneider, Studiendirektor i. R.; Steinenbolstraße 33, 72793 Pfullingen

Bernd Spreemann, Studiendirektor i. R.; Langhagweg 13, 72124 Pliezhausen

Bernd Storz, Schriftsteller und Dozent; Paul-Pfizer-Straße 22, 72762 Reutlingen

Prof. i. R. Dr. Reinbert Tabbert, PH Schwäbisch Gmünd; Hans-Grischkat-Straße 3, 72766 Reutlingen

Botho Walldorf; Lenaustraße 23, 72827 Wannweil

Professor Dr. Dr. Eugen Wendler, em. Prof. für Internationales Marketing an der Hochschule Reutlingen; Richard-Wagner-Straße 22, 72766 Reutlingen

Abbildungsnachweise

- S. 10: Reutlinger Adressbuch 1890, S. 37.
 S. 12: StadtA Rt., RUA Nr. 1668.
 S. 14 u. 15: StadtA Rt., Karten Stadtmessungsamt Nr. 793 (Ausschnitte).
 S. 17 u. 19: StadtA Rt., Stadtratsprotokolle 1843–1844, S. 5 und Bauschauprotokoll 1838–1843, Bl. 214 v.
 S. 21: StadtA Rt., S 106 Nr. 11B0407.
 S. 23: Reutlinger Adressbuch 1859, S. 16.
 S. 25 li. u. 25 re.: StadtA Rt., Gerichtsnotariat Nr. 138 (Montage) und B 30 Gebäudebücher.
 S. 29 u. 30: StadtA Rt., Flurkarte Nr. 184 (Ausschnitte).
 S. 32 u. 34: StadtA Rt., Steuerbuch Cramer IV, Bl. 1841 und S 90 Nr. 61.
 S. 37 li.: Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen.
 S. 37 re. u. 41: StadtA Rt., S 90 Nr. 444 u. Nr. 477 (Ausschnitt).
 S. 41: StadtA Rt., S 106 Nr. 12B0027.
 S. 45: Reutlinger Amts- und Anzeigebblatt 1855, S. 490.
 S. 46: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz.
 S. 49: StadtA Rt., Güterbuch der Pfllegschaften, Bl. 71 r.
 S. 52: HMR, F 1991/670.
 S. 55: StadtA Rt., RUA Nr. 1664.
 S. 59: StadtA Rt., Bauratsschreiberei Grundstücksverkäufe/Akte Wendler (unverz.).
 S. 61: Universitätsbibliothek Bergen, KKNS-XO488.
 S. 63 u. 71: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz.
 S. 65 u. 67: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 4.24 und Nr. 55.58.
 S. 73: StadtA Rt., S 102 Nr. 53.
 S. 76: StadtA Rt., DB Nr. 12B0033 und A 1 Nr. 5799/12.
 S. 78 u. 81: StadtA Rt., S 90 Nr. 417 und Tiefbauamt Nr. 41/1.
 S. 82: Reutlinger Adressbuch 1890, S. XXI.
 S. 84: StadtA Rt., DB Nr. 1420, S. 42.
 S. 85: StadtA Rt., Hochbauamt Nr. 1071.
 S. 88: Stadtplan Reutlingen 1968.
 S. 89: StadtA Rt., S 106 Nr. 12B0092.
 S. 90 u. 92: StadtA Rt., Hauptamtsregistratur Az. 621-71 und S 100 Nr. 2210.
 S. 93: StadtA Rt., NL Kocher Nr. 2.
 S. 97: HMR (unverzeichnet).
 S. 99 u. 101: StadtA Rt., Tiefbauamt Nr. 67 und Hauptamtsregistratur Az. 621-71.
 S. 104 li.: Amtsblatt für Reutlingen 1933 Nr. 59.
 S. 104 re.: Informations du Gouvernement Militaire de Reutlingen 1945 Nr. 10.
 S. 107: HMR (unverzeichnet).
 S. 110: Foto: Rose Hajdu, Stuttgart.
 S. 114, 115 li., 116 u. 118: Privatbesitz des Verfassers.
 S. 115 re.: Werner-Zeller-Stiftung, Leonberg.
 S. 120: Aus: Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte, Esslingen a. N. 1915.
 S. 122 u. 126: Privatbesitz des Verfassers.
 S. 128: Foto: Rainer Bunz.
 S. 131: Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 27 Nr. 380.
 S. 132: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, A/3681/2006.
 S. 136: StadtA Rt., S 100 Nr. 1702/21.
 S. 138 li.: Privatbesitz des Verfassers.
 S. 138 re.: StadtA Rt., DB Nr. 3133.
 S. 140 u. 141: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 65.01 u. S 100 Nr. R 39.
 S. 144: StadtA Rt., Gemeindearchiv Ohmenhausen Nr. 1642.
 S. 145: Foto: Rainer Bunz.
 S. 148: Archiv Öffentliche Kunstsammlung Basel.
 S. 149 u. 153: Kunstmuseum Basel, Fotos: Martin Bühler.
 S. 157 u. 159: Universitätsbibliothek Basel, aus dem Besitz Otto Fischers.
 S. 163: Nachlass Werner Moser, Archiv gta, ETH Zürich.
 S. 164 oben: Staatsarchiv Basel, Planarchiv.
 S. 164 unten: Hans Schmidt: Beiträge zur Architektur 1924–1964, Basel 1965, 57–59.
 S. 166 oben: Foto: Nikolaus Meier, Basel.
 S. 166 unten: Foto: Martin Bühler, Kunstmuseum Basel.
 S. 168, 170–174, 176 li.: Kunstmuseum Basel, Fotos: Martin Bühler.
 S. 176 re.: Oeuvre-Katalog Ernst Ludwig Kirchner, 1979, Foto: Nikolaus Meier.
 S. 179 u. 181: Kunstmuseum Basel, Fotos: Martin Bühler.
 S. 183 u. 185: Archiv Öffentliche Kunstsammlung Basel.
 S. 193: Foto: Nikolaus Meier, Basel.
 S. 194: Universitätsbibliothek Basel, aus dem Besitz Otto Fischers.
 S. 195 u. 197: Museum Rietberg, Zürich.
 S. 196: Chinesische Steinabklatsche: 34 Reproduktionen nach chinesischen Steinabklatschen aus den Sammlungen von Prof. Dr. Otto Fischer Ascona, Dr. Tienhe Hu Genève und der Bibliothèque Sino-Inter-

- nationale Genève, hrsg. und verlegt vom Kunstgewerbemuseum Zürich, 1944.
- S. 203 u. 205: Otto Fischer: Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan, Stuttgart/Berlin 1944.
- S. 206: Museum Rietberg, Zürich.
- S. 213 u. 215: StadtA Rt., S 101 Nr. 7464 und S 1 Nr. 3.
- S. 217: www.sprengh.ch/Luzern1332/default.htm/.
- S. 221: StadtA Rt., S 101 Nr. 7227.
- S. 223: RGB NF 20/21 (1981/82), S. 32 (Original: Württ. Landesbibl. Stuttgart).
- S. 227 re.: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823, Leipzig 1823 (Titelseite).
- S. 227 li.: Aus: Schwäbische Heimat 1987/2, S. 122 (Original: Schiller Nationalmuseum Marbach).
- S. 229: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Graph. Sammlungen.
- S. 234: Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852 (Nachdruck des Jürgen Schweier Verlags 1983).
- S. 235 u. 237: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 213.09, DB Nr. 88 und DB Nr. 38.
- S. 239: W. Kinkelin: Pfullingen 937–1937. Ein Heimatbuch der Stadt Pfullingen, 1937, S. 258 (StadtA Rt., DB 2800).
- S. 240: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, Sign.: R 16 I/630 W. Kinkelin.
- S. 243 u. 245: Fotos: Dr. Klaus Graf, Neuss.
- S. 246: Martin Fink, Ina Brandmaier: Pfullinger Sagen, Pfullingen 1987, S. 16.
- S. 249: Wolfgang Rätz, Reutlingen.